Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Frauenplatz Nro. 8.)

Gleim.

Historischer Roman in drei Büchern

von

Klencke.

Zweites Buch.

Der preußische Grenadier.

Cöthen.
Paul Schettler.
1855.

Zweites Buch.

Der preußische Grenadier.

Siebentes Kapitel.

Beinahe fünf volle Jahre liegen zwischen den letzgeschilderten Ereignissen und der Gegenwart. Der Winter 1751 — 1752 geht bereits seinem Ende entgegen, noch sind die Felder und Dächer Halberstadt's mit Schnee bedeckt, der nahe Brocken taucht sein weißes Haupt in die niedrige Wolkenmasse, welche ein Frühling verkündender Westwind über das Gebirge getrieben hat. —

So unfreundlich auch der winterliche Tag für Denjenigen sein mochte, welcher des traulichen Kamins und der Gemächlichkeit des häuslichen Plätzchens entbehrte, so wenig empfanden die Herren des Domkapitels in Halberstadt die Unannehmlichkeiten des Winters, welcher nicht mit seinen kalten, zudringlichen Gaben in die Wohnungen der Herren einzutreten vermochte, sondern nur noch mehr dazu beitrug, die wöhnliche Behaglichkeit im Inneren der Häuser zu vermehren und dessen dargebotene Eisblumen an den Fensterscheiben sogar fliehen mußten vor dem warmen Klima des häuslichen Wohllebens.

Gleim, welcher seit beinahe fünf Jahren als Domsecretair in Halberstadt lebte, theilte die Annehmlichkeiten des ebenso gut dotirten, wie gemächlichen Stiftes im vollsten Maße, denn hier erst fühlte er, daß seine Natur recht eigentlich den friedlichen, gemüthlichen Lebensboden gefunden habe, auf dem sie zu blühen und reifen vermochte. Innere und äußere Ruhe, eine bestimmte, nicht übermäßige Amtsthätigkeit, die ungestörte Zeit im Umgange mit der Muse und ein von dem heitersten Streben nach Freude und Geselligkeit beseelter Kreis gleichgesinnter Freunde machten ihn zu dem glücklichsten Menschen. Der Tribunalrath von Berg, sein erster Bekannter und Gönner dieses Kreises, hatte ihn sehr bald in demselben heimisch gemacht, die heiteren Lieder, die gemüthliche Natur und die Herzensfreudigkeit des Dichters waren von gleichem, empfehlenden Einflusse geworden, wie seine Ruhe und Gewissenhaftigkeit, womit er die Amtsgeschäfte des Domsecretariats zu betreiben gewohnt war. Der nähere Umgang der Domherren von Hardenberg und des gemüthreichen von Spiegel, dann aber auch das, von frühesten Jugenderinnerungen schnell und angenehm zur Freundschaft gesteigerte Wiederfinden des freundlichen Grafen von Stolberg-Wernigerode, welcher alle Jahre sechs Monate lang in Halberstadt zu wohnen pflegte, und Gleim zu seinen täglichen Tischgast erkor, hatten diesen in ein geselliges Verhältniß geführt, welches ihm nunmehr um so unentbehrlicher geworden war, als er sich eingestehen mußte, daß es das wahre, früher nach solcher Heimath suchend umherirrende

Element seiner Dichternatur sei. — Bei nicht überlästigen Geschäften blieb ihm genug Raum und Zeit übrig, seine lebendige Phantasie walten zu lassen und das vorherrschende Dichtertalent auszubilden. — Wir finden ihn deshalb als einen bereits vielgenannten und beliebten Poeten wieder, der, in der Nähe und Ferne anerkannt, von zahlreichen gelehrten Verbindungen geehrt und in allen Gesellschaftskreisen gesucht und gern gesehen wurde; seine scherzhaften Lieder würzten den Wein der fröhlichen Freunde, seine kindliche, neckische Laune fand in den Gemüthern der ebenso geistvollen, wie lebenslustigen Männer einen freiwilligen Wiederhall.

Es ist Mitte Februar 1752; der frischgefallene Schnee, welcher die Felsen, Fichten und Aecker bedeckte, gab der Landschaft, auf welche ein zwar kaltes, aber glänzendes Sonnenlicht niederstrahlte, ein festliches Kleid, tiefe Ruhe herrschte in der vor Kurzem noch von fliehendem Wild, Jagdsignal und Feuergewehr unruhig belebten Gegend. Unweit Halberstadt, bei dem Dorfe Aspenstädt, hatte Graf Stolberg-Wernigerode am heutigen Morgen eine Jagd gehalten und dazu die Herren vom Domkapitel eingeladen. — Jetzt, zur Mittagszeit, sehen wir sie neben einem Felsen, aus dem eine silberhelle und dem starren Eise ihrer Umgebung trotzbietende Quelle hervorrauscht, ein frugales, weidmännisches Frühstück einnehmen, welches der Graf an diesen Ort hatte hinbringen und hier vorbereiten lassen. — Im engeren Kreise, tief eingehüllt, die Gewehre neben sich, erkennen wir, um eine am Schneeboden improvisirte Tafel, unter den

Jagdfreunden des Grafen auch die Domherren von Spiegel, Berg, Hardenberg und den Domsecretair Gleim. — Sie lagerten mit derselben Gemüthlichkeit auf dem Schnee, wie sie es im Sommer auf duftender Waldwiese zu thun pflegten, der gute Stiftswein vom Wernigeröder Schlosse und aus dem Halberstädtschen Domkeller erwärmte mit seinem lange aufgesparten Feuer die Herzen und fröhlichen Gesichter; die Lust der Jagd und die Frische des schönen Wintertages hatten die ausgelassenste Laune geweckt, welche schon längst in neckischen Jagdgeschichten sprudelte. In einiger Entfernung, am Rande der Waldung, lagerte die Jagdbedienung mit den Bauern aus Aspenstädt, welche zum Treiben gebraucht waren; auch bei ihnen kreisete die erwärmende Flasche und erscholl ein fröhliches Gelächter, während Andere das geschossene Wild zusammen schleppten und Zeugniß von der guten Beute der Jagd ablegten. —

Der Graf von Wernigerode sahe einen angeschossenen Hasen nahe vor sich vorüberhinken und seine Blicke wendeten sich nach dem Platze, wo Gleim eben noch lagerte, um den Weidmannsscherz, welcher auf des Grafen Lippe lächelte, gegen ihn zu richten. — „Heda! wo ist unser Secretair geblieben?“ — rief der Graf — „ich wollte ihn auffordern, sein Gewehr dort auf den rauhen Pelz zu richten, damit der Schuß in seiner Flinte nicht rostet und der Gevatter Lampe vom langsamen Verenden gerettet wird; — er thut ja so gern ein barmherziges Werk, der Gleim, wo ist er denn?“ —

Die Blicke der Anderen suchten ihn, da sie seinen Platz leer fanden. — „Ha! ha!“ — lachte von Spiegel — „der Poet geht auf ein anderes Wild aus, das er besser kennt; Pulver und Blei sind ihm lange nicht so geläufig, wie Amor's Pfeil — aber, zum Kuckuck! was macht er denn dort mit dem Mädchen?“ —

In einem verschneieten Hohlwege, welcher aus dem Holze nach dem Dorfe führte, hatte schon seit einiger Zeit ein, von den Jägern unbemerkt gebliebenes junges, freilich sehr ärmlich gekleidetes, aber auffallend hübsches Mädchen vergeblich seine Kräfte angestrengt, einen großen Bündel Reiserholz, welches ihm von der Schulter gefallen war, wieder aufzuladen; Gleim hatte die vor Kälte zitternde Dirne still beobachtet; als sie endlich in ihrer Hülflosigkeit ängstlich umherblickte und einer der am Holzrande lagernden Jagdbedienten, welcher neckisch sein Gewehr auf sie hinhielt, sie so erschreckte, daß sie auf den Schnee niederkroch, hatte Gleim ganz still seinen Platz verlassen, Braten, Brot und Wein, die er gerade in der Hand hielt, mitgenommen, sie damit erquickt und war eben im Begriff, ihr das schwere Reiserbündel aufheben zu helfen, als Domherr von Spiegel aufmerksam darauf wurde.

— „Glauben Sie mir, meine Herren“ — lachte von Spiegel — „unser Secretair ist ein loser Schalk durch und durch — ein Weiberfeind vor den Freunden, denen sein jungfräuliches Herz versichert, daß er nur für Freundschaft schwärme und Gott Cupido keine Macht an ihm habe —

aber er schauet allen hübschen Mädchen nach und ich weiß, daß er nicht ohne zärtliche Lieder in der Tasche neulich nach Blankenburg gefahren ist.“ —

— „Glaub's nicht so schnell“ — versetzte der Graf kopfschüttelnd; — „er ist zu eifersüchtig in der Freundschaft, um für die Liebe empfänglich zu sein; er kann sich unglücklich fühlen, wenn ihm Jemand in der Freundschaft vorgeht.“ —

— „Die Mädchen können sein Herz nicht fesseln, weil sie sich ihm zu leicht ergeben“ — sagte von Berg scherzend, — „er verdiente, daß Cupido sich einmal tüchtig an ihm rächte.“ —

— „Das hat er schon gethan“ — betheuerte von Spiegel — „unser Secretair hat ein ganz besonderes Interesse an der jungen, hübschen Tochter des Bergrath Mayer in Blankenburg gefunden, und ich wette darauf, daß diese ihm zum ersten Male die süßen Hoffnungen der Liebe erschlossen hat; wir werden gewiß im Frühjahr mehr davon hören, aber ich nenne es eine Rache des Liebesgottes, denn es giebt wohl keinen launenhafteren Menschen unter der Sonne, wie diesen Bergrath, der seine Tochter selbst so eifersüchtig liebt, wie es nur ein Bräutigam vermag, und wenn das Mädchen den Gleim wirklich liebt, so wird ihn der Vater dafür wie seinen größten Feind hassen. Das nenne ich doch eine Rache Cupido's an unserem jungfräulich die Liebe verleugnenden Freunde.“ —

— Hm! lieber College" — erwiderte Berg — „wenn Sie Sich nur in unserem Gleim nicht irren — der ist ein zu guter Mädchenkenner, ein zu besonnener Schalk, um an die Angel zu beißen, oder sich mit Schwärmerei an ein Mädchen zu hängen. Als er im Frühling 1750 in Leipzig war, haben ihm seine dortigen poetischen Bekannten ernstliche Vorwürfe gemacht und ihm sogar ein Mädchen empfohlen aber — doch da kommt er, er soll selbst davon erzählen." —

In diesem Augenblicke trat Gleim in den Kreis der lagernden Jäger zurück.

— „Warten Sie nur" — sagte Graf Stolberg, den Zeigefinger drohend aufhebend — „wenn Sie nicht einmal mehr die armen Mädchen, sobald sie hübsch sind, ruhig das Leseholz nach Hause tragen lassen, dann wird solches verliebtes Wesen alle Ihre Betheuerungen des Hagestolzes glücklich zu Schanden machen — Gleim! Was muß man von Ihnen hören? Sie haben Ihre Schäferspiele und Romanzen nicht aus der Luft gegriffen, das sehe ich jetzt ein." —

— „Ei, ei, gestrenger Herr Graf!" — versetzte Gleim mit lächelnder Gutmüthigkeit — „ist's ein Verbrechen, wenn ich einer armen Dirne den Liebesdienst der Barmherzigkeit erweise? Die kleine, hübsche Bäuerin stand da und fror vor Hunger, ich konnte es nicht ansehen, wie sie mit ihrer Kraftlosigkeit rang und da habe ich ihr von unserem Ueberfluß gegeben und ihr die schwere Tracht aufgeladen." —

— „Das haben Sie ganz recht gemacht, mein lieber Gleim" — sagte der Graf, welcher mitten in der Heiterkeit und Neckerei schnell wieder in den Ernst der Stimmung zurückfallen konnte, wenn das Edle seinem Gemüthe imponirte.

— „Ob er auch wol hingegangen wäre, wenn ein altes Weib den Reiserbündel nicht hätte aufladen können?" — fragte Spiegel neckisch.

— „Ei, warum sollte man einem hübschen Gesichtchen nicht lieber folgen, meine Herren?" — erwiderte Gleim eben so unbefangen wie in guter Laune.

— „Sagt mir, Freund!" — rief Berg, indem er die Gläser mit frischem Weine füllte — „warum habt Ihr doch vor beinahe zwei Jahren in Leipzig das niedliche Mädchen nicht lieben wollen, daß die guten Freunde in petto hatten und den eigenen Vortheil der Freundschaft zu opfern willig bereit waren?" —

— „Die Leipziger Mädchen können mein Herz nicht fesseln, der Sieg ist bei ihnen zu leicht. Ich glaube der Liebesgott spielt mit mir einen Possen, daß er sich mir die Mädchen so leicht ergeben läßt, weil er mich von der thörichten Seite kennt, daß ich dann gleich aufhöre zu lieben." —

Die mich nicht haßt, eh' sie mich liebt,
Die mir nicht widerstebt,
Die sich, wie Leipzig, leicht ergiebt,
Die wird von mir verschmäht." —

— „Bravo!" — lachte von Spiegel — „nun weiß man doch, warum man jetzt anfängt, ein Mädchen zu lieben

— wenn das liebe Kind nicht widersteht, so thut's der Vater — he! he! he! — kommen Sie her, Gleim, wir wollen auf die Blankenburger Mädchen trinken, nun? Sie besinnen Sich, Sie werden ja ordentlich roth." —

— „Habe ich denn der Liebe abgeschworen? Ist es Weiberhaß, wenn man das rechte Weib nicht finden kann? Nun ja, auf's Verlieben will ich trinken, denn verliebe ich mich nicht bald, so geschieht es nimmer mehr. Aber, sollte es wol nicht der Liebe zu einem Mädchen hinderlich sein, daß ich so viele Freunde zärtlich liebe? Ich wüßte sonst nicht, warum ich nicht bin, wie andere Menschen, denen nichts leichter ist, als sich zu verlieben." —

— „Dann gratulire ich zur Blankenburger Brautfahrt" — sagte der Graf, nachdem er mit getrunken hatte — „so ist die Verlobung mit der Tochter des Bergraths eine ernsthafte Sache und das altjüngferliche Leben unseres Secretairs hat bald ein Ende. —"

— „Nun, unmöglich wäre dergleichen nicht, aber den Glückwunsch zur Blankenburger Brautfahrt nehme ich dankbar an, denn ich habe noch viel Glück nöthig, wenn ich in der Liebe siegen soll." —

— „Was wird aber" — meinte Domherr von Berg — „Ihr Freund Kleist sagen, der üble Erfahrungen in der Liebe gemacht und sein ganzes Herz Ihnen zugewendet hat, um in der Freundschaft zu finden, was ihm das Weiberherz versagte — wird er nicht eifersüchtig und me-

lancholischer als zuvor werden? Schon Kleist's wegen dürfen Sie Sich nicht verlieben.“ —

— „O, glauben Sie nicht, daß er so egoistisch ist“ — erwiderte Gleim — „sein großes Herz würde sich freuen, wenn sein bester Freund in der Liebe dasjenige Glück fände, was er selbst für immer verlieren mußte.“ —

— „Was treibt er denn jetzt?“ — fragte der Graf von Wernigerode — „ist er denn wirklich ein solcher Hypochonder, wie die Officiere in Berlin und Potsdam ihn schildern?“ —

— „Mit nichten, er war nur verstimmt, weil das Leben ihm nicht Gelegenheit bot, so schnell wie seine feuerige Seele verlangte, die Kränze des Heldenthums, der Ehre und des Dichterruhms zu verdienen, er war von Einsamkeit, Verkennung, Sorge, gekränktem Stolze und Enttäuschung gequält, auf dem besten Wege, ein Menschenfeind zu werden, aber Freundschaft und Poesie haben ihn seiner eigentlichen, herrlichen Natur wieder zurückgegeben.“ —

— „General von Stille hält viel von ihm“ — sagte der Graf — „er hat durch die Aufmerksamkeiten, weche er dem Dichter öffentlich bewies, dem Officiercorps ein Beispiel der Achtung und Anerkennung gegeben.“ — Gleim lächelte still vor sich nieder, da er wußte, daß er der Urheber dieser günstigen Stimmung des Generals war. — „Ich habe“ — fuhr der Graf fort — „das Frühlingslied Kleist's mit großem Wohlgefallen gelesen, es herrscht viel Schwermuth darin, vielleicht verscheucht der Sommer, den

uns der Dichter in der Fortsetzung verheißen hat, den Frühlingsschmerz, aber wie geht es zu, daß von diesem Gedichte zwei verschiedene Ausgaben existiren? Die eine, welche ich vor einem Jahre in Berlin für meine Söhne kaufte, weicht bedeutend ab von derjenigen, welche mir bald darauf der Geheimerath Buchwald schenkte und ganz Original sein soll?" —

— „Darüber" — sprach Gleim — „kann ich eine sichere Aufklärung geben. Kleist wurde, als ich schon längst Berlin verlassen hatte, mit Sulzer bekannt, der Professor am Joachimsthale ist — durch ihn, der schnell mit Ramler befreundet wurde, der seit 1748 als Maitre am Kadettenhause und dann als Professor daselbst die Logik docirt, kam Kleist auch mit diesem in ein engeres Verhältniß; er verehrte ihn schnell wegen seiner schönen Oden, dieser aber achtete Kleist wegen des starken productiven Talentes. Ramler aber ist ein durchaus kritischer Mensch, dem die Correctheit der Sprache über Alles geht, der seine poetische Feile überall geltend macht und gar bald bemerkte, daß Kleist ein schlechter Corrector seiner eigenen Productionen war." —

— „Man hat das sehr häufig bei bedeutenden Dichtern, daß sie an ihrem ersten Entwurfe nicht corrigiren mögen und lieber die Formfehler stehen lassen, als mit der Feile daran verbessern — gleichsam als möchten sie nicht an sich selber mäkeln und lieber den Tadel der Flüchtigkeit nicht achten" — fiel Spiegel ein. — „Dagegen gibt es aber andere, weniger productive, weniger kühne Poeten,

welche ihre Lebtage mit der Selbstverbesserung nicht fertig werden können und Alles feilen und corrigiren müssen, was ihnen von Anderen in die Hände kommt." —

— „Zu diesen Letzteren muß ich meinen, sonst so achtungswerthen und lieben Freund Ramler zählen" — fuhr Gleim fort. — „Die Verbesserungssucht desselben hat auch dem guten Kleist viel zu schaffen gemacht. Allerdings entspringt diese Sucht bei ihm aus einer edlen Quelle, aus dem Eifer, seine und seiner poetischen Freunde Productionen möglichst der Vollkommenheit nahe zu bringen. Indem er aber Ueberflüssiges fortfeilt, Mangelndes ersetzt, übersieht er den in Begeisterung hinströmenden Guß des Ganzen, den Moment der Empfindung, der Stimmung, der Individualität. Das bekannte „Nonum prematur in annum" paßt nicht auf den begeisterten Poeten. Nach diesen berühmten neun Prüfungsjahren des Horaz sind wir zwar vielleicht um neun Jahre weiser geworden, aber gewiß um neun Jahre älter und auch wol kälter; wir taugen dann nicht mehr zum Corrector unserer früheren, poetischen Gluthergüsse. Nun wollte Ramler das ganze Frühlingsgedicht unseres Kleist im Gusse umändern, so ward das Ganze, wie der Dichter selbst mir schrieb, ein vortreffliches Gedicht, aber ein Gedicht Ramler's und es gestatteten Kleist's Stolz und Bescheidenheit nicht, sich für den Autor dieses gänzlich umgestalteten Gedichtes zu bekennen. „„Er will mich auf seinen Flügeln in den Himmel tragen"" — schrieb mir Kleist, gewiß nicht ohne schmerzliches Lächeln, aber er war

weit entfernt, unwillig darüber zu werden, freuete sich sogar über eine schöne Episode, welche Ramler für das Frühlingsgedicht ersonnen hatte und brachte sie selbst in wohllautende Verse, freilich zwar in gereimte Alexandriner, die dem übrigen Gedichte ganz fremd klingen, als wollten sie selbst gegen die Ramler'sche Zuthat protestiren." —

— „Ganz recht" — unterbrach der Graf — „diese Episode steht in der Ausgabe, welche ich in Berlin kaufte." —

— „Sie werden noch mehr Abweichungen von der anderen Ausgabe entdecken. Selbst die Gedankenordnung hatte Ramler verändert, Kleist dachte dabei an den preußischen Wahlspruch: Suum cuique — und überließ dieses umgestaltete Gedicht dem Freunde zur Disposition, ließ aber selbst auf eigene Kosten sein ursprüngliches Frühlingsgedicht drucken und vor die Welt treten. Eine neue, gleichlautende Auflage besorgten bald darauf aus eigenen Geldmitteln die Geheimenräthe Gause und Buchwald und die Hofräthe Bergius und Burchward, welche die lebhaftesten, opferwilligsten Freunde von Kleist's Muse geworden sind." —

— „Das ist brav und edel — wenn ich nach Berlin komme, werde ich's dem Buchwald persönlich sagen; nun will ich die beiden Ausgaben, die ich besitze, noch einmal mit Aufmerksamkeit vergleichen. Kommt denn der Kleist nicht einmal nach Halberstadt? Er soll mir hier oder in Wernigerode herzlich willkommen sein." — Diese Worte sprach der Graf mit seiner gewöhnlichen biederen Bestimmtheit.

— „Ich hoffe, in diesem Jahre sehe ich ihn in dieser Gegend; er schrieb mir gestern noch, daß er einen Werbeauftrag nach der Schweiz erhalten habe und auf der Rückkehr bei mir vorzusprechen gedenke.“ —

— „Dann wird das verheißene Sommergedicht für's Erste noch auf sich warten lassen“ — meinte Berg.

— „Er denkt aber mit Sehnsucht daran — „„wenn ich doch nur Sommer machen könnte““ — schrieb er mir, — „„wenn ich auch keinen anderen Vortheil davon hätte, als Freunde — welch' ein Lohn!““ — Wahrlich! es geht dem Kleist immer Alles vom Herzen und zum Herzen.“ —

— „Er ist Lieutenant in Potsdam?“ — fragte Domherr von Hardenberg, welcher bisher mehr den Zuhörer abgegeben hatte.

— „Seit länger als zwei Jahren hat ihm das irdische Glück mehr gelächelt, als früher, er wurde im Mai 1749 Stabscapitain und vor einem Jahre erhielt er eine Compagnie.“ —

— „Nun, doch gewiß die Leibcompagnie, denn sein Regimentschef, Prinz Heinrich, das weiß ich, hat das Frühlingsgedicht mit großem Vergnügen gelesen“ — fiel der Graf ein. — „Wie auch General von Stille meinte, würde der Prinz dem wackeren Officier diesen Ehrenposten nicht vorenthalten, der zugleich mit vielen materiellen Vortheilen verbunden ist, da die fürstlichen Compagnie-Chefs immer dem Commandeur der auserlesenen Leibcompagnie das ganze, beträchtliche Einkommen davon überlassen.“ —

— „Nur dem edlen Charakterstolze Kleist's ist es zuzuschreiben, daß er die Leibcompagnie nicht erhalten hat" — erwiderte Gleim. — „Der Prinz wollte darum gebeten sein, Kleist wollte nicht darum bitten." —

— „Ei, so hat der Herr Capitain eine tüchtige Dosis Starrsinn?" — fragte Hardenberg — „wie paßt das zum wehmüthigen Dichter?" —

— „Es paßt genau zu einander" — versetzte Gleim im Eifer, jede Mißdeutung vom Charakter seines Freundes so gründlich als möglich zu entfernen. Dieser gute Eifer machte ihn redselig. — „Sie werden den edlen Sinn des Mannes am sichersten aus seinem vermeintlichen Starrsinne herausfühlen können, wenn ich ihnen seine eigenen Aeußerungen citire, welche er darüber an mich schrieb. Der Prinz wußte — so äußert er sich — daß ich der Aelteste war und wenn er mir die Leibcompagnie hätte geben wollen, hätte er's von selbst gethan. Warum soll ich's riskiren, mir eine abschlägige Antwort zu holen und mich nachher mehr über meine Bettelei, als die abschlägige Bescheidung ärgern? Die Wahrheit gesagt, bin ich dem Prinzen zu gut, um zu verlangen, daß er verdammt sein sollte, einen Trübsinnigen, wie mich, täglich um sich zu sehen; überdem kann ich um Wohlthaten nicht ansprechen — man nenne es Hochmuth, aber ich bin nun einmal so, und unvermögend, mich zu zwingen — sonst weiß ich aber von keinem Hochmuthe. — So schrieb er mir und ich habe diesen Stolz nicht Hochmuth nennen können." —

— „Nein, es ist eine stille Resignation, die ehrenvoll genannt werden muß“ — sagte der Graf — „aber man hört doch den Hypochonder darin. Wie reimt sich das, lieber Gleim, mit Ihrer Versicherung vorhin, daß der Kleist jetzt vergnügt und guter Dinge sei?“ —

— „Jene Worte schrieb er vor einem Jahre — jetzt aber versichert er mir in allen Briefen, daß die viele Arbeit ihm wohlthue und gar keine Zeit zu traurigen Reflexionen lasse, so daß er hoffe, seine Jünglingsheiterkeit werde wiederkehren.“ —

— „Wir wollen es ihm wünschen, obgleich es ein eigenes Ding um die einmal geknickte Blüthe der Heiterkeit ist. Da war Ihr anderer, jüngerer Freund, der Klopstock, ein Ausbund von Lustigkeit, ein toller Wildfang, von dem noch die ehrsamen Leute in Halberstadt mit stiller Verwunderung erzählen — wahrhaftig, als er vor ein paar Jahren hier zum Besuch war, da hätte ihm kein Mensch angesehen, daß er noch einen Messias, ein heiliges, ernsthaftes Gedicht schreiben würde.“ —

— „Um so weniger, daß er diesen Messias schon in sich getragen und den ersten Gesang bereits auf dem Papiere stehen hatte“ — fügte Gleim den eben gesprochenen Worten des Domherrn von Berg hinzu, welcher in froher Erinnerung fortfuhr: — „und der Gleim wurde selbst ein Wildfang im täglichen Umgange dieses Ausbunds aller Muthwilligkeiten . . ha! ha! ha! wie Studenten haben sie zusammen gesungen und gebalgt — potztausend! war's nicht

hier, wo wir gegenwärtig lagern, hier an der Quelle bei Aspenstädt, wo die große Wasserschlacht gekämpft wurde, über die heute noch die Bauern erzählen, als ob der Teufel hier umgegangen wäre?" —

Ein Jäger trat an den Grafen heran und fragte, ob aufgebrochen werden solle. — „Was meinen Sie, meine Freunde" — redete der Graf die Umsitzenden an, welche im Sonnenscheine, beim Wein und Gespräche ganz vergessen hatten, daß es Wintertag war und der Schnee den Boden bedeckte — „besteigen wir die Wagen und fahren nach der Stadt zurück? Einen so schönen Mittag im Freien um Februar habe ich lange nicht erlebt, die Sonne wärmt sogar den Rock, der Himmel ist so blau, wie um Johanni, genießen wir noch ein Weilchen diese Jagdruhe im Freien?" —

— „Ich stimme für das Bleiben" — rief Domherr von Spiegel; — „wir auch!" — setzten die Anderen hinzu — „ein solches Frühstück im Schnee kömmt so leicht nicht wieder." —

— „Im Nothfall trinken wir aus der Quelle hier, um die mögliche üble Folge zu verscheuchen" — sagte Berg — „denn sie ist ein Gesundbrunnen geworden, die Leute aus der Umgegend halten das Wasser für heilsam, seit der Klopstock daraus getrunken und die Wasserschlacht gewonnen hat." —

— „Dann lasse ich wirklich eine schwarze Marmorplatte auf steinernem Denkmal an die Quelle setzen" —

sagte Gleim vergnügt — „denn hier hat Klopstock getrunken, hier plauderten wir bis in die Nacht hinein und die große Wasserschlacht ging für mich verloren.“ —

Der als lustiger Gesellschafter und fröhlicher Dichter beliebte Domherr von Hardenberg wurde jetzt plötzlich lebhaft, als er von den Scenen hörte, welche Gleim und Klopstock in dem Freudenrausche des Beisammenseins hier verlebt hatten und die er nur durch Hörensagen kannte, da er zur Zeit gerade abwesend gewesen war. Die Geschichte von der Wasserschlacht bei Aspenstädt war in ganz Halberstadt von den zuschauenden Bauern mit manchen Zusätzen verbreitet worden, man wußte, daß Gleim und Klopstock sich an dieser Quelle neckisch zum Kampfe auf volle Wassereimer herausgefordert und letzterer den Freund zum Fliehen gebracht hatte, man erzählte sich mit Lust am Abenteuerlichen, daß beide in Gesellschaft eines Dritten, der kein Anderer als Klopstocks Vetter, Schmidt aus Langensalza, gewesen war, durch Feld und Wald gestreift waren, gesungen und geneckt, Bauerfrauen und Städterinnen in Schreck oder Flucht gesetzt und überhaupt den ausgelassensten Studenten nichts nachgegeben hatten.“ —

— „Sie hätten einmal diese genialen Herren sehen sollen, lieber Hardenberg“ — sagte Berg — „wie sie im Ueberschwung der Laune die tollsten Knabenstreiche begingen; ich wollte es nicht glauben, daß der kleine, unansehnliche Mensch derselbe Klopstock sei, dessen Messias schon damals viel besprochen und mit großen Hoffnungen erwartet wurde

— ich hätte ihn weit eher für einen Gymnastiker gehalten, da er eine große Gewandtheit im Klettern, Springen, Schwimmen und Werfen hat. Als wir die Tour nach der Roßtrappe gemeinschaftlich machten, lebte ich in fortwährender Angst, daß seine Kühnheit ihn zum Stürzen bringen könnte, aber er hüpfte wie eine Gemse über die Klippen. Ich habe überhaupt keine so tolle Fahrt gemacht, als mit diesem Kleeblatt des Muthwillens, diesem Klopstock, Schmidt und unserem Gleim, den ich wahrhaftig gar nicht wieder erkannte. Und das dauerte fast den ganzen Sommer.“ —

— „Ich hätte dabei sein mögen“ — meinte von Hardenberg — „mit solchen lustigen Studenten und Musensöhnen mache ich gern eine Fahrt in den Harz — jetzt wird aber Klopstock's Zeit des jugendlichen Uebermuthes wol vorüber sein, sein Messiasgedicht, seine Oden sind zu ernst, zu entschieden nach dem Höchsten und Heiligsten strebend, seine Stellung in Copenhagen sicherlich eine zu ehrbare und von der Nähe des Hofes gemessene, um noch den Geist des Uebermuthes zu bethätigen.“ —

— „Wol mag er ernster geworden sein, aber in seinen Briefen ist er noch ganz der Alte“ — erwiderte Gleim; „Leidenschaft und eine schwärmerische Begeisterung für Alles, was auf ihn wirkt, machen ihn zum feuerigen Jünglinge und erregen seine Empfindungen mit Heftigkeit — hoffentlich sehen wir ihn in diesem Jahre wieder, er hat einen Besuch in Hamburg, Quedlinburg und Halberstadt zugesagt.“ —

— „Wie wurden Sie eigentlich mit Klopstock bekannt?“ — fragte Spiegel; — „warum suchte er im dänischen Staate einen Platz, da er doch mit einer unverkennbaren Begeisterung am deutschen Vaterlande zu hängen scheint?“ —

— „Und als er hier in Halberstadt war und mit Gleim Schlachtlieder sang, da dachte er an Hermann und Rom dabei, während Gleim sicherlich für Friedrich gegen Oesterreich schwärmte“ — setzte von Berg hinzu.

— „Nicht wahr?“ — fragte der Graf — „er stammt aus Quedlinburg? Seinen Vater kenne ich noch, er ist der Kommissionsrath, der das Gut Friedeburg im Brandenburgischen Antheile der Grafschaft Mansfeld gepachtet hatte und nach schlechter Rechnung wieder nach Quedlinburg zurückkehrte.“ —

— „Ganz recht, ein treuherziger, biederer Mann, der sich durch einen edlen Trotz und unbeugsamen Muth auszeichnet“ — sagte Gleim. — „Er correspondirt mit mir, seit wir uns kennen und er veranlaßte mich auch, als ich 1748 nach Leipzig reisete, seinen dort studirenden Sohn aufzusuchen, mit dessen poetischer Neigung er unzufrieden war. Meine vertrauliche Freundschaft zu seinem Sohne hat auch veranlaßt mir sein Zutrauen zu schenken.“ —

— „Seinen Charakter in Ehren“ — fuhr Graf Stolberg-Wernigerode fort — „aber es ist ein sonderbarer Mensch, der sich in seiner Friedeburger Wirthschaft durch seinen Aberglauben großen Schaden zugefügt hat. Er glaubt

fest an die Existenz des Teufels, an die Möglichkeit, daß die Geister der Todten citirt werden können und ist durch Gaukler aller Art unzählige Male und immer mit namhaften Verlusten getäuscht worden. Er ist ein Schwärmer in übernatürlichen Dingen." —

— „Sie denken so, wie ich" — erwiderte Gleim — „ich habe selbst erlebt, daß er sich, als ich einmal bei ihm logirte, des Nachts mit dem Teufel weidlich herumschlug und uns alle auf die Beine brachte. Ich glaube auch, daß diese Stimmung des Vaters auf die geheimnißvolle Feierlichkeit und die schwärmerische Richtung im Gemüthe des Sohnes eingewirkt hat. Phantasie und Gefühl herrschen allein bei ihm, er entflammt leicht für einen Gegenstand oder eine Idee ausschließlich. Selbst in der jugendlichen Ausgelassenheit tritt ihm plötzlich eine geheimnißvolle Uebernatürlichkeit oder ein Phantasiebild vor die Seele. — Er hat aber manche Lebenserfahrung gemacht, ich bin begierig, ihn wieder zu sehen, wenn er mit Cramer diesen Sommer hierher kommt." —

— „Was für ein Cramer ist das? Doch nicht der vor anderthalb Jahren nach Quedlinburg berufene Oberhofprediger und Consistorialrath? Die Aebtissin erzählte mir kürzlich mit großem Enthusiasmus von ihm, der Mann kann noch keine dreißig Jahre alt sein." —

— „Ganz derselbe, Herr Graf — dieser Cramer ist nicht nur von großem Einflusse auf Klopstock's Muse gewesen, sondern noch so eng mit ihm verbunden, daß Klop-

stock nicht eher ruhen wird, bis er auch ihn durch den Minister Bernstorf in Copenhagen angestellt sieht.“ —

— „Ei, ei! Hatte schon daran gedacht, ihn nach Wernigerode oder Halberstadt zu ziehen, seiner vielgerühmten Predigten wegen — wo wurde er mit Klopstock bekannt?“ —

— „Durch ein Ungefähr — nachdem Klopstock von Jena zu Ostern 1746 nach Leipzig gegangen war, um, dem väterlichen Wunsche gemäß, seine Theologie weiter zu studiren, eigentlich aber nur, um der Poesie zu leben, womit er sich schon in Jena fast ausschließlich beschäftigt hatte, wohnte er mit seinem Vetter Schmidt, dem Sohne von Klopstock's Mutterbruder zu Langensalza, in einem gemeinsamen Zimmer auf der Burgstraße in Leipzig. Auch Schmidt, welcher Jurisprudenz studirte, fand Vergnügen an der Dichtkunst des Vetters und beide trieben ihre poetischen Versuche ganz im Stillen. — An einem Sommernachmittage kam Klopstock auf den Gedanken, den Hexameter der Alten einmal in deutscher Sprache nachzubilden, der Versuch gelang über alle Erwartung und sofort stand der Entschluß bei ihm fest, dieses Versmaaß für seinen bereits im Sinne getragenen Messias zu gebrauchen. Von jetzt an wurden täglich Hexameter gemacht und scandirt, seine Freunde Rothe, Olde und Kuhnert erfuhren seine Gedanken zwar über die Einführung des Hexameters in die deutsche Poesie, aber Niemand ahnte noch die Intention und stille Ausführung des Messiasgedichtes, das sollte ein Geheimniß bleiben, nur sein Vetter Schmidt war eingeweiht. Zur Meßzeit mußten Klopstock und Schmidt

ihr gemeinsames, straßenwärts gelegenes Zimmer mit einem Stübchen nach dem Hofe hinaus vertauschen, Wand an Wand wohnte Cramer, eine dünne Mauer trennte sie von einander. Cramer hörte nebenan die Worte: Hexameter, Epopöe ꝛc. und machte, neugierig auf seinen dichterischen Nachbar, dem nur im Vorbeigehen erblickten Klopstock einen Besuch. Man kam auf Literatur zu sprechen, Schmidt, welcher die britischen Dichter liebte, stichelte auf die Bestrebungen junger Poeten, welche in den „Bremischen Beiträgen" namentlich gegen Gottsched aufgetreten waren, Cramer, ein Mitglied dieses Bundes, vertheidigte ihn, man rief die Kritik im Gegensatze des Genie's auf, in lebhafter Opposition über eine Aeußerung Cramer's, sprang Schmidt vom Stuhle, zog aus einem Koffer mit Wäsche das versteckte Manuscript des begonnenen Messias hervor, um einen Beweis für seine Behauptung zu liefern, Klopstock suchte erschrocken und entrüstet dem Vetter das Papier zu entreißen, Schmidt aber hielt es hoch empor und Cramer bat dringend, das Gedicht zum Besten zu geben. — Schmidt las, immer noch Klopstock abwehrend, den Anfang, Cramer rief: Das muß ganz anders gelesen werden! — da ergriff Klopstock das Manuscript und sprach: — „ja! es muß anders gelesen werden; da das Geheimniß nun einmal verrathen ist, so will ich's thun." Er las, es war der ganze erste Gesang des Messias in Hexametern. — Cramer fand großes Vergnügen daran und drängte den Dichter so lange, bis dieser einwilligte, es der Gesellschaft der Bremer Beiträger mitzutheilen. Gärtner

erhielt es zuerst, dann die Andern, natürlich war Klopstock sehr bald Mitglied dieser Gesellschaft geworden." —

— „Ich habe von diesen Leuten viel gehört und es ist jawol auch der Gellert mit dabei" — sprach der Graf; — „meine Söhne lesen die Gedichte dieser Bremischen Zeitschrift sehr gern, was wollen die Leute denn neben Bodmer erzielen?" —

— „Bodmer und Breitinger haben sie erst angeregt; — die von diesen ausgegangene Reformation in Sprache und Geschmack, welche aber an der großen Heftigkeit und dictatorischen Autorität Gottsched's, der an Schwabe's „Belustigungen des Verstandes und Witzes" ein verbreitetes Organ besaß, nicht durchdringen konnten, veranlaßten mehre junge Talente, sich von der Schwabe'schen Zeitschrift loszusagen, ein besonderes Organ zu schaffen, das in Bremen erschien, und die kritische Richtung der Schweizer auf eigene Hand, unter den Augen Gottsched's, weiter auszubilden. So vereinigten sich Gärtner, Cramer, Ebert, Rabener, Gellert, Zachariä, Schlegel und Andere zu einer Gesellschaft, welche in wöchentlichen Zusammenkünften ihre literarischen Arbeiten einer wechselseitigen, strengen Kritik unterwarf und der von jetzt an auch Klopstock angehörte." —

— „Ja, nun kann ich mir denken, warum der Klopstock den Cramer nach Copenhagen ziehen möchte" — sagte der Graf — „ich habe nur gewußt, daß dieser anfangs Corrector bei Breitkopf, dann Hauslehrer bei dem Doctor

Börner in Leipzig gewesen ist, als er dort Theologie studirte.“ —

— „Klopstock ist ja auch mit Bodmer sehr bekannt, hat ihn ja in Zürich besucht — aber daß ein solcher Mann nicht in Deutschland eine passende Anstellung fand — das Vaterland ist doch stets undankbar. Jetzt ist er in Dänemark zu verwöhnt, um ihm noch einen Platz anbieten zu können, der ihm zusagte“ — meinte Spiegel.

— „Und doch hat er früher vergebens darum geworben“ — antwortete Gleim. — „Obgleich er schon 1748, wo er Leipzig verließ und im Hause seines Verwandten in Langensalza, bei dem Kaufmann Weiß, die Aufsicht über dessen Sohn übernahm, ein gefeierter Dichter geworden war, indem der erste Gesang des Messias, in den Bremischen Beiträgen gedruckt, die Gebildeten mit Erstaunen erfüllte, so vermochte doch selbst der einflußreiche Haller in Göttingen nicht, ihn im Hannöverschen anzubringen. Er wünschte sich lieber an eine Schule, als eine kirchliche Gemeinde, Geßner sogar unterstützte seine Wünsche bei dem Leibmedicus Werlhof in Hannover, der Messias wurde in England den Herren Glaver und Mallet, welche bei dem Prinzen von Wallis viel gelten, sowie dem Drosten von Münchhausen in die Hände gespielt, aber der hannöversche Minister besann sich nachdenkend, ob es auch den Erblanden der britischen Majestät zuträglich sei, dem Dichter eine anständige Bedienung zu geben.“ —

— „Ha! ha! Aecht Hannövrisch!“ — lachte Berg — „nun ja, der Messias wird wol in der Antichambre des Prinzen liegen geblieben sein, obgleich Pope's Bildniß darin hängt und Glover öfters durchgeht. Hannover hat noch nie für einen Poeten etwas gethan, desto mehr aber für den Herrenstall.“ —

— „Unmuthig darüber“ — fuhr Gleim fort — „nahm Klopstock die Einladung Bodmer's an, um in der freien Schweiz zu vergessen, daß eine Prinzessin von England, deren Mutter allein deshalb eine Frau glücklich machte, weil sie Milton's Tochter war, den Messias ungelesen bei Seite geworfen hat, weil er nicht schön genug gedruckt ist“ — —

— „Das sieht den Engländern ähnlich“ — lachte Hardenberg — „dort an der Themse steigen die bösen Nebel auf, welche über das hannöversche Erbland ziehen, in deren Dunste sich die Herren in Hannover und Stade einbilden, großbritanische Wassermücken zu sein und jeden freien Zug fürchten. In ihrem verschlungenen Canzleistyle sitzen sie wie eingesponnene Larven fest.“ —

Die Miene des Grafen von Wernigerode verrieth, daß diese Rede über hannöversche Zustände ihm unangenehm sei und um rasch abzulenken, sprach er: — „Oft ist aber eine Person auch selbst schuldig, wenn ihr Talent keinen Platz findet, der Herr Klopstock soll ein etwas zu leidenschaftliches Naturell haben in der Liebe — er hätte beinahe eines Mädchens wegen, das ihn nicht liebte, den Kopf verloren, so erzählt man.“ —

— „Das wäre ja eine Liebesprobe für unseren Gleim, der erst durch Widerstehen verliebt wird" — scherzte Hardenberg. — „Uebrigens, mein lieber Secretair, nehmen Sie an Ihrem Busenfreunde Klopstock ein Beispiel, der hat ein eben so langbrennendes, wie schnell entzündendes Herz, für die Fanny stirbt er langsam verblutend, an Meta's Brust wacht er wieder auf, um — sie liebeheiß mit Fanny zu vergleichen. — Haben Sie wol seine Oden: „der Abschied — die Stunden der Weihe — Bardale — An Cidli" — gelesen? Fanny und Cidli sind zwei sehr verschiedene Schäferinnen, die eine ist hart und kalt wie ein Stein, die andere heiß, wie Feuer." —

Gleim hatte diese scherzhaft gesprochenen Worte mit einer Unruhe angehört, welche seine Wangen röthete. Er fühlte die frivole Berührung eines Geheimnisses, das seine Freundschaft zu Klopstock heilig mit durchlebt und bewahrt hatte. Es drängte ihn, den Freund nicht falsch beurtheilt zu wissen, zumal die Zeit und das Leben selbst in ihren Ereignissen die stille Vertraulichkeit der Liebe aller weiteren Verpflichtung des Schweigens bei Gleim überhoben hatte. — „Meine Herren" — hub er an — „was früher ein mir anvertrauetes Mitwissen war vom Glück und Schmerz meines Freundes, das hat er selbst in seinen Oden verrathen, das wurde durch die Aufmerksamkeit, welche die Welt dem Leben des Dichters widmete, bereits vielfach eine Sache der Oeffentlichkeit. Wo Klopstock liebt, da liebt er zart und rein, da ist seine ganze Seele betheiligt und aufopfernd,

denn er kann nicht anders, als geistiger Art lieben. Eben dieses Erheben der Gefühle auf die Höhe eines fernen, schöneren Jenseits giebt seiner, selbst glücklichen Liebe den Ausdruck der Schwermuth, — seiner Hoffnungslosigkeit aber den Heroismus der Opferfreudigkeit und des kampffertigen Muthes. Kennen Sie seine Liebeserlebnisse genau? Nicht aus den Oden können Sie die Ursachen gründlich erfahren, deren schmerz- oder glückerfüllte Wirkungen diese poetischen Ergüsse sind." —

— „Ich bitte Sie, lieber Gleim, erzählen Sie" — sprach von Hardenberg.

— „Sind Sie denn so genau eingeweihet?" — fragte Berg; — „nun sehe Einer den Gleim, da ist er ein Isispriester am Altare der Liebe Anderer und Niemand hat ihm solche Mitwissenschaft angemerkt." —

— „Alles, was Klopstock empfand, legte er in meine mitfühlende Brust nieder; ich hatte kein Recht, dergleichen theuere Schätze der Freundschaft zu veruntreuen. Jetzt hat die Zeit meine Vertrauensgüter freigegeben. — Als Klopstock 1748 seinem Vetter Schmidt nach Langensalza folgte und hier Hauslehrer beim Kaufmann Weiß wurde, bezauberte ihn die schöne und geistreiche Schwester Schmidt's, die in den Oden verherrlichte Fanny. Aber seine Liebe blieb unerwidert, sie schwankte, schwamm zwischen Ja und Nein, wollte und wollte nicht. Er fühlte, daß sie eine Liebe, wie die seinige, nicht zu schätzen wußte, aber ohne sie glaubte er nicht glücklich sein zu können. Das Neinwort

würde ihm erträglicher geworden sein, als das stürmisch wogende Meer unstäter Gedanken. Er fühlte sich erschüttert in der Festigkeit seines gleichmüthigen Charakters, hielt die Schmerzen der Liebe für groß genug, um solche Gewalt über ihn zu verdienen, die Vorstellung, daß Fanny die gleichgroßen Empfindungen fühle, aber sie ihm aus einem gewissen Stolze oder Eigensinne nicht entdecken wolle, daß aus den seelenvollen Augen ihres schönen Antlitzes nicht die Liebe hervorbrechen wolle, ließ ihn die Angebetete mit Laura vergleichen, die nach Unsterblichkeit dürstet. Selbst nicht seinem Vetter Schmidt, dem Bruder Fanny's, hatte er von seinen Schmerzen gesagt und erst spät sein Herz erschlossen. — Er nannte Klopstock zu furchtsam und suchte selbst das wahre Gefühl seiner Schwester auszuforschen, als sie ihn, den immer noch in Leipzig Weilenden zur Meßzeit besuchte. Sie sprach sich nicht aus, betheuerte, den Freund zu achten, ging auch ferner ganz unbefangen mit ihm um, nahm die frischen Manuscripte seiner Oden von ihm an, verrieth oft unwillkürlich ihr hohes Interesse für den Dichter, aber erwiderte seine ernste Liebesbewerbung mit flüchtigen, oberflächlichen Worten, oder verglich den liebeathmenden, das Leben zur Huldigung darbietenden Brief des Schmachtenden mit einem anakreontischen Täubchen, schrieb ihm Tändeleien und unterhielt ihn mit gleichgültigen Stadtgeschichten. In der Stimmung der Hoffnungslosigkeit verließ er Langensalza und zog nach Quedlinburg, um der Einladung Bodmer's zu folgen und in der Schweiz auf andere Gedanken zu

kommen. Ich sprach ihn um diese Zeit, er hoffte, durch Entfernung und Zerstreuung von seiner Liebe zu dem seltsamen Mädchen zu genesen. Daß er aber trotzdem noch vor einem Jahre an Fanny dachte und dieselbe immer noch der Gegenstand seiner Wünsche war, erhellt aus seinem damaligen Streben nach Verbesserung seiner äußeren Stellung, um der Geliebten mit größerem Selbstvertrauen nochmals die Hand bieten zu können.“ —

— „Das Mädchen muß kein Herz gehabt haben“ — meinte von Berg — „ein Anderer würde durch solche Abstoßung und Kälte längst besonnen geworden sein.“ —

— „Und doch bittet er, Fanny nicht anzuklagen; aber hören Sie, wie sein Schicksal sich äußerlich wendete. Graf von Bernstorf, welcher sich als dänischer Gesandter in Paris aufhielt, hatte durch den Cabinetsprediger des Herzogs von Gotha, einen Pastor Klüpfel, die ersten drei Gesänge des Messias kennen lernen, daran großes Wohlgefallen gefunden und bei seiner Rückkehr nach Copenhagen dem Oberhofmarschall des Königs Friedrich V., dem Grafen Moltke, den jungen Dichter empfohlen. Der König wurde aufmerksam darauf gemacht, Klopstock erhielt eine Einladung nach Copenhagen, zu einer unabhängigen Stellung nebst 400 Reichsthalern Jahrgeld, um den Messias zu vollenden. Er folgte dem Rufe, reisete vorigen März aus der Schweiz nach Quedlinburg zurück und die Leidenschaft für Fanny erwachte beim Wiedersehen mit neuem Feuer. Er erhielt auch jetzt

keine Erhörung und reisete fort über Braunschweig und Hamburg nach Copenhagen." —

— „Nun stehen wir aber auf dem Scheidepunkte" — sprach Hardenberg; — „da Sie, lieber Domsecretair, ein so genauer Registrator der Liebe Ihres Freundes sind, so klären Sie mich über das Wunder auf, wie es zuging, daß bald nach der Hamburger Durchreise die liebesüchtigen Oden an eine Cidli ertönten?" —

— „Glauben Sie mir, die Verherrlichung eines Mädchens unter diesem Namen ist nichts weiter, als Freundschaft, er liebt Fanny nach wie vor, die Gewißheit, daß sie ihn nicht wieder liebe, konnte ihn nicht zu einer völligen Resignation bewegen. Er lernte Meta Moller durch seinen Freund Gieseke in Braunschweig zum ersten Male dem Namen nach kennen. „Wenn Sie nach Hamburg kommen" — hatte ihm dieser gesagt — „so müssen Sie dies Mädchen sehen, das für Ihren Messias schwärmt; er hatte ihm einen Brief von ihr gezeigt, welcher kritische Bemerkungen über dies Gedicht enthielt. Klopstock kam in Hamburg an und da er Hagedorn, dessen Bekanntschaft er vorzugsweise dort suchte, nicht gleich sprechen konnte, so fiel ihm die von Gieseke mitgegebene Adresse ein, er ließ sich bei Moller's melden, er sahe Meta, ein liebenswürdiges, süßes Mädchen, welches ihm mit kindlicher Unbefangenheit ihre Verehrung nicht zu verbergen vermochte. Nur drei Tage konnte Klopstock in Hamburg bleiben; am zweiten wurde ein Gastmahl angestellt, er speisete mit Hagedorn bei der Moller. Sie

lauschte auf jedes seiner Worte, kannte alle seine Poesien, er redete fast nur mit ihr und vergaß Hagedorn ganz darüber. — Beide verstanden sich, er war mit ihr allein gewesen, er hatte ihr seine unglückliche Liebe zu Fanny erzählt, sie weinte und litt mit ihm. Am dritten Tage trennten sie sich, aber sie haben seitdem eifrig Briefe gewechselt, ihre Natürlichkeit entzückte ihn, er nannte sie seine süße, liebe Freundin. — Aber Fanny ist noch immer nicht in seinem Andenken erloschen, er sank in um so tiefere Schwermuth, als er Meta's Freundschaft als ein Glück empfand; er kann, so schrieb er mir noch im verwichenen Herbste, nicht aufhören, sie zu lieben.“ —

— „Aber merkt er denn gar nicht, ob das Mädchen vielleicht längst einen Andern liebt?“ — fragte Berg — „lebt er nicht nur in einer poetischen Selbsttäuschung? Nehmen Sie mir's nicht übel, lieber Gleim, Ihr Freund ist ein genialer, lebendiger und angenehmer Mann, aber ob gerade ein schönes Mädchen Geschmack an ihm finden kann, das weiß ich nicht. Ich erinnere mich seiner noch ganz genau, er ist ein unansehnlich gewachsener Mensch, der sich auch im Aeußeren sehr zu vernachlässigen gewohnt schien — die Fanny ist schön, ich vertheidige sie, denn ich begreife recht gut, daß er durch seinen Dichterenthusiasmus wol der Eitelkeit einer stolzgewachsenen Jungfrau schmeicheln, aber nicht deren Herz gewinnen kann. — Seine Liebe scheint mir doch fixe Idee geworden zu sein. —

Gleim sahe den Domherrn und Tribunalsrath von Berg groß und verlegen an. Er fühlte, daß derselbe etwas behauptet hatte, dessen Wahrheit er zu widerlegen außer Stande war; — „aber ist Meta nicht auch schön?“ — versetzte er — „und sie würde den unansehnlichen Dichter gewiß nicht vergebens um ihr Herz bitten lassen.“ —

— „Ei, es geht ja aus Allem hervor, daß sie nicht in die Person, sondern in den Dichter verliebt ist; außerdem mag sie ihre eigene Liebenswürdigkeit weit weniger kennen, als Fanny ihre stolze Schönheit; sie mag ein anmuthiges Veilchen sein, daß sich im Sonnenscheine des Genie's erquickt; eine stolze Rose, wie Fanny Schmidt, buhlt wol mit dem Sonnenstrahle, so lange er sie beglänzt, fordert aber selber die Huldigung des Schönen.“ —

— „Wie lebt der Dichter denn jetzt in Copenhagen?“ — fragte der Graf von Stolberg-Wernigerode. — „Vor Kurzem, am 19. December, ist ja die dänische Königin Louise gestorben und das Land in Trauer gesetzt.“ —

— „Klopstock hat diese gerechte Trauer in seiner Ode an den König zum schönsten Ausdrucke gebracht. Allerdings wird der Tod der allgeliebten Frau auch Manches in des Dichters angenehmer Lage verändern. Seit seinem Eintreffen in Copenhagen ist er dem dänischen Hofe immer nahe gewesen, den Winter über wohnte er in der Gotterstraße, im Sommer folgte er dem dänischen Hofe nach dem Lustschlosse Friedensburg, wo er die Ruhe und Süßigkeit des Landlebens genoß. Er schrieb mir, daß über die Insel eine Menge

prächtiger Lustschlösser zerstreuet lägen, von denen der König das kleinste aber angenehmste gewählt habe, wo er nur ein Zimmer für sich und eine kleine Entrée zur Audienz bewohne.“ —

— „Ich kenne die Insel“ — fiel der Graf ein — „sie ist sehr anmuthig, man sieht von dem Schlosse des Königs ringsum in den Wald, von vielen Alleen durchschnitten. Das ist überhaupt ein Plätzchen, um den Messias zu vollenden.“ —

— „Klopstock hat auch bereits den fünften Gesang fertig; der König, Moltke und Bernstorf nehmen großes Interesse daran. Aber wer hätte gedacht, daß diese Sommerlust so schwer getrübt werden würde. Der König will sich zerstreuen und diesen bevorstehenden Frühling nach Holstein reisen; Klopstock wird dann den Sommer größtentheils in Hamburg zubringen und auch, so hoffe ich, einen Ausflug nach Quedlinburg und Halberstadt machen.“ —

— „Dann führen Sie ihn mir zu“ — sagte der Graf, indem er aufstand und sich den Schnee von den Füßen schüttelte; — „dieser Aspenstädter Quelle müssen wir's zu Gute halten, meine Herren, daß wir uns in eine lange Unterhaltung eingelassen und die Jagdruhe im Schnee verlängert haben. Ich denke, wir brechen auf, es wird wieder kalt.“ —

— „Wahrhaftig, hat man doch im eifrigen Zuhören ganz vergessen, daß es Wintertag ist und wir hier auf Schnee lagern. Jetzt erst bemerke ich, daß mir der Reif auf den Haaren sitzt. Aber so macht's der Gleim immer

— neulich wollte er mir vom Spiegelberge herab den Untergang der Sonne zeigen und ich hörte seiner hübschen Naturschilderung so aufmerksam und unwillkürlich zu, daß ich, als wir weiter gehen wollten, wirklich mit den Sohlen festgefroren war." —

Das Aufstehen des Grafen, dem die Begleiter folgten, brachte die am nahen Waldsaume lagernde Jagdbedienung schnell in Bewegung, da sie schon mit fröstelndem Hauchen in die Hände und festem Aufstoßen der Füße in kurzem Auf- und Abgehen, voll Ungeduld auf den Aufbruch der Herren gewartet hatten. Alsbald erschienen die Leibjäger des Grafen um den improvisirten Tisch am Boden abzuräumen, die Meute wurde unruhig, die Bauern trugen das Wild vorüber, die zwei leichten Jagdwagen fuhren vor, um die Herren aufzunehmen. — Frisch und fröhlich gelangten nach kurzer Fahrt die guten Freunde nach Halberstadt zurück. Der Graf hatte seine Jagdgenossen zu einem Diner eingeladen; sie trennten sich vorläufig, um ihre Kleider zu wechseln und zur bestimmten Stunde wieder zusammenzutreffen. —

Gleim kehrte in sein behagliches Junggesellenstübchen zurück und legte sich, von ungewohnter Jagdbewegung etwas erschöpft, auf seinen Sopha. Die Unterhaltung an der Felsenquelle bei Aspenstädt hatte eine Menge von Erinnerungen und Gefühlen geweckt, welche jetzt in seiner Seele von Neuem auftauchten und die Bilder seiner Freunde, welche die Wände der Studirstube schmückten, lebendig mach-

ten. Kleist, Klopstock, Uz, Sulzer, Ramler redeten zu ihm durch den auf ihn gerichteten Blick der Bilder. Es gehörte zu seinem unentbehrlichsten Seelenbedürfniß, jederzeit mit diesen Freunden geistig zusammen zu sein, sie wenigstens im Portrait zu schauen, in ihren Briefen mit ihnen zu leben. — Diese Briefe waren sein Heiligthum; so fleißig und prompt er selbst im Schreiben an die theuren Seelengenossen war, so unglücklich und verlassen fühlte er sich, wenn ein Brief länger, als seine Freundschaft forderte, ausblieb. Dieses rein geistige, von der Gemächlichkeit des sorgenfreien Daseins beschützte Verkehren mit seinen Freunden war sein wahres Lebenselement geworden. Aber ihm fehlte noch Eins — und das war jetzt sein Dichten und Trachten. Er, welcher selbst so oft in seinen Briefen die Freunde getröstet hatte, fand aus ihren Briefen keinen Trost für dasjenige, was er noch entbehrte, wonach er rang. Der Gedanke, der ihn schon unter sorgenvollen, früheren Jahren so zukunftsreich und lockend beschäftigt hatte, dem er mit Kleist einst im engen Stübchen zu Potsdam und im Laubhölzchen zu Sanssouci so eifrig ein Wortführer gewesen war, nämlich das Glück, mit den Freunden an einem und demselben Orte zu leben, eine poetische Akademie zu bilden und gemeinsam, zum Beispiele und Schutze der schönen Wissenschaften, auf dem Parnassus der Dichterfreundschaft zu leben — dieser Gedanke einer Halberstädtischen Akademie, welche im Vereine mit den Freunden den Grund zu einer großen und herrlichen Literaturbildung des deutschen Volkes legen und an deren

Spitze sein geliebter König Friedrich schützend und verherrlichend strahlen sollte — beschäftigte ihn in jeder einsamen Stunde, wenn er, von den Bildern seiner Geistesgenossen umgeben und ihre Entfernung von sich um so lebhafter empfindend, den Spuren ihres Daseins und Wirkens mit sehnender Phantasie folgte.

Auch jetzt, wo er im süßen Traume der Freundesnähe die liebkosenden Blicke auf ihre Portraits richtete, überkam ihm die Ungeduld des unerfüllten Hoffens und er sank in ein wehmüthiges Grübeln über Mittel und Wege des immer noch zurückweichenden Zieles. Seine Dichternatur sahe die schönsten und glänzendsten Punkte dieser vorliegenden Bahn immer zu nahe vor sich, wie glänzende Riesenberge am unerreichten Horizonte weit näher erscheinen, als sie wirklich sind. In seinem Sinnen und dem zum fernen Ziele leicht hintragenden Fluge seiner Phantasie, richtete er sich plötzlich selbstvergessend auf, seine Gesichtszüge lächelten wie im Anschauen einer glücklichen Erscheinung. — „O!" — rief er aus — „welch' ein Jubel ist es, welche überschwängliche Lust, wenn ich dann in allen Freuden, die ich genieße, weiß und sagen kann: die herzlichen Freunde sind auch mit dabei!" —

Sein glänzender Blick fiel auf ein trockenes Sträußchen von Wiesenblumen, welches auf den Büchern des Schreibtisches lag. Ernst, Unruhe und feierliche Wärme wechselten in seiner Miene. — „S i e gab es mir" — sprach er sinnend — „als wir zuerst im verflossenen Herbst über die

Wiese bei Blankenburg gingen, sie so lieblich verschämt, ich so unruhig und zerstreut und beklommen — O! Klopstock hat Recht, es giebt etwas Mächtigeres als Freundschaft, ich begreife meinen Kleist, daß er um Wilhelmine trauern konnte, wo ich ihm Ersatz durch Freundschaft bieten wollte . . . fast schäme ich mich vor den Bildern meiner Freunde, daß ich mit Gefühlen an das liebliche Mädchen denke, welche denen der Freundschaft das Gleichgewicht halten — aber liebt nicht Klopstock auch, liebte nicht Kleist? — Wenn eine unglückliche Liebe schon so tief das Herz zerfleischt, wie selig muß erst die Gegenliebe sein, wie gewaltig das Licht, das solche Schatten werfen kann!" — Er sprang rasch empor und zog ein zartes Briefchen aus dem Kästchen des Schreibtisches, das er mit glücklicher Weichheit des Blickes las und wieder las. — „Das ist Liebe — so redet die Liebe — so stürmt das Herz in mir, wenn es liebt, das ist keine Freundschaft mehr, besitzen, ganz besitzen muß ich Dich, junges, herziges Mädchen; o! Ihr Freunde, segnet mein Gefühl, Ihr sollt dabei nichts an mir verlieren!" — Zärtlich schauete er die Portraits seiner Freunde an und setzte sich dann wieder nieder, den Kopf gestützt und stillen Erinnerungen sich hingebend.

Nach einer Weile klopfte eine eilige Hand an die Thür; Gleim schreckte auf und erschien verlegen, da der Domherr von Spiegel eintrat. — „Was? Sie sind noch im feuchten Jagdhabite?" — rief dieser verwundert — „ich wollte Sie zum Diner des Grafen abholen; haben

Sie geschlafen, weil Ihnen das Jagdleben eine ungewohnte Arbeit ist? Sputen Sie Sich, hoffentlich sind Sie wohl?" —

— „Ja, ja, so wohl wie ein Fisch im Wasser, ich war in's Nachsinnen gerathen, vergaß die Stunde und . . ." —

— „Ja, wir haben wol ein Jagdlied gedichtet, was die Tafel würzen soll?" — unterbrach der Domherr den verlegenen Gleim — „aber Sie sehen ja so schwärmerisch sanft und selig aus, lieber Freund, na! am Ende habe ich doch nicht auf einen hohlen Busch geklopft, als ich draußen bei dem Frühstück im Freien den Hasen herausfordern wollte — — der Herr Secretair ist doch wol in das Blankenburger frischäugige Hexchen verliebt — ah, da schauet ein Brief aus der Westentasche heraus, wenn er auch aus dem Hause des Bergrathes kommen mag, so hat ihn der Papa nicht geschrieben." —

— „Lieber Herr" — sprach Gleim in einer so flehenden Weise, daß der Domherr ihn von Neuem mit forschendem Blicke maß — „sprechen Sie mir zur Liebe nicht davon; wenn das Seidengespinst, was Sie öffnen, leer wäre, so würden Sie um eine angenehme Erwartung getäuscht sein, wäre aber wirklich ein künftiger Schmetterling darin, so würden Sie ihn durch das frühzeitige Oeffnen tödtlich verletzen. Sehen Sie hier die Bildergallerie meiner Freunde, einstweilen haben sie ein Recht auf meine Liebe." —

— „Was ist aus dem Anakreon geworden? Ich bilde mir Alles schon als wirklich ein, was ich Ihnen zum Glücke wünsche, das Junggesellenleben ist für Sie ein Klima, worin der anakreontische Geist der Fröhlichkeit leicht zum Hypochonder wird, Liebe und Wein wollen genossen sein, wo sie besungen werden, Sie aber lieben nur Männer und trinken Wasser. Sie sind schon etwas Hypochonder geworden, wissen Sie das wohl? Ich überrede mich, daß es verliebtes Wesen bei Ihnen sei." —

— „Meine Freunde machen mir Sorge — ich dachte auch vorhin, als ich hier die Portraits von den Göttern des künftigen deutschen Parnassus um mich sahe, an einen lange genährten Wunsch, diesen Göttersitz in unserm lieben Halberstadt zu gründen." —

— „Ah! Sie reden von der Akademie — die möchte ich heute schon als Wirklichkeit begrüßen, denn was könnte uns hier angenehmer sein? Graf Stolberg würde gern Opfer dafür bringen, aber — ach! das unglückselige Aber!" —

— „Geht's nicht auf diese, so geht's auf eine andere Manier — mit dem Bewußtsein, Gutes und Großes zu schaffen, hoffe ich auf Gottes Hülfe." —

— „Und übersehen die Schwierigkeiten, mein Bester. — Ich komme immer wieder auf die beiden größten Hindernisse zurück, welche zuerst beseitigt werden müssen, einmal

der Mangel an Geld, dann aber die Abneigung des Königs und seiner Umgebung gegen deutsche Poesie. Denken Sie doch nur daran, daß selbst Ihres Kleist's Frühlingsgedicht erst in italienischer Uebersetzung dem Prinzen Heinrich bekannt geworden und der Aufmerksamkeit werth gehalten ist." —

— „O! wenn ich nur selbst einmal mit dem Könige reden dürfte, er sollte anderer Meinung werden!" —

— „Ein frommer Wunsch, lieber Gleim, trotz dem, daß Prinz Wilhelm, General von Stille und viele Andere Ihre Gönner sind; — die Hauptsache bleibt das Geld; woher sollten die Gehalte genommen werden, wenn Kleist, Klopstock, Ramler, Cramer, Sulzer, Uz und Andere nach Halberstadt berufen würden? Außerdem sieht es wieder sehr kriegerisch in der Welt aus, der König muß vielleicht noch einmal und zwar zum dritten Male nach Schlesien ziehen, die Frau von Pompadour in Versailles kann es unserem König nicht verzeihen, daß sein Gesandter von Knyphausen sie nicht besuchen darf und der König eines seiner Pferde mit ihrem Namen getauft hat, die Oesterreichische Kaiserin kann den Unterrock nicht vergessen, den Friedrich ihr geboten. Wer weiß, wann es losgeht, ob wir Franzosen oder Oesterreicher eher als eine Akademie in Halberstadt haben, für die ich allerdings am Liebsten stimme." —

— „Für Preußen's Ruhm und Friedrich's Sieg opfere ich gern meine Pläne des Friedens" — sagte Gleim begeistert. —

— „So denke ich auch, Freundchen, so denkt der gute, wackere Preuße — nun aber kleiden Sie Sich rasch an, ich warte auf Sie, es ist Zeit zum Grafen zu gehen.“ —

Das Jahr 1752 war bis an den August im Zeitenstrome vorübergeeilt. Ein schöner Sommertag mit blauem Himmel und glänzenden Sonnenstrahlen hatte seinen Anfang genommen, die Harzgebirge standen hell und nahe am südwestlichen Horizonte der Stadt.

Gleim hatte mit einer ungewöhnlichen Unruhe diesen frühen Morgen erwartet; eine schlaflose Nacht in stürmischen Gedanken und Gefühlen durchwacht, hatte ihn den Aufgang der Sonne doppelt wünschenswerth gemacht und er war deshalb schon früh aufgestanden, um in dem Gärtchen hinter dem Hause auf und nieder zu gehen und sich in der frischen Luft, die den Lebenshauch der Fichtenwälder des Harzgebirges über die Ebene trug, neu zu erquicken. — Oft und mit ungeduldiger Erwartung blickte er nach einem, von herabgelassenen Vorhängen verhüllten Fenster der oberen Etage hinauf, wo allem Anscheine nach Jemand noch im tiefen Schlafe ruhete. Und in der That bewahrte Gleim in dem Kämmerchen seines Hauses seit gestern Abend spät einen ihn theueren Schatz, einen heißgeliebten Freund, den er unruhig seit Wochen erwartet und der ihm zugleich auf den heutigen

Tag das Eintreffen zweier anderer, lang entbehrter Freunde angekündigt hatte. Spät mit der Post aus Quedlinburg eingetroffen, hatte der endlich Erschienene bis spät nach Mitternacht mit Gleim die erste Freude des Wiedersehens genossen und die eiligsten Mittheilungen der persönlichen Unmittelbarkeit ausgetauscht; Gleim hatte das Bett nur aus Gewohnheit gesucht, seine Seele war zu glücklich aufgeregt gewesen, um sein Bewußtsein von der Gegenwart des Freundes unter einem und demselben Dache auch nur auf kurze Zeit dem Schlafe zu opfern. — Er pflückte jetzt im kühlen Wehen der sonnigen Frühstunde die schönsten Blumen seines Gartens und wand zwei Kränze davon, womit er in sein Zimmer zurückeilte, um sie über die Portraits Ramler's und Cramer's zu hängen; das Bild Klopstock's prangte bereits seit gestern mit einem frischen Lorbeerkranze und deutete auf eine festliche Weihe des Tages. Mit freudiger Geschäftigkeit ging Gleim wieder in den Garten zurück, pflückte abermals Blümchen zu einem zarten Sträußchen und blickte sehnsüchtiger als zuvor nach dem immer noch verhüllten Fenster empor. — Nach einer Weile wurde plötzlich der Vorhang aufgezogen, das Fenster geöffnet und ein Mann in Hemdsärmeln, mit offener Brust, lebhaftem, leuchtendem Blicke, das freie, muntere Gesicht von dem unfrisirten Haar lang umwallt, lehnte sich heraus und blickte, Kühlung athmend, in den Glanz der Morgensonne.

— „Ha! Gleim! Sie sind schon im Garten, um den Schläfer zu beschämen?“ — rief er hinunter, als er die

begrüßende Stimme des Freundes unter dem Fenster vernahm — „dieser blaue Himmel wird heute glückliche Menschen vereinigen — o! wie Sie so schön und gemüthlich hier leben, Sie sind immer noch der liebe, alte Gleim!" —

— „Ich erwartete schon lange die Stunde, wo der Schlaf Sie mir wieder an mich zurückgeben würde, denn zur Zeit gehören Sie mir, lieber Klopstock, mir und meinem kühnsten Anspruche der Freundschaft." —

— „Sie sind der Liebling der Freundschaft, der mit sokratischer Freude lacht und stolz ist auf das Verdienst Dessen, der Sie liebt — aber der Schlaf hat mich dem Freunde nicht neidisch geraubt, wie Walddunkel im Schimmer des Mondes, so umschatteten mich Gedanken an Sie, ich sahe Sie, mir Blüthen reichend, es umweheten mich sanfte Töne; — so erwachte ich; aufspringend vom Lager, das Freundschaft mir viel zu weich bereitet, suchte ich das Morgenlicht zu schlürfen und sehe Sie, wachend mein Fenster beschützend. — Haben Sie Dank, lieber Gleim — gleich komme ich hinab in Ihre Arme." — Mit diesen, in glücklicher Schwärmerei des Erwachens zum vielverheißenden Tage, lebhaft gesprochenen Worten zog Klopstock sich schnell vom Fenster zurück. Gleim wartete des Freundes im Garten; es währte auch nicht lange, als der Gast fertig angekleidet herunter kam. Hätte das lebendige, von Gedanken und glühenden Empfindungen strahlende Gesicht nicht den Dichter des Messias verrathen, so würde dessen kleine unansehnliche Figur, die nachlässige Haltung und Kleidung nicht

im Mindesten imponirt haben. Das Haar, flüchtig in zwei Reihen Seitenlocken gerollt, welche hoch die Schläfen der freien, geistreichen Stirn deckten, war nach hinten in einen ansehnlichen Haarbeutel gebunden; es hätten seine nach Außen aufsteigenden Augenbrauen, die hervortretende, etwas kolbig gerundete Nase, das kleine, kugelige Kinn mit dem kurzen, feisten Halse, der sich auf dem niederen, weißen Halstuche ringelte, nur einen gewöhnlichen Ausdruck gehabt, wären die Augen nicht von kühnem Geiste und doch seelenvollem Gefühle belebt und der etwas breite, aber fein gewölbte Mund von Milde, Beredtheit und geheimnißvoll lächelnder Kraft umspielt gewesen. — Ein gestickter, breiter Bruststrich, ähnliche Manschetten und ein einfacher Rock mit großen Aufschlägen und Knöpfen, hohe seidene Strümpfe und Schnallenschuhe vollendeten die äußere Erscheinung des Dichters. Gleim eilte, bereits auf das Sauberste, wie es stets seine Gewohnheit war, angekleidet, ihm mit herzlichem Willkommen entgegen und steckte ihm das still vorbereitete Blumensträußchen in das Knopfloch. —

— „Dies soll der Schmuck des heutigen Tages sein" — rief Klopstock mit einer fast kindlichen Freude — „o! lieber Freund, könnten wir uns nicht ganz wieder zurückversetzen in die längst vergangene Zeit des Muthwillens, sollte die ausgelassene Lust am Dasein nicht in jene Stimmung zurückführen, welche uns vor Jahren die Wasserschlacht bei Aspenstädt liefern ließ? Sehen Sie, Gleim, ich kann noch

ganz der frühere Wildfang sein — aber ich glaube, Sie sind ernster geworden.“ —

Gleim sahe den Freund mit unsäglicher Herzlichkeit an. — „Sie sind von dem Uebel genesen, woran ich leide“ — sprach er — „der so oft geneckte Gott hat sich einmal an mir rächen wollen.“ —

— „O! wenn Sie davon sprechen, dann hat Ihnen mein Herz eine schwere Beichte zu vertrauen — wie ein Sterbender am Leben hängt und ein Untersinkender den Halm am Ufer ergreift, so habe ich, ein schwer Verwundeter, um die Freude des Daseins gerungen — ich habe Ihnen ja Alles, Alles in meinen Briefen eingestanden, erst vor wenig Tagen bin ich mehr genesen von der stillen Trauer, wie sie ein Einsamer empfindet, welcher an einem theueren Grabhügel stehend, nach dem Tone der vorüberziehenden Freude horcht. Ach! wir haben uns noch viel, sehr viel zu erzählen, aber ich wünsche von Ihnen zu erfahren, warum ich Sie gegenwärtig noch als Einsamen treffe, da ich hoffte, Ihre Gattin kennen zu lernen. Schrieben Sie mir nicht das Unglaubliche, daß Sie am 15. März mit einem jungen, lieblichen Mädchen verlobt wären und am zweiten Mai ihr Gatte werden würden?“ —

Gleim sahe schmerzlich nieder. — „Kommen Sie dort in die Rosenlaube“ — sprach er dann schnell — „ich pflanzte sie schon im Herbst, um, wenn die Rosen blüben, mit der Geliebten darin den Sommer zu genießen — dort

will ich Ihnen Alles erzählen — der heutige Tag gehört der Freude und der Freundschaft; ehe die beiden anderen Freunde eintreffen, wollen wir den Schmerz durch Mittheilung und Austausch erleichtern, trösten Sie mich, ich begreife das weibliche Herz nicht." —

— „O! Freund, es ist das Weiberherz ein Himmel, der seine Gestirne, aber auch seine dunklen Wolken, seine unendliche, blaue Tiefe, aber auch verheerende Stürme hat. Wir beten ihn an, wir vertrauen ihm unsere heiligste Ahnung, wir sonnen uns in seinem Glanze und erschrecken vor seinem Unwetter. Von Lämmerwölkchen umspielt, hoffen wir auf sein Sonnenlächeln und in seiner Tiefe bereitet sich längst der Wolkenschleier vor. Ich schwärmte mit dem stolzen, leuchtenden Taghimmel und sonnte mich in seinem Glanze, ohne zu ahnen, daß der Strahl nicht mir allein, sondern vielmehr glücklicheren Menschen vorzugsweise galt, ich habe mich in die milde Gefühlswelt eines mondhellen Nachthimmels geflüchtet, o! er ist weniger stolz als Fanny, weniger glänzend, aber unendlich tiefer in seiner dämmernden Unendlichkeit, reicher an sanften Sternen des verschwiegenen Glücks, des träumerischen Einverständnisses. Doch still davon, Sie sollen nachher Alles erfahren." —

Klopstock zog in der Aufregung seiner nur angedeuteten Gefühle den Freund mit sich fort in die Gartenlaube. — Gleim schwieg so lange, bis die Haushälterin, welche in diesem Augenblicke erschien, den Kaffee auf den Tisch niedergesetzt hatte. Er zerpflückte gedankenvoll eine Rose an seiner

Seite und sprach: — „Lange habe ich nur aus den Schicksalen meiner Freunde allein erfahren, was Liebe ist — — ich glaubte nicht, daß meine Freundschaftsgefühle noch eine andere, unruhigere Empfindung in mir aufkommen lassen könnten — die Tochter des Bergraths Mayer zu Blankenburg übte aber durch Schönheit und kindliches Gemüth einen so plötzlichen Eindruck auf mich aus, daß ich fühlte, wie mir wohler, glücklicher und in meinem ganzen Wesen befriedigter war, wenn ich sie sahe, sie mich mit ihrem lachenden Augen anblickte und mit schüchterner Aengstlichkeit verstummte, oder sich verschloß, wenn meine Zärtlichkeit lebhafter oder unmittelbarer zu ihrem Herzen sprach. Dieser Kampf ihrer Zuneigung mit der Gefahr, sich mir zu verrathen, reizte mich, ich konnte ihr Bild nicht aus meiner Anschauung verlieren, sehnte mich in ihre Nähe, Alles, was ich dichtete, wurde unwillkürlich eine Erinnerung, ein Wunsch, eine Anrede an sie — ich liebte sie, ich gestand es ihr — sie erröthete, erschrack, wurde fremder, zurückhaltender gegen mich.“ —

— „O! Fanny! wie oft hast Du mich durch solche Reize des verrätherischen Schweigens beglückt und getäuscht! — Ich verstehe Sie, Freund, aber Sie erhielten doch ihr Wort der Liebe, Sie feierten das Verlöbniß, diese selige Stunde der Gewißheit.“ —

— „Es war ein kühler Märztag — ich hatte sie auf einem Spaziergange mit ihrem Vater begleitet — je zutraulicher sie wurde, um so einsylbiger, kälter erschien mir der Vater, als gönne er mir den Liebesblick seiner Tochter nicht. —

Heimgekehrt wurde er von einem Beamten in das Geschäftszimmer gerufen, ich war mit dem Mädchen allein, überreichte ihr ein Gedicht, sie nahm es, es schien, als kenne sie den Inhalt schon; mit bittendem Lächeln sahe sie mich an, als bäte sie mich um Schonung; — eine Aengstlichkeit und unruhige Zerstreuung ließen sie nicht zu der Stimmung kommen, welcher ich bedurfte, um mein Herz gegen sie zu erschließen. Wir standen einander gegenüber, schweigend, Hand in Hand, unruhigen Blicks — wir ängstigten uns gegenseitig, sie wollte sich von mir losmachen, — „O!" — rief ich laut — „diese Hand lasse ich mein ganzes Leben nicht wieder!" — sie zuckte. Thränen perlten in ihren Augen, wir fielen uns halb bewußtlos in die Arme." —

— „Seliger Augenblick — wie hab' ich ihn nur im Liede an Fanny empfunden, als ich sang:

„„Welch' ein neues Gefühl glüh'te mir! Ach der Blick
Ihres Auges! Der West hielt mich, ich sank schon hin!
Spräch' die Stimme den Blick aus,
O! so würde sie süßer sein!"" —

Aber, Freund, wie bald mußte ich die Ode an die Geliebte mit Schmerztönen schließen? —

„„Rinn' unterdeß, o Leben; sie kommt gewiß
Die Stunde, die uns nach der Cypresse ruft!
Ihr andern seid der schwermuthvollen
Liebe geweiht und umwölkt und dunkel!"" — — — —

— „Noch war ich im Rausche des ersten Kusses trunken“ — fuhr Gleim fort — „als der Vater hereintrat und uns mit rascher Hand von einander stieß. Wir gestanden ihm unsere Liebe, sie widersprach nicht, als ich sie mein nannte. Ein zorniger, vernichtender Blick des Vaters traf die Holdverschämte. Er besann sich, behandelte unsere heiligste Seelenverschmelzung wie ein Geschäft, erklärte, mich als seinen künftigen Schwiegersohn ansehen zu wollen und wünschte kalt und zerstreuet Glück dazu. — Ich sahe die Verlobte von jetzt an oft, sie schrieb mir fleißig — der Tag der Hochzeit war im Mai angesetzt.“ —

— „Unglücklicher Mai für die Liebe der Dichter!“ — seufzte Klopstock gedankenvoll und wie in einem schweren Halbtraume sprach er halblaut recitirend:

„„War's nicht, Fanny, der Tag? War's nicht der zwölfte Mai
Als mein Schatten Dich rief? War's nicht der zwölfte Mai,
Der mir, weil ich allein war,
Oed' und traurig vorüberfloß?““ —

— „Auch mir brachte der Mai viele ängstigende Leiden — je näher der Tag der Verbindung kam, um so verwirrter in ihren Gefühlen erschien mir die Geliebte — um so schwermüthiger, zerstreueter, unbegreiflicher; der Tag wurde verschoben, sie gestand mir ein, daß der Vater sich an den Gedanken nicht gewöhnen könne, seine Tochter liebe einen Andern mehr als ihn, daß er sie mit eifersüchtigen Vorwürfen quäle und mich wie einen Nebenbuhler hasse —

— bei meinem persönlichen Besuche wollte ich den aufgeregten, von krankhafter Eifersucht gereizten Mann beruhigen; er, das merkte ich, beherrschte seine Tochter launenhaft despotisch, liebte sie leidenschaftlich, marterte sie mit seiner egoistischen Liebe bis zur Verzweiflung. Zorn und Weichheit wechselten in ihm, der Tag der Hochzeit erscheint ihm wie ein Todestag seines Glückes; er hat ihn auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben; so steht die Angelegenheit noch heute, die Geliebte wagt kaum an mich zu schreiben, um den Vater nicht zu betrüben. Was soll ich thun? In Verzweiflung lebt das unglückliche Kind, geblendet von einer hypochondrischen Liebe des Vaters, der sie täglich anklagt, ihn durch Entziehung ihres Herzens zu tödten; während sie Glück und Frieden in meinem Besitze haben könnte, während ich diese Rosen zu ihrem Empfange pflege.“ —

— „Was kümmert mich die Welt, wenn sie mich liebt“ — fiel Klopstock feuerig ein — „o! was hätten die Mächte Himmels und der Erde gegen mich vermocht, wenn sie, die Strahlende, nur einen einzigen Blick der Liebe für mich gehabt hätte — Gleim! ich will Sie trösten. Denken Sie an meine Leiden, was sind sie gegen die Ihrigen, Sie werden ja geliebt — o!

„„wenn ich einst todt bin, wenn mein Gebein zu Staub
Ist eingesunken“ .... —

— „O! Sie kennen mein Lied und Leid!“ —

„Und Sie sind genesen?“ — fragte Gleim befremdet — „genesen bei solcher schmerzlichen Gewalt der Rückerinnerung?“—

— „Nennt sich ein Mann, der an einer unheilbaren Wunde sterben sollte, nicht auch genesen, wenn er das kranke Glied abtrennen und vermodern läßt, während sein Herz noch dem Leben angehört? Was habe ich Alles um Fanny gethan! — Um sie, deren Bruder mir einst schrieb:

„„Freund! ich kannte Dein Herz, des Mädchen's Zärtlichkeit kannt' ich,
Sieh, darum bat ich sie Dir heimlich vom Himmel herab!““ —

Was half es, daß Bodmer an ihre Mutter schrieb, daß ich vom letzten Abschiede noch Hoffnung hegte? Ich gab ihr eine alcäische Ode beim Weggehen — wenn ich eine kleine Verwirrung, eine flüchtige Röthe, einige, beinahe zärtliche Blicke ausnehme, so weiß ich nicht, was die Ode und mein Abschied für einen Eindruck gemacht haben könnten. Sie wissen, ich reisete damals im Juni 1750 nach Quedlinburg zurück, um mich für die Reise zu Bodmer vorzubereiten. — Sulzer und Schultheß holten mich ab, ich hoffte mich zu zerstreuen und in freier Alpenluft, unter Freunden zu genesen.“ —

— „O erzählen Sie, habe ich Sie und Sulzer doch im Geiste mit Sehnsucht begleitet. Ich könnte Sie beneiden um diese Reise.“ —

— „Als ich die Alpen zum ersten Male wie Silberwolken in der Ferne glänzen sahe, da beherrschte mich ein hochklopfendes Gefühl und in Sulzer erwachte ein rührendes, glückliches Heimweh, das auch mich ergriff — ein Heimweh

der höheren Heimath. Am Rheinfall bei Schaffhausen stand ich, alles Leides vergessend, der Kleinheit meines eigenen Daseins mich schämend vor dem mächtigen Brausen des Stromes. Ich gedachte der Freunde, daß ich Alle, die ich liebe, hier versammeln, mit ihnen an dieser Stelle mein Leben hinbringen könnte.“ —

— „Und Bodmer? Wie war er, wie lebt er?“ — fragte Gleim vor Begierde brennend.

— „Den redlichsten Mann sahe ich, fühlte ich mich umarmen, den ich, wenn ich sonst an ihn dachte, mir als einen entfernten Freund vorstellte, den ich in meinem Leben nicht sehen würde. Sulzer und Schultheß waren nach Winterthur weitergereist, ich durfte allein bei Bodmer bleiben, mit ihm den Zürcher See und den Rigi besuchen. Nimmer erbleicht das Bild dieser Seefahrt in der Reihe meiner glücklichsten Lebenserinnerungen — Hirzel und seine Gattin, die Schwester Ziegler's, eine bejahrte, würdige Madame Müralt und Demoiselle Schinz nebst anderen Freundinnen und Freunden Bodmer's begleiteten mich. Ein Gewitter hatte die Luft gereinigt, die brennende Sommerhitze gemildert. Wir nahmen ein Frühstück in einem, dicht am See gelegenen Landhause ein, man forderte von mir, Fragmente aus dem vierten und fünften Gesange des Messias zu hören, ich las die Stelle von dem Gestirn der Milchstraße, dessen Bewohner nicht gefallene Menschen sind, die den Tod nicht kennen, und in ewig blühender Jugend leben; ich las vom Schicksal der gefallenen Menschen dieser Erde, welche sich den

furchtbaren Tod zugezogen haben, wo geliebte Kinder an der Mutterbrust, Braut und Bräutigam einander in den Armen sterben — — meine Zuhörer waren in ein tiefes Schweigen gerathen, das allmälig durch ernste Gespräche vom menschlichen Elend unterbrochen wurde. — Aber ich suchte den Scherz wieder bei der Bitte der Frauen zurückzuführen, welche die Gefallenen selig werden lassen wollten, indem ich ihnen vom Oberconsistorialrath Sack erzählte, welcher in einer Magdeburger Synode unter seinem Präsidium einen förmlichen Beschluß gefällt hatte, wonach der gefallene Teufel Abbadona im fünften Gesange meines Messias beseligt werden müsse und ich diesen Beschluß unterschreiben sollte.“ —

— „Ich bewundere Sie, Klopstock — ja, Sie sind immer der Alte geblieben — mitten im Ernste Ihrer Dichtung, in der schmerzlichen Betrübniß enttäuschter Hoffnungen, kann Ihr Geist mit Scherz und Witz sich frei ergießen, wenn ein zufälliger Ruf der Freude ertönt oder der Ernst Sie drückt.“ —

— „Meine Natur ist frei und heiter, wie eine Frühlingslandschaft; nur das Leben mit Menschen und der schattige Flügel meiner Muse haben Wolken darüber aufgethürmt, welche ihr einen ernsten Charakter verleihen; — wohl mir, daß das Wehen der Freude Anderer oder ein innerer Sturm diesen Himmel zeitweise in seiner ursprünglichen Bläue klären kann. — Auch in Bodmer's Hause gab mein fröhlicher Sinn oft Mißverständnisse zwischen ihm und mir. Er sahe

es für eine Entweihung meines hohen Dichterberufes an, wenn ich, als Sänger des Messias, an der Lustigkeit der jüngeren Leute Theil nahm, wir sind oft, obgleich ich sein Gast drei Vierteljahre lang war, unzufrieden mit einander, jeder seinen eigenen Weg gegangen, bis uns unsere eigene Gutmüthigkeit oder wohlmeinende Freunde wieder verglichen. Aber ich war dort so heimisch, daß ich glaubte, im Tempel der Musen selbst zu wohnen. — Sie lieben ein trauliches Dichterplätzchen, lieber Gleim, hören Sie, wie es Bodmer sich geschaffen hat. — Am Fuße eines Berges, zwischen Stadt und Land gelegen, hat Bodmer's Haus hinter sich einen mit Reben bepflanzten Berg, dessen Gipfel Fichten krönen, vor sich den hohen Uto, zur Seite fruchtbare Ebenen, von den Windungen der Limmat und Siel bewässert, während am südlichen Horizonte sich die Alpen hoch in die Wolken thürmen und ihr ewiger Schnee Kühlung in das Thal herabsendet. Sinne und Herz, Geist und Phantasie finden hier Nahrung und Erquickung." —

— „Wie schwer muß Ihnen die Trennung dort geworden sein" — sagte Gleim, der sich mit innerstem Wohlsein in das schweizerische Dichterhaus versetzt hatte.

— „Ich wurde von der Noth vertrieben — wie hätte ich ohne Vermögen und Unterstützung die Gastfreundschaft länger mißbrauchen mögen? Ich suchte eine Anstellung; in Hannover hatte ich keine Aussicht, obgleich Prinz von Wallis aus Achtung gegen Haller, die ersten Gesänge meines Messias empfangen hatte. Ich suchte eine Laufbahn, wie

sie meine Freunde Gärtner, Ebert und Zachariä am Collegium Carolinum in Braunschweig durch den beim herzoglichen Hofe viel geltenden Abt Jerusalem bekommen hatten. — Ich hörte, daß man in Braunschweig allein durch Empfehlung und Connexion zu etwas gelangen könne und wollte dorthin gehen, als der Ruf nach Copenhagen meinem Schicksale plötzlich eine andere Wendung gab. — Sie wissen, wie ich in den letzten Tagen, als ich Deutschland verlassen wollte, noch durch ein deutsches Mädchen an das Vaterland gekettet wurde. — Meine Oden an Cidli haben es Ihnen und der Welt verrathen.“ —

— „Und diese Meta Moller haben Sie nun in Hamburg wiedergesehen? — Sie genasen durch ihre Freundschaft von dem Kummer, den Fanny Ihnen gemacht?“ —

— „Anfangs versank ich in Copenhagen in eine tiefe Schwermuth, suchte die Einsamkeit, las im Young, schrieb Fanny's und meine Briefe in ein Buch, ich konnte nicht ungerecht gegen Die sein, welche ich liebte, von der ich träumte, die ich vertheidigen und nie anklagen mochte. Aber Meta's Bild tröstete mich, wenn ich den Verlust Fanny's mit Entsetzen dachte. O! diese Meta — Sie hätten sie nur einmal sehen sollen, Sie würden mich ganz verstehen. Ehe ich sie kannte, hatte sie Tag und Nacht meinen Messias nicht von ihrer Seite gelegt, sie war so vertrauet damit, als ich selbst. Als ich mich plötzlich bei ihr angemeldet hatte, war sie eben beschäftigt gewesen, mit ihrer Schwester Wäsche zusammen zu legen, in Schreck und Freude meines

unerwarteten Kommens hatte sie die Wäsche schnell in die Kammer geworfen und das Zimmer zu meinem Empfange freundlich geordnet. Ihre Schwester hat mir's verrathen. O! dies Mädchen ist im eigentlichsten Sinne so liebenswürdig und so voller Reize, daß ich mich bisweilen kaum enthalten konnte, ihr insgeheim den Namen zu geben, der mir der theuerste auf der Welt ist. Was für ein Herz mußte sie haben, da sie schon so viel litt, als ich ihr meine unglückliche Liebe zu Fanny entdeckte. Ich sahe sie in diesem Frühjahr wieder, ich komme von ihr — ich habe bei Meta täglich gelebt, seit ich den König in Holstein verließ und Anfang April in Hamburg eintraf; — theuerster Freund, was mir ihre Briefe verschwiegen, hat mir ihr Auge verrathen. Fanny ist in den Hintergrund getreten. Meta, die ich nach Richardson's Clarissa mein Clärchen nennen möchte, hat mein ganzes Herz erobert, ich liebe sie, dessen bin ich jetzt gewiß geworden. Sie weiß es, wie mein Leben an ihrem Leben hängt; der Gedanke, daß sie mich liebt, macht mich so fröhlich, daß alle Sorgen mir klein werden und mir die Entfernung von ihr erträglich ist. Sie ist das beste unter allen Mädchen, die jemals zum Himmel gesehen haben." —

— „So ist der Bund geschlossen? Ich weiß meinen Klopstock glücklich in Liebe und Gegenliebe? Freund! ich umarme Sie, es gilt auch Ihrer Meta." —

— „Noch kennen Sie die Unvergleichliche nicht, wie rein, wie kindlich ihre Liebe ist. Hier ist ihr letzter Brief

an mich vom 8. August. — Hier schreibt sie: „ich küsse Dich, für Alles, was Du an Fanny geschrieben hast; ach! an diese Zeit muß ich nicht denken, mir kommen sehr oft die Thränen in die Augen, wenn ich denke, was Du Alles ausgestanden haben mußt. Könnte ich Dir doch das wieder belohnen. Jetzt kann ich's noch nicht, aber wenn ich erst Deine Frau bin, dann will ich's thun." — Ja, ich habe an Fanny geschrieben, vielleicht das letzte Mal. Sie hat mich nicht geliebt, ich erfuhr, daß sie sich kürzlich mit dem Kammerrathe Streuber in Eisenach verlobt habe. — Durch Meta's Liebe fühle ich erst meine Bestimmung als Mensch und Dichter; ich möchte nur noch Gebete dichten, durchdrungen fühle ich mich von Unsterblichkeit und Erlösung. Meta sagte mir: „ich will durch Dich immer besser und heiliger werden — ehe ich von Dir geliebt wurde, fürchtete ich das Glück, mir war bange, daß es mich von Gott zerstreuen möchte — wie sehr irrete ich mich! Die Rührung, der Dank, die Freude, alle Empfindungen der Glückseligkeit machen meine Anbetung noch feueriger. Seitdem ich Dich gefunden habe, seitdem glaube ich ganz gewiß, daß sich alle die finden, die einander gehören." — —

Gleim's weiche Seele empfand die volle Größe dieser Liebe — gerührt an seine eigene Geliebte denkend, vermochte er nicht zu reden. Klopstock bemerkte die Thränen in seinen sanften Augen und sahe ihn mit schwärmerischer Begeisterung an. — „Freund!" — hub er an — „hoffentlich leuchtet uns Beiden dasselbe Gestirn des Herbstes, unter dessen

freundlichem Strahle wir die Geliebte zur Vermählung in unser Haus einführen, ich mag ohne Meta nicht nach Copenhagen zurückkehren und auch Sie, Gleim, auch Sie werden dann die Umarmung der Gattin empfinden." —

Beide Freunde saßen eine Zeit lang schweigend in der Rosenlaube. Plötzlich ertönte eine militairische Musik in fröhlicher, muthiger Weise. Die Halberstädtschen Cürassiere rückten zu einem frühen Exercierritte aus der Stadt. Der lebhafte Klopstock, den jede äußere Erscheinung leicht anregte, sprang auf, um die Reiter zu schauen. — „Wie mich die Trompeten des Krieges an das alte Schlachtlied erinnern" — sprach er — „Friedrich's Leute sind es, nicht Hermann's Schaaren, welche vorüber ziehen — einst sang ich:

„„Den Flug, den die Trompete bläst,
Den lauten, schönen Kriegesflug,
Fliegt, fliegt ihn schnell hinein!"" —

aber wenn ich an mein deutsches, geliebtes Vaterland denke, dann möchte ich singen:

„„Wenn uns're Fürsten Hermann's sind ...
Cherusker uns're Heere sind,
Cherusker, kalt und kühn — —""

Gleim stand schnell auf, seine Blicke sahen den Freund kühn an und mit stolzem Gefühle des preußischen Patrioten sprach er: — „das sind Friedrich's Reiter; für sie ertönt meine Leyer, das neue Vaterland erkämpften sie unter seinem

Heldenthume — wo Friedrich und mein Kleist kämpfen, da steht ihnen meine Begeisterung zur Seite.“ —

— „Ach! Freund! ich bin des Schlachtengeräusches satt, seit ich Meta's Frieden kennen gelernt habe. Auch Sie werden die Ruhe des ländlichen Friedens singen, wenn Ihr Clärchen neben Ihnen sitzt. Nur das einsame Herz suchet den Kampf. Todt ist der, in dessen Seele einst der große Vaterlandsgedanke lebte — todt ist Hermann und wenn wir unser Vaterland lieben, so ist's nur Klage um eine schwächere Zeit und ein schwächeres Volk. Denken Sie an Kleist — hat er nicht selbst gesungen:

„„Freund, flieh' der Waffen Geräusch, jetzt ist die Zeit des Vergnügens,
Fühl' jetzt in Wäldern die Lust, die Held und Höfling nicht kennt.
Was hilft's wenn künftig Dein Grab vergüldete Waffen beschützen? —
Achill und Hannibal müssen die Nacht des Todes durchschlafen!“ —

Sie glühen, Freund, von dem Feuer des Patriotismus — wir wollen uns nicht streiten, wo ich gekommen bin, Liebe mit Ihnen auszutauschen, ich will nicht die Scenen in Bodmer's Hause erneuern, wo ich oft der Ausgleichung guter Freunde bedurfte. Der Kleist fehlt nur hier, der kühne nach Schlachtenruhm schmachtende Held, der eben den Frieden der Landlust besingt, den Frühling und seine einsame Wehmuth. — Warum kenne ich diesen Kleist noch

nicht von Angesicht? — Ich glaubte ihn hier zu treffen, da Sie mir schrieben, daß er in der Schweiz sei und diesen Sommer hierher kommen würde; es sind schon dritthalb Jahre, daß ich seinen Frühling zuerst las und gegen ihn einen bestimmten Hang meines Herzens empfinde; vielleicht hängt auch Kleist an mir, denn wenn er einige meiner mitternächtlichen Zeilen gelesen hat, dann versteht er mich. — Ich sahe ihn einmal im Traume, als einen Mann, mit der Miene eines Menschenfreundes, im dunklen Schatten stehen und die Klage einer Nachtigall nachempfinden, er bedeckte sein Gesicht mit der Hand nnd eine heimliche Stimme flüsterte: Doris! — Aber warum finde ich ihn nicht?" —

— „Auch ich habe sein Anschauen entbehrt, obgleich er hier in diesem Garten war" — versetzte Gleim. — „Er wollte mich vor einigen Monaten überraschen, als er auf Werbung nach der Schweiz geschickt wurde, er nahm den Weg von Potsdam über Halberstadt, trat in dies Haus ein, während ich, sein Kommen nicht ahnend, einige Stunden vorher abgereist war. Aber er wird auf der Rückkehr wieder bei mir vorsprechen, hoffentlich bald und dann länger bei mir bleiben." —

— „Dann wird er Bodmer gesehen haben, der längst nach ihm und Ihnen verlangte" — erwiderte Klopstock schnell. Ein lautes Gelächter ganz in der Nähe unterbrach das Morgengespräch der beiden Freunde im Garten; — „Da sind sie!" — rief eine Stimme durch die Berberitzen-Hecke

— „Gleim! Klopstock! — wie sie da wandeln, als wären sie die Patriarchen von Jerusalem!“ —

Mit gymnastischer Gewandtheit schwang sich Klopstock an dem Stacket der Hecke empor, ganz seine, dem Messiassänger zugemuthete Würde verleugnend, klatschte fröhlich in die Hände und rief mit seiner ihm eigenthümlichen, lebhaften Erregtheit: — „Cramer! Willkommen! Cramer! Klettern Sie über, der Weg durch das Haus ist für meine Umarmung viel zu weit!“ —

— „Das würde sich für einen Quedlinburger Consistorialrath und Oberhofprediger gar nicht schicken“ — antwortete Cramer von jenseits herüber — „es ist nicht genug, daß ich das orientalische Ungestüm in den deutschen Stanzen meiner Freunde zu mildern bemühet bin, sondern ich sehe, daß auch für Klopstock die Zäune und Hecken höher gemacht werden müssen.“ —

Gleim hatte schon beim ersten Rufen draußen die erwarteten Freunde Ramler und Cramer erkannt und war ihnen durch das Haus entgegen geeilt. Ein glückliches Willkommen und herzliches Wiedersehen machte beide Freunde bald heimisch; Ramler war zum ersten Male in das gastliche Haus Gleim's getreten, hatte diesen vor zwei Jahren in Berlin zuletzt gesehen und gab sein Erstaunen zu erkennen, wie er, im Vergleiche mit seiner eigenen Junggesellenwirthschaft in dem Hause des Freundes Dennstädt zu Berlin, nicht begreifen könne, daß eine solche wöhnliche und gemüthliche Einrichtung, wie sie Gleim's Haus darbot, ohne Hülfe

einer waltenden Frau möglich sei. Die Freude glänzte aus Gleim's lachenden Augen, als er seinen Besuch zunächst in das Zimmer führte, wo die bekränzten Bilder hingen und Ramler ihn mit den Worten: — „Ja, Freund! Sie kennen alle Geheimnisse der freundschaftlichen Kunst des guten Wirthes!“ — noch einmal in die Arme schloß. — Wie Klopstock zu Cramer, so stand Gleim zu Ramler im engeren Seelenbunde, während das goldene, sterndurchwirkte Band der Dichterfreundschaft sie Alle in Liebe und Vertrauen vereinigte.

Der alte, feuerige Wein des Domkellers perlte bald auf dem, von der Hauswirthschafterin im gartenwärts gelegenen Gesellschaftszimmer rasch gedeckten Tische, an den Gleim seine Freunde zum Frühstück rief. Die ungezwungenste Unterhaltung würzte das Mahl.

— „Ha!“ — rief Klopstock, das volle Glas erhebend und das glänzende Auge liebkosend auf den gelben Rebensaft heftend — „das ist ein Trunk, der des Dichters würdig ist — Cramer, Sie verstehen der Aebtissin so herrliche Predigten über den Weinstock des Evangeliums zu halten, wohlan, weihen Sie diesen Wein, der edlen, alten Geschlechts ist, mit Ihrem rhythmischen Odem.“ —

— „Nimmermehr — das ist Gleim's, des Anakreon's angestammte Pflicht“ — versetzte Cramer heiter.

— „Aber, er kann doch seinen eigenen Wein nicht loben? Und was könnte er von diesem Weine anders singen, als Wahrheit?“ —

— „Ah! da redet der Ramler, der Mann der Regel!“ — scherzte Gleim — „lasset die Blume nicht verrauchen; — still! Klopstock nimmt das Wort.“ —

Dieser hatte immer noch mit dem aufgehobenen Glase geliebäugelt und jetzt feuerig begonnen:

„„O Du — der Traube Sohn, der im Golde blinkt,
Wir sind Deiner werth und jener deutscheren Zeit,
Wo Du, edler Alter, noch ungekeltert, aber voll Gluth
Dem Rheine zuhingest, der Dich auferzog,
Und Deiner heißen Berge Füße
Sorgsam mit grünlicher Woge kühlte.
Jetzt, da Dein Rücken nun ein Jahrhundert trägt,
Verdienst Du es, daß man den hohen Geist
In Dir verstehen lern' und Catons
Ernstere Tugend von Dir erglühe.
Athmet auf, Freunde und trinkt!
Wir wollen viel mit diesem Alten,
Eh' sich der Schatten verlängt, noch reden!“ —

Ein fröhlicher Gläserklang folgte den Worten der improvisirten Ode und der edle Wein diente dem Jubel der Freundschaft. Wie es aber bei genialen Männern, die Erde und Zeit durch den Flügelschlag ihrer Geister zum schöneren Genusse erheben, nicht fehlen konnte, so stieg auch die heitere Lust der Dichter zum freieren Austausche der Gedanken empor — gar bald hatte der leichtfüßige Scherz sich um die hehre Gestalt des ernsteren Gottes geschlungen. —

— „Freunde!“ — rief Ramler — „es lebe Dasjenige hoch, was wir unseres Gesanges am Würdigsten finden —

wir werden daran erkennen, ob es der Wein und die Liebe allein sind. Ich leere dieses Glas alten Rebenblutes zur Ehre Friedrich's des Zweiten, des Vaters und Beglückers seines Landes, des Helden im Streite, des Eroberers und Menschenfreundes, von dessen Größe und Gedanken an ihn meine Seele voll ist und der mir leuchtet, wie einst Augustus dem Horaz." —

— „Ja ihm!" — rief Gleim begeistert und dankbar auf Ramler blickend — „wer wäre des Sanges würdiger?" —

— „Ich singe den Messias!" — fiel Klopstock ein — „vor ihm beugen sich alle Fürsten dieser Welt — und will ich irdische Hoheit rühmen, so ist's nicht der gekrönte Verächter unserer deutschen Sangeskunst, sondern der fünfte Friedrich, den meine Ode pries, als ich auf den Bergen der Schweiz noch nicht ahnte, daß er mich rufen würde. Niemals hat er am Standbilde eines Eroberers gewünscht, seines Gleichen zu sein, schon, als sein menschlich Herz zu fühlen begann, war der Eroberer für den Edleren viel zu klein, er wollte geliebt sein vom glückseligen Volke, wollte Gott nachahmen, Schöpfer des Glückes vieler Tausende zu sein, er ist Christ, belohnt redliche Thaten ernst, winkt dem stummen Verdienste, das in der Ferne steht — Daniens Friedrich ist's, dem meine Muse Blumen der Unsterblichkeit streuet, wenn sie heiliger Empfindung voll, von dem Messias und von Golgatha heimkehrt!" —

Diese Worte voll freiwillig quillender Begeisterung gesprochen, machten eine gewaltige Wirkung; Ramler und Gleim ließen ihre Gläser sinken und sahen sich erhitzt, zum gemeinsamen Gegenworte herausfordernd, an. — „Nimmermehr!“ — rief der leicht angefeuerte Gleim — „nimmermehr dulde ich unter den Menschen Einen, den die Begeisterung des Freundes über den einzigen Friedrich erhebt — nicht Thusnelda's sanfte Beglückung, nein, der Kampf gegen Varus gewaltige Schaaren hat Hermann einst zum Helden und damit der Ode des Dichters würdig gemacht. Er, der Friedrich, der auf dem schwarzen Adler sich zu den Wolken erhebt, giebt uns das Vaterland zurück, das schwache Zeiten an schwache Fürsten vertheilten; so wie das Wort, so führt er auch das Schwert, Gerechtigkeit einem Jeden, ist sein Wahlspruch, ein Cäsar, führt er seine Adler durch die drohenden Schaaren seines und unseres Glaubens Feinde, ein Sokrates, wohnt er still daheim mit der Wissenschaft, ein Horaz, spielt er mit den Blitzen seines sprühenden Geistes im tändelnden Liede — nein! nein! Klopstock — die Begeisterung für unseren einzigen Friedrich vereinigt ein erschlafft gewesenes Volk zur patriotischen Größe seiner Macht; wer ihn würdig besingen will, der muß ein Homer, ein Klopstock, ein Fenelon in Einer Person sein!“ —

— „Wer ihn besingen will“ — fiel Ramler, welcher unruhig auf das Wort gewartet hatte, ein — „der braucht keinen Geist und keiner Rede Klang, schon unseres Friedrich's Thaten sind ein Ruhmgedicht auf ihn. Er ist mir

derselbe Erhabene, wie es unserem Klopstock der Messias ist, in ihm erblicke ich den Vater und Beglücker seines Landes, der aus dem Streite, wohin ihn sein Verhängniß trägt, als Held zurückkehrt, dem Amalia von frommen Dankaltären an die Brust fleucht, dem die Jungfrauen mit immergrünen Zweigen den Weg bestreuen, dem ich selbst entgegenjauchzte und Triumph mir, daß ich ein Lied dem Göttlichen gesungen habe. Und wo suchtet Ihr ihn, als er 1745 nach dem Dresdener Frieden heimzog in das erleuchtete, bekränzte, jubelnde Berlin? Nur sein leerer Wagen fuhr durch die glänzenden Straßen, wo das Volk ihn einziehen wähnte — heimlich am Thore war er ausgestiegen und hatte sich zu Fuße in ein enges Nebengäßchen an der Spree begeben, dort in der Adlerstraße No. 7, im beschränkten Stübchen saß der bekränzte Held, der triumphirende Sieger am Bette seines todtkranken Freundes und Lehrers Dühan — Gefühl und Menschlichkeit übend, während das jubelnde Volk ihn im strahlenden Triumphzuge wähnte. Nennt mir einen größeren König und Helden der Geschichte, Freunde! —

— „Auch in mein Ohr erscholl der laute Gang des Heeres und der befehlende Ruf zur vertilgenden Schlacht!" — versetzte Klopstock, der schon bei Ramler's Worten unruhig aufgesprungen war — „ich sahe die Adler mit den Fittigen schlagen und warmes Blut trinken, aber ich erkannte nicht Walhalla's Helden. Nicht ein gefesseltes Vaterland wollte der schwarze Adler befreien, sondern rächen den reizbaren Ehrgeiz, vergrößern sein Erbe, mit dem Blute der

treuen Knechte die Befriedigung der eigenen Macht und Ruhmeslust erkaufen.“ —

— „Das ertrage ich nicht!“ — fuhr Ramler zürnend auf und Gleim nahete sich dem herausfordernd auf Cramer blickenden Klopstock, um ihn mild, im Bewußtsein schöneren, gewisseren Rechts anzureden. — „Klopstock!“ — rief Ramler — „weil das Vaterland Sie ziehen ließ, als ein fremder Fürst Sie rief, haben Sie deutsche Herren mißachten lernen.“ —

— „Nein! das deutsche Volk zollt mir Begeisterung und ich danke ihm allein. Mein Harfengesang rief den Stolz von Deutschland's Fürsten nicht herbei, mir auf die Palmhöhe der heiligen Lieder zu helfen, Thuiskon's ungekrönte Enkel allein nahten dem Bardenhaine, aus dem kein Laut hintönt nach den Burgen deutscher Fürsten. — Pyramiden sanken und in dem Bardengesange wird der Name der Herrscher meines Vaterlandes verwehen, wie die Lobschrift des Schmeichlers im goldenen Saale begraben wird. Uns Dichter macht des Genius Flug, die Kühnheit des Entschlusses, des Lohnes Verachtung unsterblich, einst halfen Fürsten mit, jetzt aber bauen sie von Marmor sich Denkmale, um vergessen zu ruhen, da es im Haine der Barden von ihnen schweigt!“ —

— „Ha! so entflammet der Held Preußens nicht die Begeisterung Dessen, der einst Hermann's Thaten pries?“ — rief Ramler. —

Cramer, welcher seither den lächelnden Zuhörer abgegeben hatte, da er nur einen heiteren Wettkampf zu hören geglaubt hatte, nahm jetzt, da die Stimmung eine ernstere geworden war, das Wort: — „Es scheint, lieben Freunde, als sollte ich immer der Mann sein, der Eurer Begeisterung Schranken setzen muß — nicht allein dem orientalischen Ungestüm Eurer Verse, auch die Begeisterung für den Gegenstand muß ich mildern. Hört mich ruhig an, ich bin nüchtern und ruhig." —

Die Freunde waren gewohnt, Cramern eine stille Achtung des Urtheils zu zollen, denn er war ein Mann von seltenen Eigenschaften; obgleich nur von mittlerer Größe, aber dabei stark und ansehnlich, herrschte in seinem braunen und männlich schönen Gesichte, das des treffendsten Ausdrucks jeder Empfindung fähig war, immer eine edle Würde. Seine Augen waren funkelnd und groß, seine Sitten die des feinen Weltmannes, sein Temperament, zwar heftig, wurde stets von festem Willen bemeistert; er war ausgezeichnet an Verstand, Beurtheilungskraft und Vergleichung. Weichheit des Herzens und männliche Standhaftigkeit bezeichneten seine Handlungen. — „Ich berufe mich auf die Achtung meiner Freunde" — sprach er — „wenn ich mir ein Urtheil über ihre Begeisterung zutraue, wenn ich als Freund der Religion und des deutschen Geistes, an dessen Entwicklung ich selbst mitarbeite, das Göttliche und Menschliche in's Auge fasse, was den Werth der Begeisterung meiner Freunde zum Maßstabe hat. — Sie haben eine scherzhafte Phrase in das Gebiet des Ernstes

hinaufgetrieben, ich sehe in Ihren Mienen Mißbehagen und Disharmonie, wo Einigkeit und ungezwungener Gleichklang der Freundschaft bei frohem Wiedersehen herrschen sollten. — Auf der Höhe des Lebens steht der Fürst und der Dichter — beide sollten zusammengehen, aber in unserem Vaterlande ist es nicht der Fall. Deutsche Wissenschaft und Kunst sind Waisenkinder, welche durch eigene Kraft und Noth zur achtungswerthen Selbstständigkeit aufgewachsen sind. Kein deutscher Fürst hat sie gepflegt, die Talente fliehen an den Hof des dänischen Königs, der ihnen Dasjenige ersetzt, was das Vaterland versäumt.“ —

— „Ja! so ist es!“ — rief Klopstock — „und ich gebe Ihnen mein Wort, Cramer, auch Sie werden noch in Copenhagen Ihr wahres Asyl finden.“ —

— „Unsere Freunde, Gleim und Ramler, schwärmen für den König Friedrich; thuen sie das mit Recht? blicken sie dabei auf ihr deutsches Wissen und Dichten zurück? schwärmen sie nicht für einen offenbaren Verächter ihrer aufblühenden Literatur? Das kleine Braunschweig mit seinem Carl Wilhelm Ferdinand, ist zu winzig im Reiche, um die Stelle zu erfüllen, welche Preußen mit seinem Friedrich einnehmen müßte. Dort am Carolinum wohnt und schafft deutscher Geist unter Jerusalem, Gärtner, Ebert, Zachariä, von dort aus wird einmal unsere Nationalliteratur, vielleicht durch den dort gepflegten Geist, für das Vaterland gerettet werden — das sollte in Berlin geschehen, dann würden Friedrich's Kriegszüge, ebenso, wie einst Rom's Triumph-

schaaren römische Bildung, nunmehr deutschen Geist in fremde Länder, über die engeren Grenzen hinaustragen. Solche Kriegerzüge allein bewundere ich, die das nationale Leben und seine Bildungsmacht zum Sieger über den Feind machen.“ —

— „Nein! nein!“ — fiel Ramler ein — „unser großer König verachtet die deutsche Literatur nicht, er würde sich dafür interessiren, wenn er sie kennen lernte. Man hat ihm vorgeworfen, daß er nicht buchstabiren könne, aber wollen Sie gar nicht auf seine Erziehung, auf seine Jünglingszeit Rücksicht nehmen? Er hatte, wie alle Fürstenkinder, eine französische Gouvernante und einen französischen Lehrmeister, deutsche Bücher wurden an allen deutschen Höfen nicht einmal von Lakaien gelesen, jeder Edelmann bildete seinen Geschmack nach französischen Schriftstellern.“ —

— „O Schmach dem Vaterlande, das so tief gesunken ist, daß Hermann's gekrönte Enkel sich nur in der Sprache seiner Feinde verstehen und bilden lernen!“ — seufzte Klopstock.

— „Waren doch selbst in Friedrich's Kinderjahren noch viele große, deutsche Gelehrte unfähig, einen deutschen Brief zu schreiben“ — setzte Gleim hinzu — „die einzigen deutschen Bücher, welche Friedrich in der Jugend kennen lernte, waren Bibel und Arndt's wahres Christenthum, welche ihm sein erzürnter Vater in das Gefängniß zu Cüstrin schickte.“ —

— „Gut, was er in seinen Kinderjahren nicht gelernt hat, das hätte er im Jahre 1742 in Leipzig lernen sollen, wo Gottsched Scandal machte und wir jungen Leute, vom Geiste der Schweizer angeregt, für eine neue Epoche der Poesie wirksam waren“ — erwiderte Cramer. — „Aber er umgab sich nur mit französischen Gelehrten, las nur ausländische Bücher.“ —

— „Weil die Franzosen besser, als alle andere Nationen schrieben und er hätte auch einen schlechten Begriff von unserer Literatur bekommen, denn man schrieb noch vor zehn Jahren eine barbarische Sprache“ — sagte Ramler.

— „Wer die deutsche Literatur verachtet, der verachtet auch die deutsche Nation“ — rief Klopstock hitzig.

— „Nein“ — widersprach Ramler — „durch Deutsche hat er seine großen Ideen ausgeführt, alle Berichte und Briefe an ihn müssen deutsch geschrieben sein, nur die Akademie der Wissenschaften muß französisch schreiben; mit seinen Officieren und im Felde redet er deutsch; — wenn er keine deutsche Gelehrte an seine Tafel zieht, so mag das gewiß nicht deshalb geschehen, weil hier nur französisch geredet werden darf, sondern — ja es ist eine bittere Wahrheit — weil sie sich zu linkisch und witzlos benehmen würden. Sulzer, der das besondere Vertrauen der Prinzessin von Preußen und der verwittweten Königin von Schweden besitzt und auch jetzt Gehülfe des Herrn Beguelin im Unterrichte des jungen Prinzen von Preußen ist, hat Manches darüber urtheilen hören und mir noch kürzlich gesagt, daß

die Schwerfälligkeit deutscher Gelehrter es dem Könige unmöglich mache, sich einen deutschen Belesprit zu denken und Reiz zu verspüren, ihn aufzusuchen. — Und wahrlich, diese bis tief in die Nacht dauernden Abendgesellschaften im Marmorsaale des Schlößchens zu Sanssouci haben vielleicht mehr Witz ergossen, als seit hundert Jahren in ganz Deutschland möglich gewesen ist; Sulzer führte mich einmal in Abwesenheit des Hofes hinein und es ergriff mich ein respectvolles Gefühl, als ich zwischen den corinthischen Säulen stand, die Venus Urania vor mir, den Apoll, mit dem offenen Buche des Lucretius in der Hand und die großen, goldenen Buchstaben tragend: „„Te sociam studeo scribundis versibus esse, quos ego de rerum natura pangere conor.““ —

— „Ich glaube wohl, daß Sie, Sulzer und Alle, welche in Berlin wohnen, Begeisterung empfinden mögen, wenn Sie vor den Geheimnissen des geistreichen Sanssouci vorübergehen" — versetzte Cramer — „ich glaube auch, daß der gute Gesellschafter und gewandte Erzähler, unser Freund Sulzer, seitdem er den Präsidenten Maupertuis überwunden und dieser ihn zum Mitgliede der königlichen Akademie gemacht hat, ein Ruhmredner des großen Monarchen geworden ist, der in seiner aufgetragenen Lobrede zur Geburtstagsfeier des Königs mit Enthusiasmus sagt: daß es keinen vernünftigen Mann in Europa gäbe, der nicht vom Verlangen brenne, dem Monarchen ein Opfer anzuzünden — ja! ich erkenne an, daß Beschützung seiner Staaten die größte aller

Wohlthaten sei, welche ein Fürst seinem Volke erweisen könne, aber der deutsche Geist wird nicht beschützt, der ist sich selbst überlassen, ist dem französischen Witze preisgegeben.“ —

— „Aber ich kann Ihnen versichern“ — versetzte Ramler — „daß der König die Schweizer Bodmer und Breitinger ehrt, weil das deutsche Volk sie zur Zeit höher achtete und achten mußte, als seine eigenen Schriftsteller — er bewies seine Anerkennung des deutschen, besseren Geschmacks dadurch, daß er die Schweizer in Berlin auszeichnete. Ueberblicken Sie die Namen in unserer königlichen Akademie — Franzosen, Italiener und Deutsche sind nur 15 — dagegen Schweizer allein 8 vorhanden, der Beguelin, Merian, Bernoulli, Cat, Euler, Lambert, Sulzer, Wegelin — sind Schweizer. — Was thun die gelehrten Deutschen? Sie haben aus Neid, daß sie nicht selbst zur Tafel des Hofes gelangen konnten, auf Sulzer, der diese Ehre einmal als Lehrer des Thronfolgers hatte, spät Abends schießen lassen, daß ihm die Kugel dicht am Kopfe vorbeigeflogen ist.“ —

— „Und Sie wollen mir Begeisterung predigen für einen Marmorsaal, in welchem niemals ein Harfenton meines Messias, nie eine Stanze meiner Oden widerhallte?“ — rief Klopstock. — „Freunde, Ramler, Gleim! ich begreife Euch nicht, niemals hat Euer Lied, das ihn verherrlicht, auch nur von Ferne flüchtig sein Ohr fesseln können.“ —

— „Erst müssen wir selbst im deutschen Volke wiederklingen, dann wird er unserer horchen; Sulzer giebt sich

eine große Mühe, durch den Ritter Mitchel und den Marquis d'Argens Aufmerksamkeit für die deutsche Literatur zu erregen; schon hat der König die Namen Gellert, Rabener, Ernesti, Reiske ausgesprochen; noch mehr — hat er nicht vor zwei Jahren den Herrn von Haller eingeladen, nach Berlin zu kommen und Titel, Rang und Gehalt nach Gefallen zu wählen?" —

— „Doch hat er's vorgezogen, in Göttingen zu bleiben und die Gründe seiner Ablehnung deutete er gegen den in seinem Hause wohnende Zimmermann mit den Worten an: „denken Sie Sich einen Christen, einen Menschen, der an die Religion Jesu glaubt, nach Potsdam zwischen den König, Voltaire, Maupertuis und d'Argens." — Da treffen wir auf den schlimmsten Fleck, warum Ihr Messias, lieber Klopstock, niemals in jenem corinthischen Marmorsaale ertönen wird — der Beschützer seines Staates, der Held und Philosoph ist kein wahrhafter Christ!" —

— „Ach!" — seufzte Gleim aus tiefer Seele und sahe nachdenkend vor sich nieder.

— „Ei, Herr Consistorialrath!" — versetzte Ramler schnell — „war der venusinische Sänger, den wir verehren, unser Horaz, auch ein Christ? Und hat er nicht schon unsere Jugend begeistert, uns nicht im gleichen Bewundern und Nachahmen seiner Größe einst freundlich zusammengeführt im Leben? Sollte ich nicht fähig sein, bei aller meiner Verehrung des einzigen Friedrich, dennoch eine Cantate, eine Ode zu dichten, welche das Christenthum verherrlicht? Habe

ich die Cantate „Juno“ neulich im Manuscripte vollendet, wohlan so reizt es mich jetzt, den „Tod Jesu“ zu dichten.“ —

— „Ja“ — fiel Klopstock, der schnell, was er empfand, aussprach, mit Eifer ein — „wie es Ihre Weise ist, in künstlicher Begeisterung und glänzender Politur. — Lasset uns von etwas Anderem sprechen — meinetwegen vom Horaz, dem wir unser Finden zu danken haben. — Darin will ich Sie anerkennen, Ramler, denn Sie haben Sich ganz die Horazische Ode zu eigen gemacht, in welche Uz lachende Bilder zu verweben weiß, ich Armer aber, vom Uebersinnlichen getrieben, nur das Wort für die unsterbliche Seele zu dichten vermag.“ —

Gleim sahe jetzt mit unverholener Betrübniß, aus seinem stillen, nachdenklichen Zuhören heraustretend, die versammelten Freunde an. — „Wüßten Sie“ — sprach er — „wie Ihre Ansichten von unserem Vaterlande und Könige meine schönsten Hoffnungen gekränkt und geängstigt haben. Der Gedanke an eine poetische Akademie in Halberstadt, unter dem Protektorate unseres Friedrich, um für ganz Deutschland in Sachen der schönen Literatur und des guten Geschmacks vorzuleuchten, ist unzertrennlich mit meiner Freude an der Zukunft geworden, die Hoffnung, hier Sie, Klopstock, Cramer, Ramler, hier meinen Kleist, Uz und Sulzer zu vereinigen, kennt keine Hindernisse, welche der berechnende Verstand Anderer mir entgegen halten möchte. Aber wie soll ich hoffen, wenn meine Freunde selber getrennt sind im

Glauben an mein preußisches Vaterland. Meinen Patriotismus fühle ich stärker als je in dieser Stunde und ich will Ihnen durch endliche Verwirklichung der Akademie zeigen, daß der einzige Friedrich es ist, welcher uns unter seinen Schutz nimmt." —

Klopstock, bei dem leicht die neckische Seite seines Charakters hervortrat, wenn er etwas, ihm Unmögliches oder Unbegreifliches reden hörte, blickte lächelnd auf das wiedergefüllte Glas und sprach: — „Wo solches Feuer gedeihet und Begeisterung weckt, da kann der Dichter bald heimisch werden; was meinen Sie, Cramer, nehmen wir's an, wenn uns der gute Gleim zu Halberstädt'schen Stiftsherrn macht und den Domkeller und die Pfründen der feisten Vorfahren öffnet? — " —

— „Unbedingt!" lachte Cramer — „wir nehmen's an, denn wenn wir Halberstädt'sche Akademiker werden sollen, so müssen wir auch den leiblichen Segen des Domkapitels genießen." —

— „Topp!" — ich halte Sie beim Worte!" — rief Gleim feuerig und froh — „hier die Hand darauf — wenn ich's fertig mache, was ich sinne und erstrebe, so dürfen Sie den Ruf nicht ablehnen — auf Ramler habe ich schon fest gerechnet." — Mit lachender Miene schlugen die Freunde ein, keinen Glauben an den Ernst und die Zuversicht hegend, womit Gleim an sein liebstes Projekt dachte,

— „Dann werden die guten Freunde beim Stiftsweine auch des geselligen Liedes bedürftig sein" — sprach Ramler

— „ich habe die ersten Proben davon mitgebracht, um Sie damit bekannt zu machen. — Sie wissen, in Deutschland fehlt uns noch der gesellschaftliche Gesang, und als Freund Krause seine Gedanken über die musikalische Poesie niederschrieb, da faßte ich den Vorsatz, im Geschmacke des Alterthums und unseres unsterblichen Horaz, die lyrische Dichtkunst, um die uns Engländer und Franzosen beneiden sollen, in das Volk einzuführen. Sehen Sie hier, was ich bereits darin versucht habe; — dies sind gesammelte Lieder von den besten Dichtern und einige hymnenartige von mir; unsere Berlinischen Musiker, Krause, Graun und Quanz haben sie mit leichten Melodieen versehen, damit sie das Volk singen kann." —

— „Ein vortrefflicher Gedanke!" — sagte Cramer erfreuet und nach dem von Ramler hervorgezogenen Manuscripte greifend — „ich habe selbst schon daran gedacht, geistliche Gesänge für die Kirche zu veranstalten, nur durch den Gesang wird der lyrische Dichter volksthümlich." —

Klopstock zeigte weniger Interesse dafür, da sein antikes Versmaas, namentlich der in seinem rhythmischen Gefühle heimisch gewordene Hexameter, keiner musikalischen Melodie fähig war und er überhaupt den Reim verschmähte. Er horchte indessen auf die Mittheilungen Ramler's welcher einige Melodien vorsang und seine anfängliche Gleichgültigkeit ging allmälig in immer mehr gefesselte Aufmerksamkeit über. Plötzlich sprang er mit schwärmerisch leuchtendem Blicke auf und schritt durch das Zimmer, blieb vor dem ge-

öffneten Fenster stehen und schauete über den Garten weg nach dem blauen, sonnigen Himmel. Als Ramler eben ein heiteres Lied beendet und Cramer gemeint hatte, daß er sich angeregt fühle, geistliche Lieder für ein künftiges Gesangbuch zu dichten, wendete sich Klopstock schnell zu den Freunden zurück und sprach mit Eifer: — „Cramer! es wogt in mir derselbe Gedanke, dasselbe Gefühl, ich höre plötzlich ganz neue Töne in mir anklingen, aber sie schallen wie Psalmen und sind doch Lieder, wie wir sie singen möchten. Hat man mich den christlichen Dichter genannt, so empfinde ich jetzt, daß das psalmähnliche Lied mir gelingen wird." —

— „Sie können Sich Verdienste erwerben, es mangelt uns an Liedern, die weder niedrig noch schwach sind" — entgegnete Cramer.

— „Ja, ich will gar nichts davon erwähnen, daß die Musik der Instrumente, diese rührende Gefährtin des Singens, bei unserem Gottesdienste schweigt — aber ich hätte noch viel über den Ernst, Anstand, die Majestät und Feierlichkeit der öffentlichen Anbetung zu sagen — ein Lied ist ein Gebet, das, indem wir es singen, von großem Einflusse auf den Zustand unseres Herzens sein kann; es soll der Ausdruck der Empfindungen des neuen Testamentes sein; das Singen, ich habe es in jeder Kirche lebhaft erkannt, ist der wichtigste Theil der Anbetung, weil es das laute Gebet der Gemeine ist, welches sie mit mehr Lebhaftigkeit bewegt, als das still nachgesprochene, oder nur gedachte Gebet. Was meinen Sie, Cramer?" —

— „Ich denke, die unterrichtende Ermahnung des Predigers ist, ihres großen Nutzen ungeachtet, nicht der wesentlichste Theil des Gottesdienstes, denn woher kommt es, daß Diejenigen, welche nicht aus bloßer Gewohnheit in die Kirche gehen, es nicht vorzugsweise um der Anbetung willen, sondern mehr deshalb thun, um eine gute Predigt zu hören oder mindestens zu hören wünschen? Es fehlt die wahre Gemeinde-Anbetung Gottes durch das gemeinschaftliche erhebende, von der Musik begleitete Lied.“ —

— „Wenn das ein so vortrefflicher Kanzelredner sagt, wie unser Cramer“ — nahm Gleim das Wort, — „dann dürfen wir der Macht des Liedes gewiß vertrauen; — was meinen Sie, lieben Freunde, wenn wir, wie es einst zu den Zeiten der alten Sänger der Fall war, den Tag unseres Zusammenseins durch eine Handlung, einen Wettstreit im Kirchenliede unvergeßlich machen? Binnen drei Wochen muß Jeder von uns ein solches vollendet haben. — “ —

Dieser Vorschlag fand eine bereitwillige Annahme und damit war die leichte, rasch vorüberfliehende Wolke, welche vorhin die Meinungsverschiedenheit durch die Herzen der Freunde getrieben hatte, schnell wieder zum lichten Blau der frohen und begeisterten Uebereinstimmung geklärt. Schon war die Mittagsstunde nahe. Klopstock hatte sich von den Uebrigen entfernt und es vorgezogen, in dem schattigen Garten die einsameren Wege aufzusuchen.

Gleim dachte daran, seinen Gästen in Halberstadt auch einen angenehmen Nachmittag zu bereiten. Wohin? — lau-

tete die Frage, welche er an die Freunde richtete. Ein Ausflug in den Harz war der Wunsch Ramler's, dem sich Cramer gern anschloß. — „Aber was treibt der Klopstock?" — fragte Gleim, als der Freund immer noch nicht in das Zimmer zurückkehrte und ein Blick durch das Fenster ihn auch nicht mehr im Garten bemerkte. — „Laßt uns ihn suchen" — versetzte Cramer — „es ist seine Gewohnheit, sich zuweilen unbemerkt zu entfernen und seine eigenen Wege zu gehen." — Klopstock mochte ungefähr eine halbe Stunde abwesend gewesen sein, als die Freunde das Zimmer verließen und in den sonnigen Garten traten. — Gleim rief laut den Namen des Vermißten, aber erhielt keine Antwort; die Haushälterin erschien am Fenster und deutete auf eine entfernte, dunkel überlaubte Gegend des Gartens hin, wo an der alten Stadtmauer, von Epheu und Moos bewachsen eine Steinbank sich befand. Gleim schritt von Ramler und Cramer gefolgt dorthin — da saß Klopstock auf der Bank, in sich selbst versunken, auf einem Blättchen Papier mit Bleistift schreibend. Die Erscheinung der Freunde schreckte ihn auf und zerstreuet, mit begeistertem Blicke, erwartete er sie. Die fragende Miene derselben verstand er und er kam ihrer Anrede zuvor. — „Wäret Ihr nur noch eine Minute später gekommen" — sprach er — „dann hätte ich Euch ein fertiges Lied für die Kirche geben können; — wenn mich ein bedeutender Gedanke bewegt, so kann ich nicht eher am Geselligen Theil nehmen, bis er zu irgend einer That geworden ist — hört die erste Strophe eines Morgen-

liedes nach der Melodie des Gesanges: „„Der am Kreuz ist meine Liebe ꝛc.““ — — Diese Bank hat mir den Stoff dazu gegeben — als ich hier saß und psalmartige Empfindungen in mir wie Glockengeläut vernahm, sahe ich eingegrabene Buchstaben, verwittert und von grauen Flechten halbbedeckt, auf diesem Steine — ich las und erkannte daß dieser Stein einst auf einem Grabe zum Gedächtnisse gelegen hatte. — Schauer des Todes, Mahnung des Staubes, Unsterblichkeitssehnsucht ergriffen mich, mein Gebet ward ein Lied, wie wir es vorhin uns gedacht — höret Freunde die erste Strophe: —

„„Wenn ich einst von jenem Schlummer,
Welcher Tod heißt, aufersteh,
Und von dieses Lebens Kummer
Frei, den schön'ren Morgen seh',
O! dann wach' ich anders auf,
Schon am Ziel ist dann mein Lauf,
Träume sind des Pilger's Sorgen,
Großer Tag, an Deinem Morgen!““ —

Cramer schloß den Dichter feierlich in die Arme. — — „Diese Bank hat Klopstock geweihet!“ — sprach Gleim glücklich erregt — „dieser Stein, einst Gedächtnißzeichen eines längst Verschollenen, ist zum Denkmale des Dichters der Unsterblichkeit geworden — — wie oft werde ich an dieser Stelle des Augenblicks gedenken!“ —

Klopstock schrieb rasch noch einige Zeilen nieder, steckte dann das Blatt schnell in die Tasche und sprach: — „Ihr

sollt's später ganz hören — die poetische Zeile hier" — dabei zeigte er auf Ramler — „soll mir kein Jota daran mäkeln, nun kommt, Freunde, der Tag und das Leben gehören noch uns." —

Die Harzfahrt wurde in Anregung gebracht. — „Nach der Roßtrappe!" — rief Klopstock, ohne die Meinung der Andern zu erwarten — „auf, Freunde, nach dem wilden, schauerlich schönen Thale der Bode!" — Eine Anfrage Gleims, wann er seine Freunde dem Grafen von Stolberg-Wernigerode und den Domherren zuführen dürfe, welche schon im Voraus eingeladen hätten, wurde mit „Morgen!" — rasch beantwortet und Gleim beeilte sich, einen Wagen zu requiriren. — Wer auf dieser Fahrt Klopstock gesehen hätte, würde keine Ahnung davon gehabt haben, daß dieser muthwillige, bewegliche, von Lust und Freiheit sprudelnde Harzreisende der heilige Dichter des Messias und derselbe wäre, der kurz vorher in ernste Begeisterung in Gleim's Garten das Unsterblichkeitslied empfunden hatte. Er erschreckte arglos dahingehende Bauerweiber, scherzte mit blonden Harzdirnen, ging mit schalkhaftem Ernste in die Teufels- und wilden Jäger-Geschichten des Postillons ein, der an einer gewissen Stelle nicht blasen wollte, weil dort Hackelberg umgehe, und, als die Freunde den Wagen verlassen hatten und die Felsenwege erklimmen mußten, setzte er durch seine Kühnheit am Rande schroffer Abgründe die Begleiter in Besorgniß und brachte durch Uebermuth und Neckerei manche Holzleserin oder Köhlerfrau zum Keifen. — End-

lich, nach einem frugalen Mahle in einem Waldkruge, auf der Roßtrappe angekommen, lagerten sich die Dichterfreunde auf der mächtigen Klippe und genossen die Aussicht in die durch Wildheit erhabenen, von unheimlichen Märchen belebten Felsenschluchten und düstereinladenden, geheimnißvoll vom Gewässer durchrauschten Thalgründe.

— „O! hätten wir nur einen dieser Riesensteine vor Berlin liegen!“ — rief Ramler von dem Anschauen des Thales entzückt, — „wie würde ganz Berlin sich darum reißen.“ —

— „Ei, so versucht's doch, Ihr Titanen in Berlin, auch nur einen Stein hinzulegen“ — neckte Klopstock, indem er so hart an den Abgrund sich bewegte, daß ein fremder Mann, welcher mit steifer, pathetischer Vorsicht sich, nebst einer häßlichen Frau in großem, thurmähnlichen Hute und mit großem, rothen Regenschirm versehen, seit einigen Minuten im Hintergrunde der Klippen festgestellt hatte, laut und mit erhobenen Händen ausrief: — „Der Mensch versuche nicht Gott und das Schicksal! — heda! junger Mann, treten Sie zurück, solche Tollkühnheit darf kein Christ dulden!“ — Klopstock lachte laut auf und seine Freunde wendeten sich neugierig nach dem warnenden Manne um, welcher fortfuhr, unter biblischen Sprüchen, aufgezählten Beispielen des Unglücks und entrüstetem Tadel die Waghalsigkeit des ihm unbekannten, kleinen Mannes zu beeifern. — Der gutmeinende Mann hatte ein ehrbares, fahles, von den Zügen des Denkens und frommen Gefühles durchzogenes, abge-

magertes Gesicht, welches mit seinen kurzen, ziegenhärenen Schläfenlocken, dem feierlichen, weißen Halstuche und langem, schwarzen Rocke auf eine Kanzel zu gehören schien, während seine dickwangige, kugelrunde und die tüchtige Oekonomie-Wirthschafterin verrathende Frau die Vollblütigkeit des praktischen, materiellen Daseins zu erkennen gab. Consistorialrath Cramer hatte ihn kaum erblickt, als er dem nächstlagernden Gleim zuflüsterte: — „jener Mann ist der Superintendent auf einem Dorfe im Mannsfeld'schen, er ist mir irgendwo einmal begegnet, entweder auf der Reise oder in Quedlinburg; er wird mich nicht kennen, was ich meines geistlichen Amtes wegen wünsche, um die Natur ohne aufgedrungene Würde zu genießen. — Klopstock hatte aber an der Ermahnung des Superintendenten Vergnügen gefunden, war mit lachender Miene auf die höchste Klippe getreten und wollte ruhig den wortreichen Mann anhören, als unerwartet eine helle, schnarrende Stimme in Angst ganz nahe ausrief: — „Herr Jesus! da ist der Kobold wieder, der mit dem Bösen zu thun hat — Wilhelm, schnell! mach', daß Du vorüber kommst!" — Dieser Ausruf hatte eine große Wirkung, denn der dicken Superintendentin fiel vor Schreck der gewaltige Regenschirm aus der Hand und sie drängte, durch die gewichtige Masse ihres zurückfahrenden Körpers den schmalen, bestürzt auf den Ruf horchenden und auf den lachenden Klopstock blickenden Mann beinahe an den Rand des Felsens. — Die am Boden lagernden Freunde hatten gleichfalls aufgeblickt und eine Köhlerfrau mit ihrem Jungen

hinter sich und einem kleineren Kinde auf dem Rücken, erkannt, welche aus dem Thale von einem hier dampfenden Meiler zu kommen und nach dem Kruge auf der Höhe gehen zu wollen schien. — Sie hatte erschrocken auf Klopstock gezeigt, ihren nachschleichenden Jungen ergriffen und hastig über den Felsen, wo Klopstock etwas entfernt stand, vorübergezogen. Cramer ging ihr neugierig nach und redete sie vertraulich an. — „Was erschreckt Euch denn so, Mutter? Fürchtet Ihr Euch den vor friedlichen Menschen?“ —

— „O! hüten Sie Sich, mit dem da oben ist's nicht richtig, den würde ich wieder erkennen, wenn er mir an der Welt Ende begegnete, er ist vom Teufel geschickt, wenn er's nicht selber ist. An den denke ich mein Lebtage.“ —

— „Wo habt Ihr ihn denn zuerst gesehen?“ —

— „Mein Mann, der jetzt da unten im Thale brennt, hatte vor ein paar Jahren seine Hütte an der Ilsenburger Seite stehen. Da ist eines Abends der Teufel bei uns in Gestalt des Menschen dort eingekehrt, hat sich für einen verirrten Schüler ausgegeben, die ganze Nacht, während er geglaubt, daß der Meister und Junge in der Hütte schliefen, schreckliche Dinge gesprochen und sich am andern Morgen früh davon gemacht. Wo er gesessen, lag ein Stück Geld, aber es ging gleich wieder verloren und wir haben seitdem nur Unglück gehabt; das Kind, was er berührte, ist gleich darauf gestorben, der Meiler ist in helle Flammen ausgebrochen, und in Asche verbrannt, es hat immer unheimlich geheult und gewinselt, Nachts vor der Hütte, mein Mann

hat keine gute Kohle wieder brennen können, wo er den Meiler bauete, da blies der Teufel den Wind hinein. Und arm sind wir an die Wernigeröder Seite gezogen, da haben wir das heilige Abendmahl genommen und jetzt geht's wieder mit uns. — Sehen Sie, wie er da oben steht, wo jeder Andere vor Schwindel stürzen muß; schützen Sie Sich, mit dem ist's nicht richtig!" —

Damit lief die Frau davon, ehe Cramer sie weiter zu fragen vermochte; in heiterer Laune kehrte er zu den Freunden zurück; konnte ihnen aber die drollige Furcht der Köhlerfrau nicht mittheilen, da ihre Aufmerksamkeit auf den Mansfeld'schen Superintendenten gerichtet war, welcher ein auffallendes Wesen trieb. Der Schreck seiner dicken Frau, die Worte der vorüberfliehenden Harzerin und seine eigene Furchtsamkeit hatten ihn ganz zurück an die graue Felsenwand getrieben, wo er sein ehrbares, großes Gesicht mit einer gewissen verklärten Spannung fest und herausfordernd auf Klopstock heftete, welcher immer noch auf der höheren Klippe stand und muthwillig herablächelte. — „Alle guten Geister loben Gott, ihren Herrn!" — rief der seltsame Superintendent, beide Arme gegen den Dichter erhebend — „ich banne und beschwöre Dich durch das Blut des Erlösers und die mir gegebene, geheime Macht der Herrschaft über den Teufel!" — jetzt zog er ein trockenes Rosmarin- und Thymiansträußchen aus dem Brustlatze, welches, wie ein Amulet, an einem Bande befestiget war, hielt es hoch vor sich hin, während er mit seinem Stocke mehre Bewegungen über den Bo-

den machte, als zeichne er eine, auf dem harten Granit unsichtbar bleibende, kabbalistische Figur. — „Mein Herr, was machen Sie da?" — fragte Gleim verwundert, erhielt aber statt der Antwort einen Wink mit dem Arme, welcher ihn aus dem nächsten Bereiche des Beschwörungskreises entfernen sollte. Die dicke Frau hatte sich hinter ihren Mann gestellt und schauete, wie Jemand, welcher hinter einem Baumstamme lauscht, den Erfolgen der Teufelsbannung zu, während sie gleichfalls etwas in der Hand hielt, was einem Kräuter-Amulet ähnlich schien. — „Hörst Du, Satanas! willst Du stärker sein, als unser Herr und Meister?" — rief der Mann feierlich und in demselben Augenblicke sprang Klopstock, muthwillig aufschreiend, jenseits der Klippe hinunter auf einen versteckten Felsenvorsprung, so daß er nicht gesehen wurde. Mit pathetischer Würde blickte der Teufelsbeschwörer die ihn immer näher umringenden Männer, welche sich zwingen mußten, das Lachen zu unterdrücken. — „Es ist köstlich" — flüsterte Gleim zu Ramler — „der Sänger des Messias ist eben als Teufel gebannt — wir müssen ihn die Rolle weiter spielen lassen." — Er ging, anscheinend um etwas zu suchen, hinter die Klippe, wo Klopstock kichernd saß und dem herantretenden Gleim zurief: — „ich armer Teufel! — Sie haben nun gesehen, was die Halberstädt'sche Akademie der Volksbildung Noth thut." —

— „Pst — Pst!" — beschwichtigte ihn Gleim — „verderben Sie uns den angefangenen Spaß nicht, bleiben

Sie noch einige Zeit unsichtbar, der Mann muß erst seine Rolle ausspielen.“ —

— „Aber der Teufel soll ihm wieder erscheinen, um seine Seele zu bekehren — meinetwegen spielen Sie die Komödie weiter.“ — Als Gleim zu den Uebrigen zurückkehrte, hatten Ramler und Cramer bereits ein näheres Gespräch mit dem Manne angeknüpft. — „Glauben Sie denn wirklich an den Teufel?“ — fragte Cramer eben.

— „Könnte ich an den Worten der heiligen Schrift zweifeln?“ — antwortete der Superintendent mit dem Trotze eines sicheren Glaubens — „meine Herren, ich habe ihn schon oft mit den Mitteln der Gläubigen gebannt, er ist mir schon viele Male in den verschiedensten Gestalten erschienen.“ —

— „Ei ja“ — setzte die corpulente Frau mit wichtiger Miene hinzu — „bei uns zu Lande hat er viel böses Wesen getrieben, die Milch sauer gemacht, den Kühen was angethan, des Nachts viel gelärmt und auf dem Gute Friedeberg, bei dem früheren Pachtherrn Verstorbene erscheinen lassen.“ —

— „Lesen Sie einmal den Thomasius“ — sagte Ramler — „der kann Sie über Ihren Aberglauben aufklären.“ —

— „Oder die Schrift des Professor Meier in Halle, der alle Vorurtheile von Teufel-, Gespenster- und Hexengeschichten läugnet“ — setzte Gleim hinzu.

— „Darnach trage ich kein Verlangen“ — erwiderte der Mansfelder — „ich bin schlechterdings fest überzeugt, daß viele Dinge sind, welche weder ausgerechnet, abgewogen, noch begriffen werden können.“ —

— „Aber Sie können doch Ihre Visionen nicht durch Zeugen beweisen“ — meinte Cramer — „denn wenn wir Ihre heutige Teufelserscheinung bekräftigen sollten, dann würden wir sehr schlechte Zeugen abgeben.“ —

— „Es gehört ein besonderes Gesicht dazu — fragen Sie in Quedlinburg den Herrn Commissionsrath Klopstock, der vortreffliche fromme Mann war früher Pachtherr auf dem Gute, wo ich Prediger im nächsten Orte bin, er hat mit mir unzählige Male den Teufel gesehen.“ —

Der Name des Vaters hatte den versteckten Klopstock veranlaßt, sich von seinem Felsensitze höher zu erheben und er schauete horchend über die Klippen weg, um den Freund seines Vaters zu erkennen und das fernere Gespräch abzuwarten.

— „Ich bin mit dem alten Herrn, den Sie eben nennen, sehr bekannt“ — sagte Gleim — „aber kennen Sie denn seinen Sohn nicht?“ —

„Wir haben ihn seit seiner Knabenzeit nicht wieder gesehen“ — antwortete die Frau — „aber wir sind auf dem Wege nach Quedlinburg um den Herrn zu besuchen.“ —

— „Es thut mir sehr Leid, daß dieser Sohn ein Spötter unserer heiligen Religion geworden ist und ein profanes, apokryphisches Gedicht schreibt, daß er „Messias“

nennt" — nahm der Mann das Wort. — „Kennen Sie des Herrn Gottsched's bescheidenes Gutachten über diese Epopöe, welche christlich sein soll? — Ich werde mich über die Unchristlichkeit des Sohnes gegen den Vater unumwunden aussprechen, der Teufel welcher ihn schon so oft belästigt hat, ist in den Sohn gefahren, daß er in der Versweise der Heiden die heilige Bibellehre entstellt, unwahre Geschichten hineindichtet, die jedem frommen Christen mißfallen müssen und das Leben unseres Herrn Jesu entweihen. Alle frommen Leute sind entrüstet darüber, daß er den Erlöser zu einem gewöhnlichen Helden macht, ja, gegen alle himmlische Ordnung, einen gefallenen Menschen, den er Abbadona nennt, ohne Gnadenvermittlung selig werden läßt." —

— „Der Teufel soll Sie holen!" — ertönte Klopstock's Stimme, der sich nicht länger hatte beherrschen können, und mit kühnem Sprunge von der Klippe herabsetzte — „Herr! ich achte Ihre Kritik nicht, der Messias ist eine Verherrlichung dessen, den Sie nicht kennen." —

Die dicke Frau schrie laut auf und klammerte sich an ihren bleichen, bis zur Stimmlosigkeit erschrockenen Mann, der sich aber schnell in seine, dem Teufel imponirende Würde zurückzuversetzen suchte und mit zitternden Händen nach dem Beschwörungssträuschen auf seiner Brust griff. —

— „Aber erkennen Sie den Sohn Ihres alten Freundes nicht wieder? Es ist der vermeintliche Teufel Niemand

anderes als der Dichter des Messias" — rief Gleim lachend.

— „In dem ist der Böse wirksam, darum hat er dessen Gestalt angenommen" — erwiderte mit vorsichtigem Zurückweichen der Superintendent — „ich lasse mich nicht verblenden, alle guten Geister loben . . ."

Die Dichterfreunde fielen ihm in's Wort, als er seine Beschwörungsformel von Neuem widerholen wollte; Klopstock wich diesesmal dem Bannspruche nicht, sondern zwang ihn, sich mit ihm in ein Gespräch einzulassen; es kostete überhaupt viele Mühe, den Mann zu überreden, daß er nicht mit dem Teufel, sondern mit dem Sohne seines früheren Pachtherrn in Friedeberg zu thun habe. — Nun aber änderte sich sein Benehmen, er nahm die Miene des Seelsorgers an und suchte den vermeintlichen Sünder von der heidnischen, das Christenthum entweihenden Fortsetzung des Messias flehentlich abzubringen. — „O!" — sprach er dringend, als Klopstock muthwillig erwidert hatte, daß er einen anderen Messias verehre, als den der Orthodoxen — „o! so lassen Sie wenigstens um Gottes und der Religion willen den Abbadona nicht selig werden, das wäre für Alle, welche fromm auf die erlösende Gnade vertrauen, ein Aergerniß." —

— „Menschen, die nicht an den Teufel glauben, sind mitleidiger, als die orthodoxen Christen" — versetzte Klopstock mit einem Humor, der den Ernst seiner Stimmung nicht ausschloß — „mitleidige Leser meines Messias sind

über Abbadona's Schicksal so wehmüthig, daß ich dem Herzen folgen und ihn selig machen möchte. — Nun wir wollen sehen." —

— „Dann bitte ich Sie, dem ächten Glauben die Ehre zu geben und in Ihr Gedicht, um es den guten Christen versöhnlich zu machen, Einiges gegen die Katholiken und Socianer und Freigeister einfließen zu lassen." —

— „Herr! wofür halten Sie mein Gedicht?" — rief Klopstock hitzig.

— „Wer dem Herrn und Heilande die Ehre geben will, kann nur das Schwert des Paulus führen gegen Alle, die des wahren Glaubens Verächter sind. Ich zweifle nicht, daß Sie den Teufel bekämpfen und gegen die Sünder und Heiden hinfort schreiben werden." —

— „Ei was, eigentlich schreibe ich den Messias gegen die Türken" — versetzte Klopstock kurz und überdrüssig und kehrte sich ab. Die Freunde kicherten, der Mansfelder sahe ihn groß und bestürzt an, seine dicke Frau, welche ihn schon längst unter trippelnder Ungeduld am Arme gezerrt und zu entfernen gewünscht hatte, flüsterte ihm ziemlich vernehmlich zu: — „komm, es ist nicht richtig mit ihm, weißt Du wol, daß der Böse auch die Gestalt guter Freunde annehmen kann?" — — und, etwas zweifelhaft geworden, zumal Klopstock, am Rande des Felsens angelangt, mit sich selbst redend, in die Tiefe sprach, während zufällig ein schwarzer Raubvogel die Klippe näher und näher umkreisete, faßte der orthodoxe Mann seine Frau an die Hand, spähete schnell

nach einem ungefährlichen Auswege, und schritt, wie vom bösen Geiste verscheucht, davon.

— „Da haben wir ein Bild von einem größten Theile unserer Kirche und unseres Volkes!“ — sagte Cramer bewegt — „soll uns das nicht auffordern, Glauben und Geschmack, Gemüth und Verstand aus den engsten Grenzen der Vorurtheile zu befreien?“ —

— „Diesem Theile der Nation werde ich niemals verständlich werden!“ — rief Klopstock, sich gegen die Freunde wendend — „das sind die Türken, gegen die ich schreibe, wenn der religiöse Sturm meiner Gedanken und Empfindungen über Gethsemane und Golgatha rauscht!“ —

— „Aber dieser Mann nannte sich Freund Ihres Vaters“ — sagte Ramler — „wie steht der Sohn zu diesem Vater?“ —

Gleim kam dem finster zuhorchenden Klopstock rasch mit einer vermittelnden Antwort zuvor. — „Glauben Sie mir, er freuet sich über des Sohnes wachsenden Ruhm und ärgert sich nur bei seinem lebhaften, leicht gereizten Temperamente, über das Stillschweigen, das der Sohn auf die Angriffe Gottsched's und seiner Anhänger beobachtet.“ —

— „Nichts hat jener Orthodox gemein mit meinem Vater, als den Aberglauben —“ — setzte Klopstock ernst hinzu.

Unwillkürlich waren die Freunde an den Rand des Felsens getreten; ohne Absicht war eine Pause des Schweigens und stiller Gedankenverknüpfung entstanden. Jeder schauete

in die tiefe Thalschlucht nieder, welche sich mit ihren Gesteinen, schroffen, niedergerissenen Wänden und Fichtengruppen in eine unheimliche Dämmerung verlor, in der das Murmeln der Wasserfälle, der Rauch der verborgenen Meiler und das zeitweise Rauschen eines Wildes die feierliche Einsamkeit belebte.

— „Aber wir wollten ja fröhlich sein“ — rief Gleim plötzlich — „lasset uns aufbrechen, Freunde, auf jene Höhe drüben, denn es werden unsere Schatten schon länger über diese Schlucht geworfen!“ —

— „Der Meiler dort, dessen Rauch nicht zu uns aufsteigen kann und sich wie ein feiner Nebel in die Tiefe ausbreitet, ist uns noch eine Geschichte schuldig“ — sprach Cramer — „das Köhlerweib hat unsern Begleiter zum Teufel gemacht — wohlan, Klopstock, legitimiren Sie Sich gegen uns, ehe wir es wagen dürfen, mit Ihnen über die Teufelsbrücke zu gehen.“ — Und nun erzählte Cramer wieder, was ihm die Köhlerfrau vorhin mit Furcht und Eile mitgetheilt hatte.

— „Recht gern, meine Teufelsnatur ist im Köhlerglauben der Nation vielleicht ebenso, wie in der Hütte dort unten im Thale verurtheilt. Gleim, Sie kennen die Geschichte, erzählen Sie, wie ich dazu kam, eine Nacht in der Köhlerhütte des Ilsethales zuzubringen. — Ha! ha! ha! wie das dumme Volk sich anstellte!“ . . —

— „Vor zwei Jahren“ — begann Gleim vergnügt — „als unser Freund bei mir mit Schmidt einen Sommer

wohnte und so viel Untugenden trieb, daß die Leute in Aspenstädt und anderen Dörfern noch heute sich segnen und kreuzigen, waren wir auch einmal nach Ilseburg gefahren, um einen Bekannten zu besuchen. — Noch am Spätnachmittage, als wir uns oben im Walde am alten Schlosse befanden, bekamen wir Lust, den Ilsenstein zu besteigen und wir machten uns auf den Weg. Klopstock wollte die Ilsefälle noch sehen, obgleich bereits der Abend dämmerte und der Himmel sich röthete; wir waren zu ermüdet, um noch weiter zu gehen. Da schlich er sich heimlich von uns weg den Paternostersteg hinab, während wir gerade den Blick über Ilseburg in die schöne Ebene gerichtet hatten; sehr bald vermißten wir ihn, riefen seinen Namen, suchten im Holze, im Thale, er war aber verloren. Es wurde bereits dunkel, als wir, besorgt um ihn, die Ilse hinauf schritten und ihn an den Wasserfällen zu finden hofften; heimkehrende Waldarbeiter waren ihm nicht begegnet, wir trafen ihn dort nicht und erst um Mitternacht geleitete uns der Spätmond, in größter Angst um ihn, nach Ilseburg zurück, da Schmidt glaubte, er würde uns absichtlich Sorge gemacht und längst nach Hause gegangen sein. Er war aber nicht dort. Schmidt beruhigte sich bald, indem er meinte, sein Vetter sei zu gewandt und kühn, um irgend ein Unglück durch Unvorsichtigkeit erlebt zu haben, er hätte es schon öfter ähnlich gemacht; ich blieb die ganze Nacht in großer Unruhe. — Sehe da, plötzlich am andern Morgen trat er in's Haus, kohlschwarz im Gesichte und an den Händen und wollte sich todtlachen." —

— „Nun ja“ — fiel Klopstock vergnüglich ein — „ich hatte mich verlaufen, war auf den Weg rechts in den Wald der Plessenburg gerathen und lief endlich, das Abendroth links zur Richtung nehmend, zurück, konnte mich aber nicht wieder aus dem Walde herausfinden. — Da gerieth ich an eine Köhlerhütte, ich beschloß hier zu übernachten. Der Köhler und sein Junge gaben mir auf der Bank den besten Platz, wo der Rauch vom Meiler nicht hingewehet wurde, und löseten sich gegenseitig im Schlafen ab. In der Mitte der spitzen Hütte glimmte ein Feuer von frischen Kienzweigen, welches als Lampe diente. Vor Müdigkeit schlief ich auf der mit leeren Kohlensäcken bedeckten, schwarzen Bank schnell ein, ohne auf die Erzählung des Köhlers von unheimlichen Gespenstern, welche den Wanderer irre führen, von wilden Jägern und dergleichen lange zu hören. Mitten in der Nacht wachte ich von der Härte des Lagers auf — der Köhler und sein Junge schienen zu schlafen, der glühende Meiler erleuchtete die nächste Umgebung unheimlich, es rauschte und stöhnte draußen im Walde, ich gerietb in eine poetische Stimmung und dichtete innerlich am Messias — die Stelle, wo Satan die gefallenen Seelen mit schwarzen Gedanken quält, entstand in meiner Phantasie; um das Versmaas des Hexameters zu treffen, sprach ich meine Worte lautmurmelnd. Plötzlich richtete sich der Köhler auf und horchte, fuhr endlich erschrocken aus der Hütte und ich hörte, wie er dem Jungen durch eine Oeffnung in der Tannenborke, welche die Wand der Hütte bildete, zuflüsterte: —

„bete, bete, komm' heraus, der Teufel ist darin!“ — Ich gefiel mir in der Rolle und dichtete weiter. Der Köhler blieb draußen hinter dem Meiler und bemerkte nicht, daß ich bei Tagesgrauen die Hütte verließ, in der ich ein Geldstück zurückgelassen hatte. Im Walde begegnete mir eine Frau, mit einem Kinde an der Hand und einen Korb mit Nahrungsmitteln auf dem Rücken tragend. Sie stutzte, ich wußte nicht, daß es mein ganz schwarzgefärbtes Gesicht sei, das sie anstaunte, als ich sie anredete und nach dem Wege fragte. Um sie zutraulich zu machen, hätschelte ich ihr schmutziges Kind, ich erfuhr nicht nur, daß sie die Frau des Köhlers sei, sondern sie zeigte mir auch den Weg, der in das Thal zurückführte. — Sie sehen nun, Freunde, was ich angerichtet habe — das Geldstück, das ich zurückließ, ging verloren, das Kind, das ich berührte, ist gestorben, der Meiler in Flammen aufgegangen, der Köhler arm geworden — ich mußte also der Teufel sein — es geschieht mir schon ganz recht, daß die Leute sich vor mir kreuzigen und segnen und die Bannformel gegen mich gebrauchen.“ —

Man lachte über das Abenteuer und seine Folgen. Nach einer Weile waren die Freunde an die kühn und in schwindelnder Höhe über das Thal geschlagene Teufelsbrücke gekommen. Der furchtlose Klopstock war der erste, welcher diesen gefährlichen Uebergang betrat; die Andern wollten folgen, als von der anderen Seite eine Dame, von zwei Herren begleitet und einem Harzer geführt, um die Felsenecke bogen und gleichfalls die Brücke passiren wollten. — „Ma-

chen Sie nur den Anfang, meine Herren!" — rief der ältere der beiden Männer, ein würdiger, freundlicher und angenehmer Mann, dessen Gesicht einen gemüthlichen Gelehrten verrieth und der seiner Begleiterin, einer magern, blassen aber von seelenvollen, fast schwärmerischen Augen belebten Dame die zarteste Aufmerksamkeit erwies. Erst durch diesen Ruf wurde Gleim, der in das Thal niedergeschauet und Ramler auf einzelne Schönheiten aufmerksam gemacht hatte, zum Aufblicken veranlaßt, er hatte aber nur einen flüchtigen Blick auf die Fremden geworfen, als er voll Ueberraschung und Freude ausrief: — „Ist's möglich? diese enge Brücke führt Alle zusammen, welche der Horaz im Leben verbunden hat — Lange — Doris! — ist's möglich!" — Schnell eilte er ihnen entgegen und schloß den Pastor Lange aus Laublingen und seine poetische Frau herzhaft in die Arme. Cramer, mit ihnen bekannt, begrüßte sie gleichfalls und mit großer Ueberraschung empfing das dichterische Ehepaar die persönliche Vorstellung der längst im Geiste mit ihm verbundenen Freunde Klopstock und Ramler. Den Persönlichkeiten des Pastor Lange und seiner Frau Doris, bei welchen schon vor Jahren Gleim durch Sulzer, damals in Magdeburg, eingeführt worden war, kam die Eigenschaft zu, schnell für Poesie und Freundschaft zu begeistern, und Laublingen war ein oft heimgesuchter Ort, wo die Freunde der Poesie sich in der Atmosphäre des gemüthlichen, gastfreien Pfarrhauses wohl fühlten. Lange hatte den Horaz übersetzt und durch seine Arbeit den Deutschen die Außenlinien der klassischen

Ode bekannt gemacht, sein Anschließen an die Schweizer so wie die Feindschaft, in welcher er zu Gottsched und seinen Anhängern stand, hatten auch Gleim und Cramer, Ramler und Klopstock längst mit ihm verbunden; seine geistreiche Frau Doris war nicht nur durch ihre Poesien, sondern auch ihren fleißigen und ausgebreiteten Briefwechsel mit zahlreichen Gelehrten und Dichtern bekannt und gesucht und hatte namentlich Sulzer durch ihre Liebenswürdigkeit und freundschaftliche Umgangsweise zuerst mit Interesse für das weibliche Geschlecht und dessen geistige Ausbildung erfüllt.

Im reichen Austausche der Erkennungsfreude und der höheren Angelegenheiten ihres Geistes und Herzens, hatte man ganz versäumt, den Mann, welcher in Lange's Gesellschaft reisete, mit den Freunden bekannt zu machen. Es war ein Herr Schwarz, Kaufmann und Verwandter derselben Madame Schwarz, welche, nahe befreundet mit dem Bachmann'schen Hause in Magdeburg, viel mit Sulzer verkehrt, der dieser einst Virgil's Eklogen und besonders für sie übersetzte Abhandlungen vorgelesen und welche, mit Doris Lange und der Demoiselle Keusenhof eng vertraut, ihn angeregt hatte, eine Zeitschrift für Ausbildung des weiblichen Herzens und Verstandes vorzubereiten. —

— „Nun reisen Sie mit uns nach Halberstadt zurück!“ — rief Gleim — „ich lasse Sie nicht wieder allein ziehen — es würde sonst dieser Steg eine wahre Teufelsbrücke.“ —

— „Wir dachten auf der Reise nach Magdeburg Sie abzuholen“ — sagte Madame Lange — „wir kommen von Halle, wo wir Meier besuchten; es steht Ihnen eine Ueberraschung bevor — — “

— „Liebe Doris“ — fiel Lange ein — „es soll ja eine stille Angelegenheit sein, ich weiß nicht, ob wir dem Freunde zu Willen handeln, wenn wir sein Vorhaben verkünden.“ —

— „Ein Mann, der der Oeffentlichkeit geistig lebt, muß auch sein Glück des bürgerlichen Lebens nicht der Welt geheim halten, ich bin gar nicht damit einverstanden, daß er nicht einmal den Freunden die Anschauung seines Glücks gönnt; darum habe ich gewünscht, Sie, Gleim, dazu abzurufen. Ich liebe kein Geheimniß, das in drei Tagen aller Welt verkündet sein wird. — So erfahren Sie denn, Sulzer ist in Magdeburg, um übermorgen mit Mamsell Keusenhof Hochzeit zu halten.“ — Freude und Ueberraschung bemächtigte sich der Freunde.

— „Sulzer?“ — rief Klopstock — „er liebt? er wird geliebt? Und ich bin mit ihm gereiset tagelang, ohne, daß er von seiner Liebe sprach? Es ist mir unbegreiflich, wie ein Mensch lieben und geliebt werden kann, ohne es allen Menschen entgegen zu jubeln!“ —

— „Und auch mir hat er seine Hochzeit verschwiegen, da er mir doch nach seiner Rückkehr aus der Schweiz glückselig anzeigte, daß seiner Beharrlichkeit endlich die Einwilli-

gung der Langgeliebten zur Verbindung erworben habe" — sagte Gleim.

— „Ich muß ihn in Schutz nehmen" — erwiderte die Pastorin — „Sie kennen Mamsell Keusenhof, sie ist ein stilles, alles Aufsehen fliehendes, aber tiefes, ernstes, edles Gemüth. Bei Sulzer's Abgange aus Bachmann's Hause lehnte sie seinen Antrag ab, weil sie eine schwache und zarte Gesundheit besitzt und sich bereits einen Entwurf zu einem einsamen Leben gebildet hatte. Ich weiß aber, daß es nur die verschwiegene Rücksicht auf Sulzer's noch unerhebliche Erwerbsfähigkeit war, welche für ihn selbst gerade ausreichte. Der Briefwechsel, die Ankunft Sulzer's in Magdeburg hat endlich zum Ziele geführt, Herr Bachmann freuet sich dieser Verbindung — wir wollen Zeugen davon sein, Sie, Gleim, folgen uns uneingeladen." —

— „Nein, wir wollen Alle mit!" — rief Klopstock — „es thut mir so wohl, eine glückliche Liebe zu sehen, schlagt ein, Freunde, wir ziehen zum Myrtenfeste nach Magdeburg!" —

— „Unsere unerwartete Gegenwart soll ihn strafen für die Sünde an der Freundschaft" — sagte Cramer — „in seiner „Physik der Seele," welche er geschrieben hat, wollen wir ihm eine falsche Berechnung nachweisen." —

— „Wie er das höchste Glück nur so in sich verschließen konnte!" — rief Klopstock abermals.

— „Und ich redete mit ihm noch vor wenig Tagen" — setzte Ramler hinzu — „er zeigte mir sein neuerbauetes

Haus und lächelte, als ich ihm sagte, daß es zu groß für einen Junggesellen sei. Nun aber begreife ich's, weßhalb er mitten in der Stadt Berlin Epikur's Garten wieder herstellen ließ — wie könnte Sulzer ohne Garten leben! Jetzt hat er sogar in der Nähe des königlichen Schlosses, zwischen zwei Flüssen, sein Landgut angelegt, auf allen Seiten mit Wasser und Bäumen umgeben, die königlichen Schwäne kommen in Herden an seinen Garten, er kann zu Schiffe gehen und aus der Stadt fahren, ohne gesehen zu werden, drei königliche Paläste hat er in seinem Gesichtskreise und der schönste, öffentliche Spaziergang mitten in Berlin begrenzt die eine Seite seines Gartens. Wahrlich, er sitzt im Schooße der Göttin, er ist auf dem besten Wege, der Epikur unserer Gelehrtenrepublik zu werden." —

Sie hatten sich noch Vieles zu erzählen. — In der Gesellschaft Lange's traten die Dichterfreunde nunmehr den Rückweg an, um nach Halberstadt auf dem kürzesten Wege zurückzueilen, da der Abend drohete und das erste Viertel des Mondes bereits hoch über dem Fichtenwalde glänzte. —

Achtes Kapitel.

Der Sommer desselben Jahres war im Scheiden — die frohen Nachklänge der glücklichen Tage, welche Gleim mit seinen Freunden verlebt hatte, vereinigten sich mit der Sehnsucht nach dem erwarteten Erscheinen des langentbehrten Kleist. Wol nie hatte Gleim, der Freund der Sommerluft und des Sonnenscheins, ungeduldiger die letzten Tage des Augusts gezählt und die rauhere Witterung des Septembers lieber ertragen, als diesmal, da ja der Spätherbst die glückliche Hoffnung auf das Wiedersehen seines unzertrennlich ihm verbundenen Kleist erfüllen sollte, der auf Commando zur Werbung schon seit Ende des Frühlings in der Schweiz war und seine Rückkehr auf längere Zeit nach Halberstadt zu den letzten Tagen des Herbstes angekündigt hatte. —

Die Wochen, welche nach Klopstock's und der Genossen Abreise verstrichen waren, boten dem gemüthvollen Dichter wenig Freuden dar und er sehnte sich um so bedürftiger nach der vertrauten, ernsten Seele des melancholischen Freun-

des, als sein Gefühl nach Mittheilung viel zu tief sein Herz und seine Zukunft berührten, um das ihn Drückende den heiteren Freunden in Halberstadt preiszugeben. Der Graf Stolberg-Wernigerode war auf Reisen gegangen und Gleim freuete sich, des Zwanges der täglichen Tischgenossenschaft gerade in dieser Zeit überhoben zu sein, wo er nicht die Stimmung zur heiteren oder literarischen Unterhaltung fühlte; die Domherren neckten ihn oft wegen seiner immer noch verzögerten Verheirathung, deren Gründe er unter immer andere Vorwände zu verstecken suchte, da die Herren vom Stifte mit Ungeduld auf eine Gelegenheit warteten, um ihrem Secretair eine fröhliche Aufmerksamkeit zu erweisen und die alten Weine zu öffnen, welche der Domkeller für außerordentliche Fälle beherbergte. Gleim hatte die gewohnte Fröhlichkeit verloren, er suchte durch Arbeit seine Stimmung zu verbessern, aber je unbefriedigender ihm das gelang, um so inniger sehnte er sich nach seinem Kleist, dem treuesten Verbündeten seiner Seele in Freud und Leid.

So war der September verstrichen und die letzten Blumen, welche noch in Gleim's Garten vom scheidenden Sommer zeugten, waren, gleich den mühsam gepflegten Hoffnungsblumen in Gleim's Gemüthe, dem Hinsterben nahe. An einem Nachmittage, der vom grauen Himmel beschattet, wenig geeignet war, den einsam im Hause weilenden Dichter zu erwecken, der die trockenen Kränze betrachtete, welche er einst in froher Stunde um die Portraits der drei Freunde gewunden hatte, brachte der Postbote einen Brief — nicht

ohne besorgliche Blicke legte die Haushälterin denselben vor Gleim nieder auf den Tisch. Dieser erkannte die Handschrift, erbrach mit einem ängstlichen Eifer das Siegel und seine Miene erhielt den Ausdruck tiefsten Schmerzes, seine Hände zitterten, er las nicht zu Ende und warf im Zorne edler Entrüstung den Brief fast auf den Tisch, drückte die Hand an die Stirn und starrte in die graue Herbstluft. Er schritt alsdann durch das Zimmer, schien ruhiger zu werden und seinen Zorn zu bereuen, las den Brief von Neuem, mit weicher Miene, feuchtem Auge, sanfter Resignation. —„O!“ — seufzte er — „das fließt aus keinem Weiberherzen, das ist keine Wahrheit — soll ich dich, Arme, mehr bedauern und beklagen, als mich! Du willst, aber Du darfst nicht .... arme, bis zum Wahnsinn Geblendete! — Und daran bin ich Schuld — ich, der ich ein vorsichtiger Kenner des Herzens der Weiber von meinen Freunden genannt wurde — o! Liebe! tückische Liebe! wie rächst Du Dich an meiner früheren Gleichgültigkeit! — Ich begreife Klopstock, ich stehe beschämt vor dem glücklichen Sulzer — ich fühle dasselbe Wehe, das einst Kleist gegen mich ausklagte — o! warum soll ich solche Lehre empfangen — warum?“ — ..

Er suchte in seinen Papieren und zog Kleist's Elegie „an Doris“ hervor. Diese sanften, schmerzvollen Nachtigall-Klagen einer glühenden, tief verwundeten Seele, die innerste Wehmuth seines Kleist, las er mit unmittelbarer Hingebung an das in jenen Versen weinende Gefühl des Mannes.

Das Wiedereintreten der Haushälterin störte die stille Traurigkeit des sonst so fröhlichen Gleim. Mitleidig, als wisse sie die Gründe dieser Trauer, sahe sie den Herrn an, der sich zu fassen und eine gleichgültige Zerstreutheit vor der Dienerin anzunehmen suchte. — „Der Postbote kehrte eben zurück" — sagte sie — „er hatte einen zweiten Brief abzugeben vergessen, er wird gewiß angenehmer sein, als der erstere." — Diesen letzteren Zusatz betonte sie mit besonderer Theilnahme und dem unverleugneten Gefühle des Eingeweihetseins.

— „Woher wissen Sie das, Margarethe?" — fragte Gleim mehr zerstreuet, als befremdet.

— „Nun, der erste Brief kommt aus Blankenburg und was kann von dort Angenehmes kommen. Ich weiß recht gut, Herr Domsecretair, daß Sie an keine gute Menschen gerathen sind." —

— „Margarethe!" — fiel Gleim lebhaft ein — „die Tochter des Bergrathes ist das beste Mädchen von der Welt, nie würde ich sie sonst zu meiner Frau erwählt haben." —

— „Meinen Sie?" — versetzte die Haushälterin mit einer Miene, welche durch ihren forschenden, überlegenen Blick den Herrn überraschte — „o! oft weiß der Bräutigam schlechter Bescheid, als fremde Leute — in Nordhausen können gewisse Leute am Besten sagen, warum die Hochzeit, die auf Mai festgesetzt war, heute noch nicht gewesen ist und noch lange nicht sein wird. Ich habe nur nicht darüber

sprechen mögen, weil es sich nicht schickte, aber wenn der Brief, den Sie vorhin aus Blankenburg erhalten haben, nicht genug sagt, so muß ich es Ihnen sagen." —

— „Gute Margarethe" — sprach Gleim gerührt — „Sie haben mich schon längere Zeit still und mißvergnügt gesehen, was denken Sie darüber?" —

— „Ich denke nicht mehr, als was ich weiß" — erwiderte die treue Haushälterin. — „Sie wissen, ich bin aus Nordhausen und meine Schwester, die an den Tischler verheirathet ist, wohnt nur wenige Häuser von den Anverwandten des Bergrathes, und diese, das weiß ich, sind Ihre Feinde. Der Tischler hat dort die Arbeit im Hause und als er diesen Sommer alle Möbel hat aufpoliren müssen, konnte er hören, wie böse und feindlich jene Leute im Nebenzimmer über Sie geredet haben. — Meine Schwester hat es mir erzählt, als sie hier durchreisete zur Kindtaufe bei dem Bruder in Oschersleben. Der Bergrath ist gerade in Nordhausen anwesend gewesen und der Tischler hat gehört, wie sie den Bergrath in seinem Aerger über die Liebe seiner Tochter bestärkt, ihn noch mehr aufgehetzt und verlangt haben, das Mädchen in's Haus zu nehmen, um sie von der Liebe gänzlich zu kuriren. Und da hat der Bergrath geantwortet, daß er nicht eher wieder eine ruhige Stunde erleben würde, bis die Verlobung rückgängig geworden sei. Das habe ich schon lange auf dem Herzen gehabt, Ihnen zu erzählen, wenn der erste Brief wieder aus Blankenburg ankommen würde." —

— „Margarethe!“ — versetzte Gleim unruhig und sich anstrengend, den inneren Schmerz nicht Herr über sich werden zu lassen — „die Leute reden viel und mischen sich gern in anderer Menschen Herzensangelegenheiten, um die Liebe zu prüfen oder den Neid geltend zu machen. Ich habe an der Liebe der Jungfrau, welche ich mir zur Gattin auserkor, bis heute niemals gezweifelt, was wollen fremde Einreden, wenn sie wirklich liebt — wir müssen erwarten, was das Schicksal verhängt, reden Sie mit Niemand darüber, gute Margarethe.“ —

Die Haushälterin glaubte dem Herrn noch einige Warnungen sagen zu müssen und ging dann hinaus. Gleim befand sich in einer unglücklicheren Stimmung, als zuvor. — „O!“ — seufzte er, indem seine Augen feuchter glänzten — „schämen muß ich mich vor meiner Dienerin, schämen vor der Welt — o! Weiberherz, warum bist Du so schwach, daß Deine Liebe abhängig ist von der Einrede böser Menschen, von der Eifersucht eines leidenschaftlichen Vaters — wie soll ich's meinen Freunden entdecken, wie hat Klopstock gegen Fanny, Kleist gegen Wilhelmine gehandelt? . . . nein! ich will dich nicht anklagen, armes, zur Verzweiflung gequältes Mädchen! Nur um selbst Ruhe vor deinen Peinigern zu gewinnen, hast Du Dein Gefühl geopfert. — Ich will den Schmerz im Liede an Dich verbluten lassen, wie Kleist — ich will Deine Ehre des Herzens retten, wie Fanny's kalte Brust von des Freundes heißer Klage gerecht-

fertigt wurde — o! Muse, entlaste deinen Jünger von der Wolke der dunkelsten Verwirrung!" —

Den von der Haushälterin auf den Tisch gelegten, zweiten Brief ganz vergessend, setzte sich Gleim vor den Schreibtisch und versuchte, seinen Schmerz in dem dichterischen Ergusse der Liebesklage ausströmen zu lassen; Gedanke und Phantasie wollten aber nicht zum gestaltenden Worte werden, mehremale setzte er an, aber ohne Befriedigung, denn das Wort und die Form blieben kalte Fremdlinge zu seiner glühenden Bewegung der leidenvollen Seele. Mißmüthig warf er die Feder weg und schritt durch das Zimmer.

Nach einer Weile fiel sein Blick auf den unbeachtet gebliebenen Brief. Der Poststempel „Anspach," so wie die bekannte Handschrift fesselten mit Ueberraschung seine Aufmerksamkeit. — „Ha! Uz, treuer, fröhlicher Freund!" — rief Gleim mit Wärme — „bist Du nach langem Stillschweigen vor mir erschienen, um mich durch Deinen arbeitsfrohen, lachenden Geist zu trösten? Vermöchtest Du doch noch einmal, wie einst in Leipzig, neue Thatlust, eine entschlossene Richtung in mein Leben zu rufen!" — Er erbrach den Brief und las.

Der Brief lautete: „„Mein lieber Gleim! Sie haben lange nichts von mir erfahren, aber der Grund davon ist nicht Unzufriedenheit mit Ihnen, weil sie, ohne mein Wissen im Jahre 1746 die von uns einst gemeinschaftlich gearbeitete Uebersetzung des Anakreon unter meinem Namen herausge-

geben haben, wodurch Sie nur mein poetisches Ansehen ohne Zweifel vermehren wollten und wofür ich Ihnen danken sollte — der Grund ist nur das tägliche Leben selbst, welches mich sehr in Anspruch genommen hat, ohne aber verhindern zu können, daß ich Ihnen und Kleist recht oft im Geiste nahe gewesen bin. Nach dem, was ich von Freunden höre, sind Sie immer noch der alte horazische Genosse in Cytherens Lustgarten, —

Wo überall die Vögel brünstig schwirren,
Auf jedem Baum die Tauben schnäbelnd girren,
Und jedes Thal und die beblümte Höhe
Von Liebe schallt und niemals von der Ehe. —

Sie meldeten mir im Anfange des Frühjahrs, daß Sie sich mit einer Amorette allen Ernstes verständigt hätten in den Tempel Hymen's einzutreten —

O schrecklich Wort der Ehestand —
Das Saitenspiel entfällt dabei der Hand!

Ohne Scherz, Freund! So bald ein liebendes Paar aus den Händen der freien Liebe in Hymen's Hände kommt, so verschwindet Amor mit Allem, was ihn reizend macht; wie Wenige höre ich den Tag der ewigen Sclaverei segnen,

Denn Hymen hat des Proteus Kunst geerbt,
Das beste Mädchen schnell verderbt
Und oft in einer Nacht
Ein sanftes Lamm zum Tiger schon gemacht. —

Nicht wahr, Freund, das müssen herrliche Lieder werden, die ich nach diesem Plane singen könnte — wenn Ihre Amorette, oder wahrscheinlich schon ehrbare Gattin und Frau Secretairin, diesen Brief lieset, so wird sie einen wunderlichen Begriff von Ihrem Leipziger Freunde bekommen, dessen anakreontische und horazische Verse Sie ihr doch ohne Zweifel schon vorgelesen haben. — Ich habe sogar schon einmal geschworen, nie in Hymen's Tempel einzutreten, ich sang:

Ich schwöre, o verzeiht Ihr Mädchen, daß ich schwöre,
Mein Schwur gereichet Euch zur Ehre,
Nie will ich Euch sehr nahe sein,
Nie will ich bei vergnügtem Wein,
Wie leider sonst gescheh'n, leichtsinnig Euch besingen,
Soll meine Leyer mal von Eurem Reiz erklingen,
So mach' ich mich dazu mit Fasten erst bereit,
Denn ich erkenne es mit Schmerzen:
Es läßt mit Mädchen sich nicht scherzen.

Aber, mein Schwur ist nicht so schlimm gemeint, lieber Freund,

Denn Amor lacht bei meinem kühnen Schwur,
Und rauscht mit glänzendem Gefieder
Vor meiner Leyer hin und fordert meine Lieder,
Da kommt ein holdes Mädchen, ach!
Wer ist nicht schwach? . . . .
Wer widersteht erobernden Geberden?
Der gestern, wie ein Almanach,

Von Eh' und Weibern sprach,
Kann heute Mann und morgen Hahnrey werden. —
Soll nach des Himmels Rath ich endlich mich vermählen,
So wählt Amor für mich, kein Sterblicher kann wählen,
Daß es ihm nicht gereu't.
Liebt mich ein gutes Kind mit wahrer Zärtlichkeit,
So hat sie, was ich mehr verehre,
Als äußere Vollkommenheit.
Sie ist mir Pallas und Cythere —
Das, Freund, ist meine Sittenlehre.

Lesen Sie, lieber Gleim, meinen Brief nur erst zu Ende, dann werden Sie begreifen, warum ich mich so rasch von der Ehefurcht habe bekehren lassen." —

— „Ach!" — seufzte Gleim — „so kann nur ein Glücklicher scherzen, welcher nie ernsthaft von der Liebe gekränkt wurde!" — Er ließ die Hand mit dem Brief auf das Knie herabsinken und verfiel in ein trauriges Sinnen. Nach einiger Zeit fuhr er, wie aus düsterem, schreckhaften Traume auf, strich mit der Hand über das Gesicht und las den Brief mit angestrengter Aufmerksamkeit weiter, um die Schwermuth zu bannen. Uz schrieb ferner:

— „„Sie müssen erfahren, wie es mir ergangen ist — ich habe mein Leben zwischen praktischer, schwerer Arbeit, dem Umgange mit der Muse und der Liebe getheilt. — Die Ihnen von mir nach und nach zugesandten Gedichte, welche Liebe, Wein und Fröhlichkeit besingen, und die Sie so gütig waren, vor drei Jahren als Sammlung lyrischer

Gedichte drucken zu lassen, haben mich zwar schnell auf die rühmliche Höhe des deutschen Parnassus geführt, aber meine Regierung noch nicht bestimmen können, mich zum fröhlichen Justizrath zu machen, der ich doch werden muß, wenn ich den Tempel Hymens einmal betreten soll, denn der launige Gott macht nur gut besoldete Leute auf die Länge der Zeit glücklich. Seit 1748 bin ich nur der Secretair eines Anspachischen Justizrathes und werde es vielleicht noch länger bleiben. — Vor Mangel schützen mich, das wissen Sie, etwas Erbe und meine frugale Lebensweise so lange, bis ich einst den guten Wein der Halberstädtischen Akademie trinken werde, zu der Sie mich als Mitglied eingeladen haben. Aber nun hören Sie, wie ich nach Römhild, in diese romantische Gegend, gekommen bin, am schönen Berge der Hartenburg, die ich leider in wenigen Wochen ganz verlassen muß, weßhalb Sie diesen Brief aus Anspach erhalten, wohin ich auf zwei Tage gereiset bin, um mich dort wieder einzurichten. Ein Rechtsstreit zwischen den Sächsischen Herzögen Franz Josias von Coburg und Anton Ulrich von Meiningen über das Amt Römhild, welcher bei dem Reichshofrathe zu Wien anhängig gemacht war, und der Umstand, daß der Meininger sich dem kaiserlichen Beschlusse nicht fügen wollte, hatte im Anfange dieses Jahres eine Execution der Chursächsischen und Brandenburgischen Paritorien zur Folge, die dem Hofrathe Strebel übertragen und dem ich als Commissionssecretair beigegeben wurde. — So kam ich nach Römhild, wo ich bis zum gegenwärtigen Tage nur Ange-

nehmes erlebt habe. Ich habe aus lauter Wohlbefinden lange poetische Briefe an meine Freunde geschrieben und auch Sie sollen noch einen erhalten, der das Klima von Römhild in sich trägt. Noch kürzlich habe ich dem Hofrathe B. in Versen geäußert, daß ich nicht untröstlich sein würde, wenn mir mein künftiger Aufenthalt für beständig dort angewiesen wäre, denn ich habe nun den ganzen Frühling des Landlebens genossen und bedauere Alle, die im Rauche einer engen Stube eingeschlossen, nur den halben Frühling kennen.

Ich seh', o Hartenburg! Dich immer mit Entzücken;
Dein Angedenken soll mir keine Zeit entrücken,
Und wenn ich Deinen grünen Rücken
Und Römhild's Grazien und Grötzner's Wein und Kuß
Verlassen muß,
Will ich nach Dir im Geiste blicken,
Soll meine Muse Dich mit ihrem Lorbeer schmücken,
Daß, wie man Tibur's Hain, das holde Tempe preist,
Auch Du der Nachwelt heilig sei'st. —

Dem Hofadvokaten Grötzner und seiner Familie danke ich viel, was die Freuden in Römhild betrifft; diese guten Leute machen mir den Abschied schwer. Die Liebe zur schönen Literatur machte uns mit einander bekannt und wurde, wie es mit Ihnen und mir auch der Fall war, das Band der Freundschaft. Grötzner ist kein unglücklicher Liederdichter und sein Charakter paßt zu dem meinigen; unsere Verwandtschaft darin wurde auch äußerlich nachgewiesen, denn als ich

mit ihm einmal auf dem Römhilder Gottesacker spazieren ging, entdeckte ich an dem Grötzner'schen Erbbegräbniß mein eigenes Wappen und es stellte sich heraus, daß früher einmal ein Grötzner eine Uz geheirathet hatte. Im Umgange mit Grötzner dichtete ich mehr als sonst, Oden, Lieder und ein Gedicht, daß ich den „Sieg des Liebesgottes" betitelt habe, denn Amor hat wahrhaftig über mich gesiegt. Mit Grötzner las ich gemeinschaftlich die Richardson'schen Romane und des Freundes jüngere Schwester erwärmte dabei mein Herz und meine Phantasie und flößte mir Sehnsucht nach Clementinen und Clarissen ein, wie sie Richardson schildert. Sehr bald hatte ich das Ideal einer solchen Climene in jener Schwester gefunden; welch' eine Liebe ist das? So rein, wie Klopstock's Liebe zur Fanny, aber um ein gutes Theil munterer. — Als ich vor einigen Abenden nach Anspach abreisen wollte, bat ich sie im Liede um einen Kuß — Sie interessiren Sich für mich, lieber Gleim, Sie kennen Glück und Werth der Liebe aus eigener Erfahrung, Sie werden einige Strophen aus meinem Liede nicht ungern lesen.

Verlangt die reizende Climene
Von mir nur Lieder, keinen Kuß?
Ich greife nichts, als Trauertöne,
Kein Scherz gelingt nun, da ich scheiden muß.

Der heit're Himmel lacht mir trübe,
Die Sonne scheint mir ohne Licht,

Wie kläglich hängt der Gott der Liebe
Mit stummem Gram die matten Flügel nicht!

Was kann ich Dir zum Abschied sagen?
Die Leyer sträubt in meiner Hand
Sich wider schwermuthsvolle Klagen
Und macht nicht gern mit Sorgen mich bekannt.

Den Inhalt fröhlicher Gesänge
Hast Du ja grausam ihr geraubt,
Nie hat ja Deine stolze Strenge,
Dein karger Mund ein Küßchen mir erlaubt. —

Sie hat mir die ersten drei Küsse zum Abschiede zugesagt, wenn ich nächstens von Römhild ganz scheiden würde. — Ich liebe sie mit Zärtlichkeit, wir werden einen herzlichen Briefwechsel führen, aber einer weinerlichen Empfindelei werde ich niemals fähig sein; sie ziemt keinem Manne."" —

Gleim unterbrach das Lesen; diese letzten Worte hatten eine tiefe Wirkung auf sein Gemüth gehabt. — „Weinerliche Empfindelei ziemt keinem Manne" — wiederholte er laut und schritt mit der Geberde der Selbstermuthigung durch das Zimmer. Er fühlte aber doch zugleich recht bitter, wie schwer das Gemüth wird, wenn ein entfernter Freund in argloser Fröhlichkeit zu einer Liebe Glück wünscht, die man schon wieder als einen herben Verlust zu beklagen hat.

— „Habe ich sie aber denn verloren?“ — fragte er sich, mit hülfesuchendem Blicke den Brief anschauend, welcher aus Blankenburg vorhin eingetroffen war; er ergriff ihn, las ihn noch einmal und seine Wangen färbten sich mit dem Rothe eines edlen Gefühles beleidigten Stolzes. In der Aufwallung der Entrüstung warf er den Brief in eine Schublade seines Schreibtisches und ging mit dem stummen Selbstbewußtsein eines gekränkten Mannes im Zimmer auf und nieder. Er konnte aber zu keinem Entschlusse mit sich selbst kommen und nahm Uz'ens Brief wieder zur Hand, um seine Gedanken zu zerstreuen. Der Brief des Freundes lautete weiter:

„„Es muß doch eine ganz hübsche Sache um die Steuerämter sein; Freund Grötzner hat sich zum Steuerfach gemeldet, so viele witzige Köpfe bewarben sich darum. Rabener ist schon ein berüchtigter Zöllner, Freund Weiße in Leipzig ist daselbst gleichfalls Steuereinnehmer und ein College des großen Picanders geworden, und diese Leute werden ihre Rechnungen in Reimen abfassen. Wir fehlen noch unter ihnen, denn kein Revisor wird sich unterstehen, wider eine Rechnung etwas einzuwenden, woran die Musen Hand angelegt haben. — — Doch wieder zur Liebe zurück. — Keine Liebe ohne Dornen, das merken Sie Sich, wenn Sie wieder die Liebe besingen wollen, denn der Schalk Amor hat mir einen Possen gerissen und mich in die erste literarische Fehde gesetzt, wozu Sie ein Schlachtlied singen mögen. Mein Gedicht, der Sieg des Liebesgottes — ent-

hält, wie Sie wissen, eine Darstellung von Lächerlichkeiten, welche in der galanten, deutschen Welt nur zu häufig vorkommen.

Ein Volk, das überall, was Frankreich vorgeschrieben,
Als ein Gesetz befolgt, wird auch französisch lieben —

das ist das Thema meines Gedichtes. Sie kennen den Professor Dusch in Altona, den Verfasser des „Schooßhundes" — der in der Bibliothek der schönen Wissenschaften heftig kritisirt ist — — derselbe hält mich argwöhnischer, aber ungerechter Weise für den Verfasser und hat jetzt zur Vergeltung eine bissige Recension über meinen Liebesgott drucken lassen — . . .""

Das zerstreuete Lesen Gleim's wurde plötzlich unterbrochen, da die Haushälterin aufgeregt in die Stube eilte und rief: — „Ach, Herr Secretair, da hält ein Wagen vor der Thür, mit großem Reisekoffer bepackt und wenn ich recht gesehen habe, so sitzt derselbe stattliche Officier darin, der im Anfange des Frühlings hier war, als sie gerade die Reise angetreten hatten!" —

— „Das ist mein Kleist!" — rief Gleim aufspringend und eilte voll Begeisterung, die Haushälterin nicht weiter anhörend, aus der Thür und die Treppe hinab. — „O! mein Kleist!" — rief er, die Arme ausbreitend, als eben der wirklich Eingetroffene in das Haus trat — „mein Kleist! Nach so langer Trennung endlich! endlich dies Wiedersehen!" — Und beide Freunde fielen sich in die Arme.

Als sie Brust an Brust gelegen und die Blicke nur im Anschauen aufeinander gerichtet hatten, um die Erinnerung vergangener Stunden aus den Mienen zu lesen und zu erforschen, ob die Zeit daran verändert habe, bemerkte Kleist Thränen in Gleim's Augen, die dieser zu verbergen suchte. — „Was ist das Gleim?" — fragte er, den Freund schärfer mit dem flammenden Blicke musternd — „Sie sind doch glücklich?" —

— „Jetzt — da ich Sie umarmt habe, nun bin ich es" — versetzte Gleim mit einer unwillkürlichen Feierlichkeit, welche Kleist'en nicht entging, wenn er auch, die Hand des Freundes schüttelnd, die Treppe hinauf stieg und sagte: — „Nun müssen Sie mich beherbergen, lassen Sie mir ein Logis einrichten und nach anstrengender Reise einmal unter Ihrem Dache das Glück genießen, was wir in Briefen so lange gewünscht haben. Ich komme direct aus der Schweiz, früher als ich wollte — darum habe ich Zeit, einmal mir selbst zu leben." —

Kleist hatte an seiner edlen, ritterlichen Erscheinung, dem Feuerblicke, dem Temperamente und der militairischen Männlichkeit im Laufe der Jahre nichts verloren, wenn auch die stolzen Züge etwas gealtert erschienen und die sanfte Melancholie seiner Seele, welche wie eine milde Mondscheinnacht im Hintergrunde des blitzenden Auges und des entschlossenen Mundes lag, mehr zum Ausdrucke eines wehmüthigen Ernstes gesteigert war. In der Uniform eines Compagniechefs des preußischen Grenadierregiments weckte

er in Gleim alle patriotische Begeisterung und damit die Tage der Potsdamer Sympathieen schnell auf, der nach großen Thaten dürstende, heldenmüthige Freund, der Genosse auf dem weißen Berge vor Prag, der sinnende Gefährte im Laubholze des königlichen Lustgartens, der Frühlingssänger und muthige Verehrer Friedrich's — regte ein wogendes Meer von Empfindungen im Gleim's empfänglicher Seele auf. —

Die Haushälterin hatte schnell den Imbiß auf den Tisch gebracht und sich dann entfernt, um dem fremden Officier ein recht behagliches Logis zu bereiten, da es ihr nicht entgangen war, daß ihres Herrn traurige Stimmung rasch gewichen zu sein schien. Kleist saß mit Gleim auf dem Studirzimmer, freuete sich des ruhigen Plätzchens mit der Aussicht in den Garten, betrachtete die Gallerie der an den Wänden hängenden Portraits und sprach, die volle Gemächlichkeit empfindend, in welcher der Freund hier lebte: — „Sie leben wahrlich im Hafen der Ruhe, wie Sie Sich immer gewünscht haben, ich aber bin noch immer der Heimathlose, der, wie es das Loos des Soldaten ist, keine bleibende Stätte hat. Was ich vergeblich suchte, eine sanfte Gefährtin meines Herzens, eine friedliche Civilbedienung, die den Mann ernährt und heimisch macht — das, Freund! besitzen Sie — empfangen Sie noch einmal meinen Herzenswunsch zu dem mir im März so fröhlich angekündigten Glück der Liebe — ich glaubte Sie schon am Arme einer Gattin zu treffen —" —

Gleim war bereits unruhig geworden und stand schnell auf, um schweigend durch das Zimmer zu schreiten. Kleist's Blicke verfolgten ihn forschend. Plötzlich wendete sich Gleim zum Freunde zurück und sein Antlitz verrieth Erhitzung und Gemüthsbewegung. — „O! Kleist!“ — hub er an — „Sie schickt der Himmel in mein Haus, um mir Rath und Trost zu spenden; was Sie einst um Wilhelmine von der Golz gelitten haben, dieselben schmerzvollen Enttäuschungen, dieselbe Kränkung der Gefühle, dieselbe Schmach vor der Welt hat mir das Schicksal auferlegt; — das Mädchen, das ich liebe, das sich mit mir verlobte, das gegen die Feinde unseres Bundes seither so aufopfernd gekämpft hat, die Braut, welche öffentlich vor der Welt ihre Liebe zu mir bekannte — ist für mich verloren — seit heute unwiderruflich verloren. — Sie ist von einem eifersüchtigen Vater gequält, der sie mit Vorwürfen peinigte, weil er glaubte, ihre Liebe zu mir habe ihm das Herz der Tochter entzogen, sie ist von Verwandten in Nordhausen, welche einen andern Mann für sie bestimmt haben, und deshalb mein Verhältniß von jeher sehr ungünstig betrachteten, bis zur Verwirrung geängstigt worden — heute Nachmittag erhielt ich diesen Brief, lesen Sie, er ist ihr abgezwungen, so hart kann ein Weib nicht Denjenigen freiwillig verletzen, dem es einst Liebe schwur.“ — Bei diesen Worten, welche ein nach Entlastung und Mitgefühl schmachtendes Dichtergemüth in schmerzlicher Aufwallung in das Herz des Freundes ergoß, hatte Gleim den Brief aus der Schublade des Schreibtisches

genommen und an den überraschten Kleist gegeben. Dieser las, während Gleim ihn unruhig beobachtete; Empörung und leidenschaftliche Bewegung traten in des Freundes Mienen, dann gewannen Schmerz, traurige Rückerinnerung die Herrschaft; er ließ die Hand, welche den Brief hielt, gedankenvoll sinken, sahe in die Luft, als erscheine ihm eine Vision, und mit sich selbst redend, sprach er kaum vernehmbar die Worte seiner Elegie an Doris: —

„„Untreues Glück, das nur die Thoren schätzt,
Ich suchte Dich, Du hast Dich mir entzogen““ —

schnell fuhr er mit der Hand über die Stirn, erhob sich und trat in männlicher Entschlossenheit zu Gleim. — „Ich will, ich kann nicht daran glauben, daß dieses Glück des Frühlings unwiederbringlich zerstört sei“ — sprach er muthig — „die ungestümen Ausdrücke dieses Briefes, welche das zarte Brautverhältniß und jede Hoffnung tödten, ohne die Veranlassung des Rückschrittes anzugeben, kommen aus keiner weiblichen Seele — das hat ihr Vater, das haben ihre Verwandten ihr dictirt. Ehe die Wunde für unheilbar erklärt wird, lassen Sie nur noch einen Versuch der Rettung machen, führen Sie mich hin nach Blankenburg zu der Geliebten, ich will zu ihrem Herzen und Ehrgefühle reden.“ —

Gleim bejahete nicht sogleich — die gekränkten Gefühle des wahrhaftig gesinnten Mannes konnten sich nicht sofort in

die Vorstellung finden, daß ein so zartes Verhältniß, wie Gleim das bräutliche auffaßte, nach einmaliger, roher Verletzung wieder zur vollen Reinheit der Glückseligkeit zurückkehren könne; er stimmte aber mit aller Selbstbefriedigung des Herzens in die Ansicht des Freundes ein, daß die arme Geliebte nur in Verzweiflung gehandelt haben müsse und nicht anzuklagen sei. Der Besonnenheit und Ueberredung Kleist's gelang es endlich, Gleim zu bestimmen, am anderen Tage mit ihm nach Blankenburg zu fahren, um das Mißverständniß und die eigensinnige Laune, wie der Freund das Zerwürfniß nannte, wieder auszugleichen. — Er wußte die Situation so versöhnend zu schildern und die Hoffnung auf eine Rettung der von streitenden Einflüssen verwirrten Geliebten aus den Banden feindlicher Interessen so lebhaft wiederzuerwecken, daß Gleim selbst ruhiger wurde und endlich in der weiteren Unterhaltung mit dem Freunde, die bis in die Mitternacht hinein währte, die Traurigkeit des gekränkten Herzens zeitweise vergaß. Und sie hatten sich viel zu erzählen, denn seit Frühling hatten sie keine Briefe ausgetauscht, da Kleist auf der Dienstreise begriffen gewesen war und von Speyer aus die letzte Nachricht von sich gegeben hatte. Die Reise nach der Schweiz bildete den vornehmsten Theil der Unterhaltung. In Gleim wirkte noch die Erinnerung an Zürich und Bodmer nach, wie der feuerige Klopstock dieselben geschildert hatte, deshalb lag ihm die Frage an Kleist nahe, wie er den Aufenthalt in der Schweiz als Poet ausgebeutet und ob er zu neuen, herrlicheren Na-

turempfindungen und poetischen Gemälden die Anregung in sich verspürt habe?" —

— „Nein, Freund!" — versetzte Kleist — „meine künftigen Gedichte werden von den Naturwundern der Schweiz nichts enthalten, obgleich ich nicht blind und empfindungslos dagegen gewesen bin. Nicht der störende, prosaische Charakter meines Werbegeschäfts ist Schuld daran, denn äußere Störungen haben mich nie verhindern können, poetisch zu empfinden. Schon an der Grenze der Schweiz wurde ich von einer trüben Vorahnung erfüllt, die mich bis nach Zürich begleitete, denn ich erfuhr, daß die Wirklichkeit daselbst eine andere sei, als wir uns hier in der Ferne eingebildet hatten." —

— „Wie?" — fiel Gleim ein — „Klopstock kam aber voll Entzücken zurück, Sulzer schwärmt von seiner lieben Schweiz." —

— „Und gerade Klopstock's Anwesenheit hat mitgewirkt, meine Phantasie zu enttäuschen; er, der von uns bewunderte und geliebte Sänger, hat in Wirklichkeit dort nur Verkennung und Mißverstehen bei den Gelehrten gefunden. Seine oft excentrische, muthwillige Fröhlichkeit, seine Liebe, seine Lust an Neckerei, Baden, Schlittschuhlaufen, Alles hat den Leuten dort mißfallen, da sie einen messianischen Heiligen, einen Würdeträger evangelischer Hoheit in ihm erwartet hatten — selbst Bodmer fühlte sich gekühlt, weil Klopstock nicht unter der Schweizer Fahne Theil nehmen wollte an den literarischen Fehden. Ob ich selbst diesen Alpengöttern

in Zürich behagt habe, weiß ich nicht, aber ich bin auf Alles gefaßt. Wem ein gutes Herz nicht gefällt, dem kann auch ich nicht gefallen; aber so viel weiß ich, daß mein Herz sich dort still gekränkt fühlte von der unmittelbar sich aufdringenden Ueberzeugung, daß auch in dem schönsten und reinsten Ringen dieses Erdenlebens, auch in den Kreisen der von uns bewunderten Züricher Freunde, Parteiwuth, Schulsucht, und Versteinung in das eigene, ausschließlich geliebte Ich vorwalten." —

— „Jetzt begreife ich, warum Bodmer mich durch alle künstliche Mittel in seine literarischen Fehden ziehen und mit Angriffen auf Gottsched beauftragen wollte. — Aber ich blieb aus Grundsatz ein Fremdling in diesem Gewirre kämpfender Feindschaft" — versetzte Gleim.

— „Daran haben Sie wohl gethan, denn Unwillen und Enttäuschung rissen den Schleier von meinen Augen, als ich in der Nähe das bittere, oft böswillige Treiben Bodmer's und seiner Schule gegen Alles erblickte, was nicht nach der von Zürich aus angegebenen Weise einhergehen will; diese Mißstimmung störte mir die freie Empfindung der Naturschönheiten dort. Ich verkenne aber dabei alles wahrhaft Gute und Herrliche in den Züricher Kreisen durchaus nicht, denn Berlin ist gegen Zürich ein ärmlicher Platz für die Musen; statt daß man in dem großen Berlin kaum drei bis vier Leute von Geschmack antrifft, findet man in dem kleinen Zürich mehr als zwanzig bis dreißig — es sind zwar nicht lauter Ramler, allein sie denken und fühlen doch

Alle, haben Genie und sind dabei lustige und witzige Schelme. Trotz dem aber kann ich, seit ich diese Leute näher kennen gelernt habe, keine Epigramme auf Gottsched machen, denn ich kann in allem Ernst auf ihn nicht recht böse sein. Niemals werden Sie, lieber Freund, in meinen künftigen Gedichten den Ton durchklingen hören: „auch ich war in der Schweiz" — wahrlich die Bodmer'sche Parteisucht hat mir alle Illusion verdorben. Was mir nicht zu Herzen geht, ist für mich nicht da." —

— „Dann hat diese Verstimmung Sie wol früher aus der Schweiz vertrieben, früher, als ich Ihre Rückkehr erwartete — Sie selbst hatten Ihre Anwesenheit bis auf den Wintersanfang bestimmt." —

— „Nicht die Personen, von denen ich redete, scheuchten mich zurück, ich habe mit Bodmer, Breitinger, Hirzel und dem jungen Dichter Wieland, der ein Heldengedicht Arminius geschrieben und den Bodmer bis zur künftigen Versorgung eingeladen und in sein Haus aufgenommen hat, manche angenehme Stunde verlebt, habe mich aber in der Lustigkeit sehr im Zaume gehalten, damit es mir nicht wie Klopstock ergehe, dem die Züricher seine ausgelassenen Späße übel nachreden. — Sie müssen aber auch wissen, daß ich nach den wenigen Monaten, welche ich dort offen und frei lebte, neulich Zürich bei Nacht und Nebel verlassen mußte. Man wollte mir die Werbung auf Landeskinder nicht erlauben, obgleich ich von den Großen die Erlaubniß dazu hatte. Ich that es insgeheim, wie mir Bürgermeister und Statthalter

der Republik gesagt hatten, aber es wurde bekannt, man wollte mich arretiren und ich entwischte in aller Eile. So bin ich geradeswegs zu Ihnen in's Asyl gefahren." —

— „Wie ich mich Ihres Wohlseins, Ihrer heiterer gewordenen Seele freue" — sagte Gleim im glücklichen Anschauen des Freundes. —

— „Und doch bin ich schwermüthiger zurückgekehrt — ich denke an Potsdam zurück; alle bekannten Plätze, alle Sträuche und Rasen dort flüstern mir trauliche, schmerzlich süße Geheimnisse zu, zwar stört mich nichts dort in der Freude an der herrlichen Natur, aber ich fürchte, die Menschen dort werden mir noch weniger zusagen, als früher — o! warum sind Sie nicht mehr dort! — Mein einziger Umgang war und wird sein der Camerad von Seidlitz, ein edler, gebildeter Mann, der aber mehr ein begeisterter Zuhörer von mir ist, als er mich anzuregen versteht. Und außerdem, Freund, hat sich Potsdam, seit dem Sie fort sind, im Allgemeinen verschlimmert. Die fremdartige Literatur, worin sich unser großer König versenkt, hat immer mehr eine gewisse Roheit heraufbeschworen, die in wachsender Ungebundenheit und Bequemlichkeit alle deutsche Bildung gefährdet. Zwischen der französischen Geistesherrschaft und der verachteten deutschen Literatur hat ein Poet unseres Vaterlandes eine schlimme Stellung; unter den Gebildeten macht sich immer mehr der Pesthauch Voltaire'scher Ruchlosigkeit besinniges, offenbart es sich auch nur vorläufig durch ein leichtmerkbar Mißbrauchen heiliger Worte; — als ich vor drei

Jahren den „Bruder Kottila“ schrieb, fühlte ich bereits die verwundende Wirkung dieses frivolen Geistes.“ —

Gleim schwieg nachdenklich, denn er hatte sich immer mühsam überredet, der wachsenden Macht des deutschen Geistes zu vertrauen und es fielen ihm die harten Aeußerungen ein, welche im August die beiden Freunde Klopstock und Cramer darüber gethan hatten. Mit um so dankbarerem Blicke richtete er aber seine ernst sinnenden Augen wieder zum vertrautesten Genossen seiner Seele empor, als dieser nach einer kurzen Pause fortfuhr: — „Das Einzige, was mich gegenwärtig noch erhebt, ist die Bewunderung und Liebe für den König — er giebt einem Dichter mehr Stoff, als ganze Generationen gewöhnlicher Menschen.“ —

In dieser Liebe hatten beide Freunde sich schnell wieder auf gemeinschaftlichem Wege ihrer Lebenshoffnung vereinigt. —

— „Es hat der Krieg schon oft die Zeit wie ein Gewitter gereinigt“ — fuhr Kleist fort — „es kann nicht Frieden bleiben, die Feinde Friedrich's haben Böses im Sinne — wenn der Krieg nur losbräche, um die deutschen Gemüther wieder für ein gemeinsames Interesse zu begeistern und die Waffen gegen die Franzosen zu führen. — Das wünsche ich von Herzen.“ —

— „Dann ginge ich mit in den Krieg!“ — rief Gleim feuerig, „um die Heldenthaten des Königs aufzuzeichnen und zu sehen, wie Kleist den Durst nach großen Thaten stillt!“ —

— „Freund!“ — fiel Kleist ein und faßte Gleim's Hand mit einer beschwichtigenden Wärme und Zärtlichkeit — „die Zeiten, wo ich nach Kampf dürstete, sind vorüber; ich sehne mich nach Ruhe!“ —

— „Aber wenn Friedrich ruft?“ — unterbrach Gleim mit stolzer Herausforderung des preußischen Patriotismus — „wenn der Held auszieht, könnte mein Kleist dann in der Schaar fehlen, welche des Vaterlandes Ruhm und Ehre unter Friedrich's Anführung zu erkämpfen hat?“ —

— „Niemals würde ich mich erst rufen lassen“ — erwiderte Kleist voll Kraft und Stolz — „meinen Kopf gebe ich freudig für ihn hin, wenn ich nur Gelegenheit habe zu helfen, ich würde nichts mehr wünschen, als nur einmal mit zweihundert Mann commandirt und von zweitausend Oesterreichern angegriffen zu werden — wenn ich mich ergäbe, möchte mich der König immer zum Schelm machen lassen. — Nur eine große That könnte mich befriedigen, möge nun Tod oder Sieg sie krönen.“ —

— „O! nun höre ich meinen Kleist reden, wie damals, wo wir uns des ersten schlesischen Feldzuges freueten!“ —

— „Schließt aber der gute Eifer für den König den vertraulicheren Wunsch nach Ruhe und Frieden aus? — Ich möchte des Zwanges des Soldatenthumes ledig, ganz Dichter und Mensch sein, möchte Sie, Gleim, öfter sehen und wieder zu leben anfangen, ich sehne mich nach einer Civilanstellung; es sind verschiedene Capitains vor Kurzem Oberforstmeister geworden, das wäre eine Bedienung nach

meinem Sinne, immer zu reisen in den Wäldern, in freier Natur — wenn mir dies Glück zu Theil würde, so gäbe ich mit Freuden meine Hoffnung zum baldigen Major dafür hin. — " —

Wir wollen das Gespräch der Freunde nicht weiter verfolgen. Sie konnten sich um Mitternacht nur gewaltsam trennen, um sich der Ruhe hinzugeben. Ueber Gleim's Seele ließ aber der sanfte Gott sein beruhigendes Gefieder nicht herab, ihn bewegten zu mannichfaltige und stürmische Gedanken, die Nähe des Freundes, dessen Mittheilung, die Erlebnisse des Tages, die Lossagung der Geliebten und die bevorstehende Fahrt zu ihr, ließen ihn nicht schlafen. Er war gewohnt, vor dem Bette einen Tisch mit Schreibzeug stehen zu haben, um jeden flüchtigen Gedanken, der der Erhaltung werth erschien, sogleich, auch mitten in der Nacht auf das Papier zu fesseln — auch in dieser Nacht zündete er nach vergeblichem Versuche zur Ruhe, das Licht wieder an und schrieb in einem sanftklagenden Liede die vertrauungsvollen Worte nieder:

„„Ich zage nicht, Gott ist die Liebe,
Sein Vaterauge fehlt mich nicht,
Und ist's um mich auch noch so trübe,
So wird's doch wieder um mich Licht.
Er hat's gegeben, hat's genommen,
Sein ist ja Sturm und Sonnenschein,
Ich zage nicht, er wird schon kommen,
Die rechte Zeit mag noch nicht sein.““ —

Am anderen Morgen trat Kleist in der Uniform des Grenadiercapitains in Gleim's Studirstube, wo dieser bereits mit beklommener Empfindung fertig angekleidet harrte. Der Wagen stand vor der Thür, der Postillon blies jubelnd und schmetternd in das Horn.

— „Nun kommen Sie" — sprach Kleist — „wir wollen Ihrem Herzen ein theueres, scheinbar verlorenes Gut retten, das Wetter ist freilich schlecht, aber wir bringen Sonnenschein wieder mit zurück." —

— „Eine schlimme Ahnung macht mich kleinmüthig" — versetzte Gleim — „wie sollen wir der sicherlich Trauernden vor Augen und Herz treten, ohne den feindseligen Vater anzureizen, sie und mich noch mehr zu verwunden?" —

— „Wenn es meine eigene Liebe beträfe, würde ich vielleicht so denken wie Sie, aber da es dem Freunde gilt, so fürchte ich den Feind nicht; ich werde das Herz des Mädchens angreifen, folgen Sie mir." —

Sie gingen hinunter und stiegen in den Wagen; ein feiner Regen stäubte herab, die nahen Harzgebirge lagen im Nebel, der Westwind blies kalt. Mit bedenklicher Miene sahe die Haushälterin dem fortrollenden Wagen nach. — In drei Stunden hatten die Reisenden Blankenburg erreicht, das fröhliche Postillonhorn stimmte wenig zu Gleim's stiller Beklommenheit, als sie in das Thor einfuhren. Er rieth, nach einem Wirthshause zu fahren und dann sich beim Bergrathe anmelden zu lassen. — „Nein, Freund, wir müssen ihn überraschen, direct auf den Gegner eindringen, seine

Tochter muß sehen, daß wir's ernst meinen und auf Sieg ausgehen" — versetzte Kleist und rief dem Postillon zu: — „fahre beim Bergrath Mayer vor und blas den preußischen Siegesmarsch!" — Unter Jubeltönen rasselte die alte Postchaise vor das Haus. Niemand erschien an der Thür, die Fenster waren öde. Mit raschem Sprunge verließ Kleist den Wagen und öffnete die Thür; Gleim folgte ihm schweigend und klopfenden Herzens; er blickte gerührt nach dem Zimmer, in welchem ihm einst die Geliebte den ersten Kuß gegeben hatte. Da erschien eine alte Magd und sie stutzte verlegen, als sie die ungewöhnliche Erscheinung des stattlichen Officiers gewahrte; — „Herr Bergrath ist einen kleinen Weg ausgegangen, wird aber bald wiederkommen, bitte, treten Sie so lange hier ein" — sprach sie und wollte eine Thür öffnen. — „Wo ist Amalie?" — fragte Gleim, der an die ihm bekannte Magd herantrat. Sie erkannte ihn jetzt erst und rief erschrocken: — „Ach! Herr Secretair! lieber Herr Secretair — Sie mögen noch wiederkommen?" —

— „Wir haben ein Wort mit der Mamsell vom Hause zu reden" — nahm Kleist das Wort — „führe Sie uns sogleich zu ihr oder melde Sie uns eilig." —

Die alte Magd sahe den Officier groß an, dann wendete sie sich an Gleim und flüsterte: — „Bester Herr Secretair, daß es auch so kommen mußte — aber wissen Sie denn noch nicht? — Gestern ist der Bief abgeschickt, der

schon acht Tage lang fertig gewesen ist — ach! was hat die Mamsell gethan, ich fasse sie nicht.“ —

— „Erzählen Sie mir, Ulrike“ — nahm Gleim zutraulich das Wort — „hier der Officier ist mein Freund und weiß Alles; hat Amalie den Brief gezwungen geschrieben? — Wo ist sie denn? Ich will hinaufgehen und sie suchen.“ —

— „Ach! lieber Herr Secretair, lassen Sie das Suchen nur, es kann nichts nützen, die Mamsell ist gar nicht in Blankenburg, es ist ja Alles darauf abgesehen, der Sache ein- für allemal ein Ende zu machen; ich habe geweint, als ich gestern den Brief nach dem Posthalter bringen mußte — ich hatte ja Alles gehört, wie's von der Mamsell und dem Bergrathe verabredet war, der Brief wäre schon früher abgeschickt, aber die Mamsell konnte so schnell nicht mit der Abreise fertig werden — das ist ja Alles so überlegt — barmherziger Gott! ich begreife die Leute nicht.“ —

— „Also die Tochter vom Hause ist nicht anwesend?“ — fragte Kleist — „dann fahren wir weiter, wo sie ist; — wo findet man sie?“ —

Die Magd sahe verlegen auf Gleim, der in seiner erhitzten Miene die innere Beleidigung verrieth, welche diese Nachrichten auf sein Gefühl hervorgebracht hatten. — „Bitte, treten die Herren in die Stube“ — sagte die Magd, nachdem sie sich horchend auf der Hausflur umgeschauet hatte und jetzt rasch die Thür öffnete, durch welche Kleist sofort eintrat und schnell von einem weiblichen Portrait an der

Wand gefesselt wurde, das er mit forschendem Blicke betrachtete. — „Ist das ihr wohlgetroffenes Bild?“ — fragte er, gegen Gleim sich wendend, welcher das Portrait mit ernstern Schweigen und sanftem Vorwurf im Blicke aus der Entfernung ansahe. —

— „Zum Sprechen ähnlich — der Herr Bergrath ist in dies Bild ebenso verliebt, wie in seine Tochter“ — fiel die Magd schnell ein, als Gleim schmerzlich mit dem Kopfe nickte. — „Ich will es Ihnen nur sagen, lieber Herr Secretair“ — fuhr die Magd im Sprecheifer ihrer guten Theilnahme fort — „anfangs hat die Mamsell viel gelitten und geweint, ist mit Vater und Verwandten, welche mit dem Verlöbniß unzufrieden waren, oft lange Zeit gespannt gewesen und hat sich geweigert, den schlimmen Brief zu schreiben. Aber man hat ihr immer von Neuem zugeredet, daß sie sich übereilt habe, daß sie den Vater noch nicht allein lassen dürfe, hat ihr in's Gemüth geredet, daß die selige Mutter keine Ruhe finden könne, wenn aus dieser Hochzeit etwas würde und da hat die Mamsell denn allmälig daran geglaubt und damit Sie sehen sollten, daß es Ernst mit dem Briefe sei, ist sie gestern Morgen für die ganze Winterzeit zu den Verwandten nach Nordhausen abgereist.“ —

Kleist, welcher der Magd zugehört hatte, ohne die forschenden Blicke von dem Gemälde abzulenken, als studiere er aus den Gesichtszügen die Seele, deren moralischen Angriff er beabsichtigte, sprach jetzt entschieden: — „Gut, so fahren wir weiter nach Nordhausen!“ — und wendete sich

vom Bilde ab, um den Freund zu suchen. Mit diesem war plötzlich eine Veränderung vorgegangen; die schmerzliche Weichheit hatte sich in eine edelzürnende Entrüstung verwandelt. Er trat vor das Bild, sahe es mit strafender Strenge an, als wollte er den ganzen Stolz eines beleidigten Herzens der im Bilde lächelnden Ungetreuen entgegen halten, dann sprach er zu der Magd die Worte: — „Sagen Sie dem Vater und der Tochter, ich hätte vor diesem Bilde auf ewig Abschied genommen.“ —

Kleist stutzte und wollte sprechen, aber Gleim faßte seinen Arm und drängte ihn fort. — „Kommen Sie, ich habe keinen Wunsch mehr, ich muß in's Freie!“ — rief er hastig.

Auf der Straße angekommen, suchte Kleist den Weiterdrängenden zum Stehen zu veranlassen. — „Wir müssen sofort nach Nordhausen weiter fahren“ — sagte er — „wir dürfen doch nicht auf halbem Wege den Muth verlieren — dieses Gespräch mit der Magd kann Sie doch nicht veranlassen, dem Haupttreffen auszuweichen?“ —

— „Nein, nein!“ — antwortete Gleim — „eine Thatsache hat entschieden, — mein Herz ist im Stolze und in der Entrüstung der gekränkten Ehre auf immer von diesem Mädchen abgewendet; — mein Herz ist ohne Liebe von jetzt an — der Sänger der Liebeslust hat nur einen Frühling geliebt — niemals, niemals werde ich ein Mädchen wieder lieben können; mein Herz soll von nun an mit um

so größerer Innigkeit der Freundschaft angehören, nur den Freunden allein widme ich mich von jetzt an.“ —

— „Guter Gleim, dieser Entschluß entzückt mich, aber wie entstand er so schnell in Ihrem sonst so sanftem, vermittelnden Gemüthe? Ich bewundere Sie, mir wurde einst die Entsagung von Wilhelmine nicht so leicht. Von welcher Thatsache reden Sie?“ —

— „Die Ungetreue ist nach Nordhausen in gleicher Stunde abgereist, in welcher der Brief an mich abgeschickt wurde — dieser Umstand hat das Verhältniß unheilbar zerstört. Auf mein inständiges Bitten, den bösen Einflüssen ihrer Nordhäuser Verwandten keinen Zugang in unser Herzensbündniß zu gestatten, gelobte sie mir einst feierlich in die Hand, den offenen Bruch mit jenen Nordhäusern und die Vermeidung allen Umgangs mit ihnen, als ein Zeichen ihrer Liebe, ihrer Beharrlichkeit zu mir betrachten zu wollen. Jetzt aber, wo sie mich durch einen feindseligen Brief verletzte, überliefert sie sich ganz denjenigen Menschen, welche mir stets übel wollten und meiner Liebe bitterste Gegner sind — das erträgt mein Gefühl nicht, ich habe resignirt, das weibliche Geschlecht hat mich für immer von seinen geträumten Zaubern zurückgescheucht.“ —

— „Dann habe ich nichts mehr bei dem Mädchen zu suchen“ — erwiderte Kleist — „gegen das Herz dürfen wir nicht handeln, unsere Fahrt hat dann doch den Nutzen gehabt, daß Sie zu einem gewissen Gefühle gelangt sind. Wir haben in der Liebe gleiches Schicksal, mögen Klopstock

und Uz lieben so viel sie der Vergötterung des weiblichen Geschlechts fähig sind, wir haben nur der Liebe Schmerz erfahren und uns soll Freundschaft ersetzen, was die Liebe an uns verschuldet hat. Wird uns auch nie im Leben eine Gattin küssen, so drückt uns doch eine Freundeshand einst das sterbende Auge zu und unsere Nachwelt werden die Erinnerungen sein, welche uns Freundschaft widmet.“ —

— „Was wird die Welt von mir denken“ — sagte Gleim nach einer Pause, in der er sich, wie seine nunmehrige Rede verrieth, mit dem Gedanken an die Oeffentlichkeit der einstigen Verlobung und an das Urtheil der Leute beschäftigt hatte — „ich werde mein Verhältniß zu der Verlobten durch einen richterlichen Ausspruch trennen lassen müssen, damit die üble Nachrede nicht mir, wie es zu leicht geschieht, die Schuld der Untreue oder Wankelmüthigkeit aufbürdet und von mir sagt, ich hätte ein Mädchen betrogen. Das würde meinem Ehrgefühle noch empfindlicher sein, als die Treulosigkeit einer Geliebten.“ —

— „Die Ehre ist das Heiligste des Menschen“ — sagte Kleist — „was sind Liebesschmerz und Lebensnoth gegen eine verkannte oder beleidigte Ehre des redlichen Mannes? Ich billige Ihren Entschluß — gottlob, daß Sie so ruhig wieder sind, um hieran zu denken.“ —

Der feuchte Morgen, in dem die Reisenden angekommen waren, lichtete seine Wolken immer mehr und schon fiel das Streiflicht der durchbrechenden Sonne auf den Regenstein und die umliegenden Gebirge. Die Freunde beschlossen,

im Wirthshause, wo der Postillon ausgespannt hatte, ein Mittagbrot einzunehmen und dann eine Excursion in die Umgegend zu machen, wozu Kleist um so mehr antrieb, als er Gleim durch eine ländliche Friedensruhe der herbstlichen Landschaft am Besten zu zerstreuen gedachte. Besonders war es der Wald, der Kleist anzog und aus dem er sich erst spät wieder trennen konnte.

Die Abfahrt von Blankenburg, welche am Spätnachmittage stattfinden sollte, fand eine unvorhergesehene Verzögerung, da sie bei ihrem Eintritte in das Wirthshaus den Bergrath Mayer anwesend trafen, welcher schon lange auf sie gewartet hatte. Er war von der Magd benachrichtigt worden, daß Gleim in Begleitung eines stattlichen, fremden Grenadierofficiers im Hause gewesen sei nnd die Tochter habe sprechen wollen. — Daß dieser Begleiter nur Ewald von Kleist sein könne, dessen Gedichte einst Gleim der Braut geschenkt hatte, bezweifelte er nicht und es beunruhigte ihn doch die Vorstellung, daß er in den Kreisen der Dichter leicht als ein seltsamer, charakterloser Mann angesehen und von epigrammatischem Witze lächerlich gemacht werden könne, weshalb er den Drang fühlte, noch einmal persönlich sein Benehmen in einem versöhnlichen Lichte darzustellen. In allen Zeiten haben die Schuldbewußten der gebildeten Stände das öffentliche Strafgericht der Dichterfeder gefürchtet, die den ehrbaren Heuchler mit wenigen Strichen für alle Zeit lächerlich machen und den, vor dem Gesetze unstrafbaren Sünder auf die Bühne der unerbittlichen Gerechtigkeit brin-

gen kann. — Das Lächerliche mochte auch der Bergrath fürchten, als er sich bequemte, im Wirthshause zu warten und den beiden Dichtern persönlich seine Entschuldigungsgründe mitzutheilen. Gleim war zu tief beleidigt und zu sehr erkältet gegen die einst Geliebte, um der eifrigen, ungewöhnlich freundlichen Anrede des Mannes, welcher die Wendung des Verhältnisses bedauern, auf die Laune und Unerklärlichkeit des weiblichen Herzens schieben und sich selbst dabei ohne bösen Antheil darstellen wollte, eine weitere Aufmerksamkeit zu schenken, er erwiderte dem Manne mit ruhiger Würde, daß er den empfangenen Brief dem Gerichte übergeben und eine öffentliche Aufhebung der Verlobung beantragen würde. Der Bergrath erschrak und suchte den Entrüsteten davon zurückzubringen, Kleist aber, dem der Mann ohnehin mißfiel, nahm das Wort und sprach feuerig: — „Mein Herr, wir kennen genau die Umstände, welche das Ereigniß herbeigeführt haben; wir sind hierher gekommen, um das nunmehr für immer Geschiedene zu sühnen, aber Sie hatten in ihrem Hause Vorkehrungen getroffen, daß wir nicht unmittelbar zum Mädchenherzen reden konnten. Ein Weiberherz, das aus eigenem Antriebe die gelobte Treue bricht, handelt anders, wie Ihre Tochter — diese ist erst durch Beängstigung und Verzweiflung an ihrem Gefühle irre gemacht und endlich dahin gekommen, der Liebe einen gemeinen Trotz zu bieten. So wie eine vom Wurme gestochene Blüthe nie eine reifende, gesunde Zukunft hat, so ist auch das Herz einer Jungfrau für alle Zeiten entweihet und für

jede andere, ächte Liebe unfähig, wenn einmal ihnen dasselbe zweifelhaft an der Wahrheit der eigenen Gefühle gemacht wurde. Das haben Sie gethan, mein Herr! auf meinen Freund konnten Sie keinen andern Groll werfen, als den, welchen der Egoismus eines Vaters fühlt, welcher sieht, daß die Tochter einen Andern inniger liebt und den Vater zu verlassen im Stande ist. Sie haben einst die Verlobung gebilligt — Sie hatten kein Recht mehr an Ihrem Kinde." —

— „Aendert sich nicht die Empfindung des Menschen mit der Einsicht?" — entgegnete der Bergrath verlegen — „täuscht sich ein junges Mädchen nicht in der Liebe und fühlt den Irrthum erst im Erwachen der wahren Neigung oder unwillkürlichen Abneigung? Meine Tochter gestand mir schon im Mai, daß sie den Secretair nicht liebe, da war es meine Pflicht, sie in Schutz zu nehmen." —

— „Das gestand sie Ihnen, während sie mir in Briefen Worte der Liebe sandte?" — fuhr Gleim empört auf — „wollen Sie Ihr Kind, um Sich selbst zu entschuldigen, schlechter machen, als ich sie zu beurtheilen mich sträube? Ich bin zu stolz, um mir sagen zu mögen, ein so heuchlerisches Mädchen jemals geliebt zu haben — leben Sie wohl, mein Herr, ich bin für immer gegen das Weiberherz erkältet — möge Ihr Kind so glücklich werden, wie ich es jetzt schon in der Freundschaft bin." — Damit wendete sich Gleim ab und rief dem Postillon zu, den Wagen vorzufahfahren. — Kleist fixirte mit stolzem, beherrschenden Blicke

den Bergrath und sprach dann im Gefühle der Ueberlegenheit: — „Sie haben die Unsterblichkeit Ihrer Tochter verscherzt, so lange Gleim's Name ertönt, würde seine Geliebte und Gattin im Andenken der Nation fortgelebt haben — doch aus dieser Dichterwelt, die sich für immer vor Ihnen verschließt, lassen Sie Sich noch ein letztes Wort zurufen, welches an Sie und alle Väter gerichtet ist: — „Das Mädchenherz ist eine zarte Blumenknospe, der Vater ist der Gärtner, welcher sie zu pflegen hat. Seine Sorge ist ihr gesundes Wachsen, ihr Schutz, die reine Luft, der Trieb zum Himmel empor. Ruft aber der Frühling die Knospe aus dem süßen Traume der Entwicklung zum Leben auf, ruft die Stimme der Natur: „öff'ne Deinen Kelch der Schönheit, siehe der Bräutigam, der erglühende Sonnenstrahl, ist da!" — dann hat der Gärtner sein Recht des Eigenwillens über die entfaltete Blume verloren, sie umfängt den heißen Geliebten, enthüllt nur ihm die ganze Pracht und Tiefe ihres Kelches, die Liebe ist der Sonnenglanz, der ungehindert und rein, ohne vermittelnde Kunst, über die Blume kommt und den sie sucht. Wehe ihr, wenn der Gärtner sie stört, ihr Schatten oder fremdes Licht aufdrängt — sie wird erbleichen und welken in ihrer Jugend. — Und der Gärtner kann sie getrost lieben und erwärmen lassen, wenn er nur die Knospe gesund und unverletzt erzog." —

Damit wendete sich Kleist ab und in demselben Momente ertönte das jubelnde Horn des Postillons. Der Bergrath stand verdutzt im Hintergrunde der Stube, als

beide Dichter in den Wagen stiegen. — Es war während der Unterredung im Wirthshause bereits dunkel geworden und der Postillon schmetterte sein fröhliches Lied, um die Unannehmlichkeit des schlechten Rückweges zu vergessen. Die Stimmung der beiden Freunde wurde um so freier, je weiter sie sich von Blankenburg entfernten; bald konnte Gleim über die mißglückte Brautfahrt mit einem gewissen Humor reden, indem er sagte: — „Uz hat mir noch gestern Glück zu meiner Liebe gewünscht in seiner fröhlichen Weise — ich will ihm unsere heutige Fahrt schildern, wie wird er sich wundern, daß ich, den er für einen großen Mädchenkenner hält, mich habe so arg von einem Mädchen betrügen lassen — aber, ich bin viel weniger ein Kenner, als meine Lieder es denken lassen und es hätte schon ein weniger witziges Mädchen ohne große Kunst es über mich vermocht.“ —

Der Wagen gerieth plötzlich so sehr gegen einen Felsenstein, daß Gleim im Worte unterbrochen wurde und beide Freunde einen Stoß erhielten. — „Heda, wo sind wir?“ — rief Kleist aus dem Wagen. — „Am Hoppelberge“ — war die Antwort des Postillons — „man kann weder Weg noch Berg erkennen, ich glaube, wir sind etwas zu hoch auf den Damm gerathen.“ — Der Postillon stieg ab, um die Pferde am Zügel zu führen und Gleim wollte gerade den Vorschlag zum Aussteigen machen, als auch schon mit heftiger Gewalt der Wagen umschlug und Kleist unsanft über Gleim wegstürzte, der in demselben Augenblicke einen lauten Schmerzensschrei ausstieß. Kleist hatte sich bald auf die

Füße gestellt, aber das schmerzhafte Wimmern des Freundes erfüllte ihn mit um so größerer Sorge, als dieser bei dem Versuche zum Aufstehen ausrief: — „Gott! welch' eine Pein! Mein Arm! — Ach! er ist gewiß gebrochen!“ — Es war zu dunkel, um irgend etwas erkennen zu können, Gleim jammerte immer lauter über den Arm, Kleist suchte ihn, so weit es die Finsterniß gestattete, wieder in den Wagen zu heben, den schmerzenden Arm zu unterstützen und ihn mit seiner Schärpe an des Freundes Körper festzubinden, damit die Erschütterung geringer sei. — Es wurde eine traurige Rückfahrt, Gleim konnte die Bewegung des rascheren Fahrens nicht erdulden und erst gegen Mitternacht trafen sie in Halberstadt ein. Die Haushälterin hatte schon mit Angst auf die Rückkehr gewartet und erschrak nicht wenig, als Kleist und der Postillon den völlig hülflosen Gleim aus dem Wagen hoben. — Der Schmerz und die entstellte Form des Arms ließen kaum an einem Knochenbruche zweifeln, Kleist entkleidete den Freund mit aller Sorgfalt, während die Haushälterin nach dem Wundarzte eilte. — Dieser traf bald ein, untersuchte die Verletzung, erklärte den Arm für gebrochen und legte Bandagen an.

— „Ach!“ — seufzte Gleim — „das Hochzeitsbett ist für mich ein Krankenlager geworden!“ — Kleist verließ den Freund nicht. — „Kann ich Ihnen doch in Etwas wieder vergelten, was Sie mir geleistet haben, als ich verwundet in Potsdam lag“ — sprach er — „diese Pflicht erinnert mich lebhaft an die ersten Tage unserer Bekanntschaft.“

— Er schlug sein eigenes Lager in der Kammer Gleim's auf, wartete ihn, wachte über seinen Zustand, las ihm aus Büchern vor und machte ihm Schmerz und Langeweile vergessen. — Bis gegen Ende des Jahres blieb Kleist der treue, liebreiche Gefährte seines Freundes, der nach wenigen Wochen wieder wohl auf war und dessen verletzter Arm sowol, wie die verletzte Seele er ihm heilen half. Dann, im December, rief ihn die Soldatenpflicht in seine Garnison nach Potsdam zurück.

Neuntes Kapitel.

Vier Jahre sind vorübergegangen; der letzte September 1756 war seinem Ende nahe, schon begann nach einem trüben, von dickem Nebel bedeckten Tage die mitternächtige Stunde, als über die weite, dunkle Ebene bei Lowositz an der böhmischen Grenze eine große Truppenmasse fortzog, deren Ausdehnung und Bewegung die finstere Nacht verheimlichte. Man hörte nur das Geräusch des Marsches, den Hufschlag der Rosse, das Geroll der schweren Geschütze und Bagagewagen. Ein ungewöhnliches Schweigen der Soldaten deutete auf ernste Stimmung oder Ermüdung. Der Nebel, welcher den Tag verhüllt und sich in feuchten Niederschlägen gesenkt hatte, war gegen die Mitternachtszeit lichter geworden, der dunkle Wolkenhimmel zerriß allmälig und der beinahe volle Mond trat plötzlich mit trübgelbem Lichte hervor, um die Gegend und die spät dahin ziehenden Truppen zu beleuchten; man erkannte jetzt die Höhen bei Anjest, die Engpässe bei Welmina, weit in der Ebene schimmerte die Stadt

Lowositz und gegen sie hin bewegte sich das vorrückende Heer. Es waren die Preußen unter dem großen Könige, welche großen Ereignissen entgegen gingen. Auf den Höhen bei Anjest hielten mehre Reiter und strengten sich an, durch den Flor der nächtigen Dünste die Ebene von Lowositz zu überblicken, auf welcher das Mondlicht eine ausgedehnte Reihe von Zelten verrieth, welche in ihrer Undeutlichkeit und Ferne mehr vermuthet, als scharf erkannt werden konnten.

— „Das sind die Oesterreicher, welche dort lagern" — sprach der eine Reiter, der, gleich den Anderen, unverwandt in die Ebene spähete und jetzt mit einem spanischen Rohre nach der Gegend zeigte. — „Morgen, bei Tageshelle, wollen wir ihr Lager recognosciren und sehen, ob wir angreifen können." —

— „Die Truppen sind vom langen Marsche sehr ermüdet, Majestät" — sprach der nächste Reiter — „wie weit sollen die Colonnen vorrücken? Ich glaube dort in der Ferne rasch sich bewegende Schatten zu erkennen, die ich für Pandurenschwärme halte, welche uns beobachten werden." —

König Friedrich, dies war der vordere Reiter, wies auf eine Gegend hin, wo einzelne Hügel und graue Steinmassen im Mondlichte schimmerten und sagte: — „Und wenn es auch Hochmitternacht wird, dort, jene Engpässe bei Welmina müssen wir passiren, ehe wir an Ruhe denken dürfen. Es scheinen die Weinberge um Lowositz zu sein, wo der Feind sich versteckt hält — aber die Stadt müssen wir morgen

eingenommen haben und das Feld muß bis an die Elbe unser sein, wenn wir den Sachsen beikommen wollen." — Dann sprengte der König, von den Adjutanten gefolgt, nach der Gegend, wo seine zwar ermüdeten, aber von Muth beseelten Grenadiere in den vorderen Colonnen eben an den Engpässen angekommen waren. —

Wichtige politische Ereignisse hatten König Friedrich veranlaßt, für die Erhaltung des Hauses Brandenburg und die Wohlfahrt seines Staates, den Plänen der Feinde zuvorzukommen und mit seinem Heere in Sachsen einzudringen. — Die ihm von dem, durch den preußischen Gesandten Grafen Malzahn bestochenen Cabinetscanzellisten Mentzel in Dresden zugestellten Abschriften der geheimen Correspondenzen des Wiener, Sächsischpolnischen, Russischen und Französischen Hofes, hatten ihm die Anschläge verrathen, welche mächtige Feinde gegen ihn zu seiner Demüthigung und Vernichtung im Schilde führten und wozu sie sich verbündet hatten. Der Hof Ludwig des Funfzehnten, welcher von der Maitresse Madame von Pompadour beherrscht wurde, war durch die Geringschätzung gereizt und beleidigt worden, womit Friedrich sie und die Damen Chateauroux und Du Barry als eine „Cotillon-Regierung" bezeichnet und dem Gesandten von Knyphausen den Besuch der mächtigen Maitresse verboten hatte; die russische Kaiserin Elisabeth fühlte sich von Gedichten und Schriften Friedrich's viel zu verletzt, um nicht bereit zu sein, unter Mitwirkung des Ministers Bestuchef, den Plänen der österreichischen Kaiserin Marie

Theresia, welche den Verlust Schlesien's nicht verschmerzen konnte, jeden Beistand zuzusagen, zumal letztere unter dem Vorwande, sich als Schiedsrichterin im Steite Friedrich's mit dem Herzoge von Mecklenburg wegen der Rekrutenaushebung aufzuwerfen, unter diplomatischer Mithülfe ihres Ministers, Grafen Kaunitz, die feste Absicht hatte, baldmöglichst die preußischen Staaten anzugreifen. Die geheimen Papiere, welche der sächsische Canzellist in Friedrich's Hände gespielt hatte, zwangen den unerschrockenen König, diesen planmäßigen Angriff nicht abzuwarten, sondern durch Kraftentwicklung und Raschheit der That ihnen zuvorzukommen, da sonst Unentschlossenheit und Langsamkeit eine Rettung unmöglich gemacht haben würde, zumal Oesterreich, Polen und Rußland bereits Armeen ausgerüstet und theilweise den preußischen Grenzen genähert hatten. Schneller als seine Feinde war der König mit dem Kriegsplane fertig; Feldmarschall Schwerin sollte in Böhmen eindringen, eine zweite Armee in drei Colonnen, unter Ferdinand von Braunschweig, von Halle über Leipzig nach Freiberg, unter Feldmarschall Keith, über Torgau nach Dresden, und unter Herzog von Braunschweig-Bevern nach der Lausitz bestimmt, mußte sofort die Grenzen überschreiten und die Feinde in Wien und Sachsen überraschen. Im Anfange des Septembers zog der König selbst mit der Armee des Feldmarschalls Keith in Sachsen ein und stand schon am 8. des Monats vor Dresden, welches er nebst dem sächsischen Lager bei Pirna sofort einschloß. Die Reichsraths-Gelehrten schrieen im Wiener Interesse

über Reichsfriedensbruch und Verletzung des Völkerrechts, während Friedrich Dresden besetzte und den mit seiner Armee bei Pirna eingeschlossenen König von Polen zur Capitulation aufforderte. Ein österreichisches Heer von 35000 Mann unter Feldmarschall Brown wollte dem Verbündeten zu Hülfe eilen, ging bei Budin über die Eger und besetzte das Städtchen Lowositz, als Friedrich im Lager bei Johnsdorf lag. —

Ein großer, freilich schwerer Gedanke beseelte ihn und sein Heer, dem die patriotische Begeisterung des gesammten preußischen Volkes Rückhalt gab — eine europäische Völkermasse von zehn Millionen, welche 450,000 Krieger aufstellte, hatte sich gegen das kleine, von der Memel bis zur Maas langgestreckte und in seinen Grenzen unzusammenhängende Preußen erhoben, dessen vier Millionen Einwohner dem Feinde nur ein Heer von 150,000 Streitern entgegen zu stellen vermochte — der König mußte sogar das Centrum seiner Operationen in Dresden, also im Mittelpunkte eines feindseligen Landes, suchen, aber in seinen Soldaten lebte der Muth des Siegesruhmes, welchen die Armee bereits in früheren Kriegen unter dem Könige erworben hatte, es verhehlte sich kein Preuße, daß es jetzt nicht die Erhaltung einer eroberten Provinz, sondern die Rettung des bedrohten Vaterlandes gelte.

Die in mitternächtiger Stunde fortrückende Armee hatte die vom Könige bezeichneten Engpässe erreicht — die Colonnen breiteten sich angesichts des am Horizonte scheinbar friedlich und unbedeutend hervorschimmernden Städtchens

Lowositz und der in Nachtdämmerung liegenden Weinberge, weiter aus und die Officiere erwarteten mit jedem Vorübersprengen eines Adjutanten den Befehl zum Haltmachen. — Der König ritt still, vom drückenden Gedanken seiner großen Aufgabe schweigsam und nachsinnend gemacht, neben dem Potsdamer Grenadier-Regimente fort, dessen Commandeure in ernster Haltung den König stumm anblickten und ihn in seinem Nachdenken nicht zu stören wagten. Plötzlich ertönte aus den Reihen der Grenadiere ein munterer Gesang, die Officiere horchten, der König sahe nach der Gegend hin, woher ganz in der Nähe das Singen erscholl. Feldmarschall Keith wollte einem Adjutanten eben Befehl geben, den ungeziemenden Sänger durch seinen Officier zur Ruhe zu verweisen, als der König mit dem Krückstocke winkte und dem Feldmarschall zurief: — „Versteht man, was der Mensch singt? Das klingt wie ein Schlachtlied der alten Legionen.“ — In demselben Augenblicke trieb der Luftzug und eine zufällige Pause des Marschgeräusches die Worte herüber:

„„Wohlan denn, Krieg! Weil alle Welt
Krieg will, so sei es Krieg!
Berlin sei Sparta! Preußen's Held
Gekrönt mit Ruhm und Sieg.““

— „Fraget, wer da singt und wer das Lied gemacht hat“ — befahl der König. Der Obrist lenkte sein Pferd von der Reitergruppe ab gegen das seitwärts marschirende Grenadierregiment und redete mit mehren Officieren; der

Sänger schwieg alsbald und nach kurzer Frist kehrte der Obrist zum Stabe zurück, um die Meldung zu machen, daß ein Grenadier der Compagnie des Capitains von Kleist das Lied gesungen habe; dasselbe sei von einem preußischen Grenadier gedichtet und in Potsdam von vielen Soldaten gekauft worden." —

— „Ein preußischer Grenadier macht Verse?" — sprach der König verwundert — „nun, man soll ihn singen lassen, ein Soldat, der im Felde nach scharfem Tagesmarsche singen mag von Krieg und Sieg, der muß auch brav im Feuer sein — ich werde den Mann schon vor dem Feinde wiedererkennen." —

Jetzt hielt der König sein Pferd an und blickte rückwärts in die mondhelle Gegend — wie ein dunkles Verhängniß zog die Armee in unabsehbarer, in der Dämmerung verschwimmender Linie über die Landschaft. Der König spähete im Kreise umher und hörte dabei einen im Galopp heranreitenden und vor dem Feldmarschall haltenden Husaren an, welcher die Meldung machte, daß das Lager der Oesterreicher kaum eine Stunde Weges zwischen den Weinbergen aufgeschlagen sei und die Panduren die ganze Ebene bei Lowositz umschwärmten. Ohne die Anzeige des Generals abzuwarten, nahm Friedrich das Wort: — „Wir wollen Halt machen, die Truppen mögen sich zum morgenden Tage stärken und vorbereiten — zum Aufschlagen der Zelte haben wir keine Zeit, bei Tagesaubruch, wenn die Herrn in Lowo-

sitz noch das Wiener gemüthliche Schläfchen halten, müssen wir bereits wissen, was wir zu thun haben." —

Sogleich ertönte die Trommel und das Horn in unmittelbarer Nähe, um das Signal der Ruhe von Corps zu Corps durch die Ebene weiter zu tragen. Die ermüdeten Grenadiere streckten sich auf dem feuchten Boden nieder und sparsam angezündete Wachtfeuer bezeichneten, da der Mond schnell wieder von aufgestiegenem Gewölke in langen Pausen bedeckt und endlich ganz eingehüllt wurde, die Stätten und Ausdehnung der lagernden Armee. — Nachdem der König eine Strecke zwischen den Hauptsammelplätzen der Truppen umhergeritten war, kehrte er zu den Grenadieren zurück, stieg vom Pferde und schritt auf einen Baum zu. Man suchte vergebens einen Feldstuhl für ihn, aber er befahl dem unter dem Baume sitzenden Tambour, ihm die Trommel hinzustellen, setzte sich darauf, stützte sich fest auf den Krückstock und überdachte in nächtiger Stunde den Plan für den kommenden Morgen. Der Tambour saß schweigend neben ihm und schlummerte, jenseits des Baumes stand eine Schildwache, auf das Gewehr gelehnt und mit der Müdigkeit kämpfend, eine Strecke entfernt hatten sich die höheren Officiere um den Feldmarschall versammelt, um den Winken des Königs und seiner Pläne gewärtig zu sein.

Auf feuchtem Heidekraute, neben einem halbentblätterten Dornbusche saß Ewald von Kleist mit seinem militairischen und poetischen Freunde von Seidlitz, umgeben von seiner ermüdeten, theils hingestreckten, theils dem Schlafe trotzen-

ven Mannschaft. Die mitternächtige, weite Ebene, die geheimnißvolle Ruhe einer schlummernden Armee, das unheimliche Flackern der sparsam vertheilten Wachtfeuer, der unsichtbare Feind in ungewisser Nähe, ein von Wolken bedeckter, niedriger Himmel — Alles wirkte auf das Dichtergemüth des Kleist mächtig ein und ließ den Schlaf nicht in seine Seele kommen. Wie er einst in der Mondnacht auf dem weißen Berge vor Prag mit seinem Gleim Gedanken und Empfindungen ausgetauscht hatte, so fühlte er auch jetzt das Bedürfniß, mit dem vertrauten Cameraden dem Eindrucke der Gegenwart sich hinzugeben. —

— „Denkt darüber, was Ihr wollt, lieber Capitain" — sagte Seidlitz im Fortgange des Gespräches — „das Lied, welches vorhin einer unserer Grenadiere sang, hat einen Verfasser, den ich zu kennen glaube. — Es steckt Eure spartanische Begeisterung darin." —

— „Eines jeden Preußen, eines jeden guten Soldaten Wunsch und Begeisterung steckt darin" — erwiderte Kleist — „der freiwillige Grenadier, welchen man für den Dichter hält, hat's nimmermehr gemacht, so wenig, wie ich." —

— „Ei, ich dachte, es wäre Euer Lied — aber wer sollte es gedichtet haben? Ramler nicht, der Sulzer versteht's nicht, ein preußischer Patriot muß es sein, der Freiwillige in Eurer Compagnie ist zwar ein unterrichteter Mensch, aber . . ." —

— „Es kann nur Einer geschrieben haben" — fiel Kleist ein — „nur Einer — wenn er wüßte, daß wir mit

Tagesanbruch in das Feuer gingen, dann würden seine Gedanken und Gebete uns hier suchen; wenn er hätte mitziehen können und Platz für ihn gewesen wäre, er ruhete jetzt an unserer Seite — aber er will uns mit seiner Begeisterung nahe sein, er wird Sieg und Ruhm mit dem Tapfersten theilen, indem er Kraft, Muth und Hingebung an den König durch den patriotischen Geist stärkt — nicht die Waffe und die Zahl der Arme hilft Schlachten gewinnen, sondern der Geist, welcher kämpft." —

— „Habt Ihr gesehen, wie der König unter dem Baume auf einer Trommel sitzt und über den künftigen Tag nachsinnt? Unser Aller Geschick hängt von diesen stillen Gedanken ab — er wird das Rechte thun." —

— „Wenn ihn Gleim nur einmal dort sitzen sähe! — so hat er sich immer den großen Feldherrn gedacht" — sprach Kleist.

— „Habt Ihr Nachrichten von ihm?" —

— „Seit unserem Ausmarsche aus Potsdam nicht; und wie lange ist's schon, daß ich ihn nicht gesehen habe — diesen kommenden Winter wurden es schon zwei Jahre, als er in hypochondrischer Verstimmung in Potsdam war, um in Geschäften des Domkapitels nach Berlin zu reisen. Aber er ist von aller Schwermuth geheilt, der junge Prinz von Preußen hat den Sänger durch die naive Frage eines Kindes wieder auf das wahre Feld seines heiteren Genius zurückgeführt und ihm zu neuem Ruhme den Weg gezeigt. Es ist sonderbar in der Welt, wie zuweilen die Vorsehung das naive Wort

eines Kindes gebraucht, um einen schaffenden Geist auf das Feld neuer, goldener Früchte zu rufen — hätte Gleim nicht damals in Berlin durch Sulzer den jungen Prinzen und künftigen Thronfolger kennen lernen, und dieser, gerade die Lafontainischen Fabeln durchblätternd, mit kindlichem Wohlgefallen daran, ihn aufgefordert, sich in gleichem Fache zu versuchen, er würde vielleicht nicht daran gedacht haben. Diese Arbeit hat ihn erheitert und von Schwermuth geheilt.“ —

— „Als er von Berlin wieder durch Potsdam zurück kam, fand ich ihn, an jenem Abende, wo wir in Ihrem Quartier zusammen waren, schon auffallend heiterer; er schwärmte für einen jungen Schriftsteller Lessing, den er durch Ramler kennen gelernt hatte und hoffte große Dinge von ihm.“ —

— „Ganz recht, sie sind die besten Freunde geworden; auch ich habe den reichbegabten Schriftsteller lieb gewonnen, als ich, von Gleim aufmerksam gemacht, Ramler um eine Zusammenkunft mit ihm in Berlin bat. Es giebt wol wenige Menschen von so scharfem Verstande, solchem kritischen Scharfsinne und solcher Beharrlichkeit im Urtheile, wie ihn; er liebt den Streit, haßt jegliche Schule und Clique, hängt den alten Classikern an und kämpft mit allen Autoritäten auf Leben und Tod.“ —

— „Ein guter Soldat — wenn er nur einmal auf die französischen Rechthaber in Berlin, welche die deutsche

Literatur verachten, einen Bajonetangriff machte" — meinte Seidlitz.

In der Nähe der beiden plaudernden Freunde schritt eine Person, in den Mantel gehüllt, einher. Die zu seinem Ohre gekommenen Laute der Sprechenden hatten den nächtigen Spaziergänger aufmerksam gemacht und herangelockt. — „Finde ich hier noch ein paar Wachende?" — sprach er — „ha! an der Stimme erkenne ich meinen Kleist — nun, lieber Capitain, wir dichten doch noch nicht am Sommergesange, den Sie den Verehrern Ihres Frühlings bis dato schuldig geblieben sind?" — Kleist erkannte seinen Major von Blumenthal und stand mit Seidlitz auf, um nach dem Vorhaben des Bataillonscommandeurs zu fragen.

— „Nein, nein, ich komme nicht im Dienste zu Ihnen, mein Lieber — das Liegen auf dem feuchten Boden behagt mir nicht, wenn es sein soll, so komme ich morgen noch früh genug wieder darauf zu liegen; nun habe ich's vorgezogen, ein wenig am Wachtfeuer zu promeniren. Die Nacht ist so schwarz geworden, daß man funfzig Schritte vom Feuer nicht die Hand sieht, mich wundert nur, daß die Panduren und Kroaten nicht bis an unsere Wachtfeuer streifen; aber die Oesterreicher sind ein gar gemüthliches Volk." —

— „Mögen sie nur kommen, es würde mir Leid thun, wenn sie morgen den Sieg der Preußen so leicht machen

sollten, daß der Ruhm für unsern König nicht groß genug wäre" — erwiderte Kleist.

— „So leicht wird's nicht werden, sie haben die Stadt und die Weinberge zur Deckung, wir aber die freie Ebene, und daß es keine Plänkelei wird, das merkt man am Könige; er saß bis vor Kurzem auf der Trommel und neigte, mit sich selbst Kriegsrath haltend, sein gedankenschweres Haupt bis auf die Krücke seines Rohrs, dann stand er plötzlich auf, schritt einige Male um das Wachtfeuer und ließ dann den Feldmarschall rufen. Es kommt kein Schlaf in seine Augen. Aber nun sagen Sie mal, lieber Camerad, haben Sie denn schon den Grenadier gesprochen, welcher das schöne, patriotische Lied gedichtet und gesungen hat? Die Officiere meinen, der hätte es seinem Hauptmann abgeguckt und am Ende wird er noch der Curtius unseres Alexander's." —

— „Ich weiß nur, daß er ein Freiwilliger ist, der sich bei mir zum Dienste in die Compagnie kurz vor dem Ausmarsche meldete, ich glaube auch nicht, daß er selbst das Lied geschrieben hat, welches er singt." —

— „Ich habe ihn gesprochen, er ist ein muthiger, kecker Mensch, er leugnet mit einer Manier, die zweifelhaft läßt, das Lied gemacht zu haben, weil er vielleicht glaubt, daß es übel bemerkt werden würde, aber Sie, lieber Kleist, haben ja die Poesie beim Soldaten zu Ehren gebracht und das alte Vorurtheil beseitigt, daß ein Poet kein guter Soldat sein könne." — Kleist lächelte zerstreuet, da seine Ge-

danken entfernt mit einem Freunde verkehrten, an den er unfreiwillig denken mußte, sobald das Grenadierlied in seiner Erinnerung wiederklang. . . . „Kein Anderer, als Er" — sagte er sich still — „kann so patriotisch singen." — Der Major von Blumenthal wurde jetzt von einem Unterofficier abgerufen, da der Obrist ihn verlangt hatte, Kleist und Seidlitz streckten sich wieder auf die feuchte Erde nieder, wo, nach einiger Zeit die Natur an Seidlitz ihr Recht übte und ihn in den Schlaf der Erschöpfung zwang. Kleist blieb wach, er konnte am ungelüfteten Vorhange großer Ereignisse nicht die Ruhe finden, deren der Körper bedurft hätte. Seinen Empfindungen hingegeben, erwartete er den Morgen und sein Verhängniß. Aber noch ehe der Tag grauete, erhob er sich wieder, weil die Kälte des Bodens und ein niederstäubender Regen ihn zu einem erwärmenden Gange veranlaßten. Wie der weite Kirchhof eines Volkes erschien ihm die Gegend, wo die Truppen, das Gewehr neben sich, in unabsehbaren Reihen niedergestreckt lagen und die Ermattung des Marsches in tiefer Bewußtlosigkeit oder im friedlichen Traume vergessen hatten, aber nur eines Winkes des Mannes, der jetzt wieder scheinbar schlummernd auf der Trommel unter dem halbentblätterten Baume saß, bedurfte es, um diese schlafenden Massen zu einer löwenmuthigen Schaar aufzuwecken, die das Vaterland und den König zu schützen bereit war. Unter solchen Vorstellungen wanderte Kleist zwischen den Reihen seiner lagernden Compagnie hin. Plötzlich kam ihm Jemand entgegen; die im fernen Scheine der

Flamme blitzende Blechmütze und das blanke Bajonet verriethen einen Grenadier, welcher auf Schildwach stand. — „Ihr seid's Menke? seid wann steht Ihr auf Posten?“ —

— „Seit einer Viertelstunde, Herr Hauptmann!“ —

— „Es ist gut, daß ich Euch treffe, Ihr habt mit dem Major von Blumenthal gesprochen, der Euch für den Verfasser des Kampfliedes hielt, was Ihr vor Mitternacht auf dem Marsche unerwartet anstimmtet, als der König neben unserer Compagnie ritt. Woher habt Ihr das Lied?“ —

— „Herr Hauptmann, das hat ein preußischer Grenadier gemacht, der hat's in einer Zeitung in Berlin abdrucken lassen.“ —

— „Kennt Ihr diesen Grenadier? Der Mann kann sein Glück machen.“ —

Nach kurzem Besinnen antwortete der Grenadier keck: — „ich habe es heilig gelobt, den Grenadier nicht zu verrathen!“ —

— „So kennt Ihr ihn? Menke, ich zweifle an der Wahrheit, Ihr irret Euch — ich glaube ihn auch zu kennen, aber was könnt Ihr davon wissen? Woher seid Ihr?“ —

— „Aus Berlin gebürtig, ein guter Preuße, Herr Hauptmann, der Grenadier liebt den König und muß es der Welt verkünden — meine Kameraden, die ganze Armee, jeder gute Soldat wird es billigen.“ —

— „Warum will der Grenadier sich nicht nennen?“ —

— „Weil er weiß, daß nicht alle Officiere darüber denken würden, wie mein Hauptmann.“ —

— „Ich will ihn schützen, gebt ihn zu erkennen.“ —

— „Ich darf nicht!“ —

— „Was seid Ihr Eures Standes, was habt Ihr gelernt, Menke?“ — fragte von Kleist zweifelhaft.

— „Ich war Buchsetzer bei Herrn Nicolai in Berlin, aber da mich die Poesie von Gleim, Ramler und Ihnen, Herr Hauptmann, begeisterte, so stellte ich mich zum Soldaten, um dem großen Könige zu dienen.“ —

— „Gebt mir das Kampflied, ich will es einmal lesen.“ — Der Grenadier öffnete seine Patrontasche, zog ein gedrucktes Zeitungsblatt hervor und übergab es dem Capitain. Dieser schritt damit an das Wachtfeuer und las. — Unterschrieben war das Gedicht: „Ein preußischer Grenadier“ — Kleist war ungewiß geworden. — „Er hätte es mir angezeigt, Er hätte diese Gluth der Begeisterung nicht vor mir in seinen Briefen verborgen — — was soll ich glauben? so wäre wirklich ein Talent unter meinen Grenadieren, welches mich an Ihn erinnern könnte?“ — Mit diesen Reflexionen beschäftigt, kehrte Kleist zu dem Wachtposten zurück, gab ihm das Zeitungsblatt wieder und sprach freundlich: — „Ich hoffe von dem Grenadier mehr zu hören — gehabt Euch wohl, Menke!“ —

Der Morgen des ersten Octobers brach heran; aber ein undurchsichtiger Nebel lag über der Gegend ausgebreitet; die Armee schüttelte den kalten Nachtthau von sich und stellte sich auf; König Friedrich ritt bereits über die Ebene, um die Haltung der Feinde kennen zu lernen. Unruhig, rings vom undurchdringlichen Nebel umhüllt, wartete er auf das Lichterwerden der Luft. Der Choralgesang geistlicher Lieder, welcher nahe und ferne die dicke Atmosphäre durchdrang, verrieth, daß die Regimenter mit gottesdienstlicher Andacht den Tag begannen, das Vorüberbrausen der Reiterei, die Signale von Trommel und Trompete verkündigten gleichzeitig die bereits ausgegebenen Befehle des Königs. Der dicke Nebel klärte sich allmälig auf, die königlichen Blicke suchten den Punkt, an welchem er gestern im Mondschein das feindliche Lager entdeckt zu haben glaubte, aber man sahe durch den Schleier des Nebels die Stadt Lowositz nur undeutlich liegen und seitwärts zwei Haufen Cavallerie halten. Der König ließ die Armee in Schlachtordnung zwar aufmarschiren, aber der Nebel hielt ihn immer noch ab, den Angriff zu befehlen. Das Abfeuern leichten Handgeschützes in der Ferne, sowie die Bewegungen der preußischen und feindlichen Reiterei verriethen, daß die Husaren plänkelten und sich in den Weinbergen mit den Panduren herumschossen, während die Hauptarmee in ruhiger Erwartung der Ereignisse harrte. Der König hielt auf einer kleinen Hügelerhebung der Ebene und sahe eine Zeit lang den im Nebelflor erkennbaren Reiterbewegungen zu. Plötzlich blickte er

ungeduldig umher und wendete sich dann zum Feldmarschall von Keith mit den Worten: — „Ich bin dieser unnützen Bewegungen müde, es sollen zwanzig Schwadronen Dragoner gegen die feindlichen Reiterhaufen dort vorrücken!“ — Sofort flog der Befehl von Mund zu Mund und nach wenigen Minuten brauseten die Dragoner wie eine Wetterwolke vorüber und warfen sich mit Ungestüm auf die Oesterreichische Cavallerie. In kurzer Zeit sahe man dieselbe zurückfliehen und gegen die Stadt eine rettende Bewegung machen, die preußischen Dragoner folgten ihnen und hieben tüchtig darauf ein, aber alsbald donnerte das schwere Geschütz und der aufsteigende Dampf hinter einem der Weinberge lenkte des Königs Blicke dorthin. — „Meine Dragoner ziehen sich zurück“ — sprach er — „die Infanterie soll vorrücken!“ —

— „Majestät!“ — rief ein heransprengender Stabsofficier — „in der Hitze des Gefechts haben sich unsere Reiter zu weit vorgewagt; eine zur Seite aufgestellte Batterie zwingt sie zum Rückzuge, der Feldmarschall Brown beginnt den Angriff, seine Infanterie stellt sich vor Lowositz zum Kampfe auf, alle Gehege der Weinberge dort vor der Elbe sind von österreichischen Bataillons besetzt!“ —

— „Dann führen Sie die Infanterie darauf los, Feldmarschall!“ — befahl der König — „die Weinberge müssen gesäubert und die Stadt muß genommen werden!“ —

Mit zufriedener Miene beobachtete das Feldherrnauge, wie die preußischen Grenadiere mit heldenmüthiger Begeisterung sich gegen die österreichische Infanterie warfen, in die Weinberge eindrangen und im Pulverdampfe verschwanden. Die Kanonen krachten und erschütterten die Luft. Der einhüllende Dampf zog sich immer weiter gegen die Stadt hin, man sahe die vorderen Weinberge schon von den Kämpfenden verlassen und mit nachrückenden Preußen bedeckt, der König ritt vor und erreichte einen der genommenen Weinberge, um hier, von den Spuren eines hitzigen Gefechts, von Todten und Sterbenden umgeben, die Bewegungen ferner zu beobachten und zu leiten. Der Angriff auf die österreichischen Bataillons war ein so gewaltiger gewesen, daß die sämmtlichen umschlossenen Zäune der Weinberge nach und nach in den Besitz der Preußen gelangten und die zurückfliehenden Truppen sich entweder vor Schreck in die Elbe stürzten oder sich in die nächsten Häuser von Lowositz warfen, um sich hier festzusetzen und von Neuem zu vertheidigen. Der König ritt nahe an die Linien der kämpfenden Truppen und seine Gegenwart weckte in den einzelnen Kämpfern eine ungewöhnliche Tapferkeit. Der allgemeine Kampf hatte um 7 Uhr Morgens begonnen, schon war der Mittag vorüber. Unmittelbar in der Nähe des Königs hatte ein Regiment Garde du Corps die Aufgabe erhalten, einen Angriff österreichischer Reiterei, welche der Feldmarschall Brown aus der Reserve vorrücken ließ, zurückzuwerfen und von der Verbindung mit der Stadt zu trennen; die schwere Cavallerie fuhr

wie ein Orkan auf die Gegner ein und der König bemerkte einen Garde du Corps, der den Helm verloren und eine tiefe Hiebwunde in den Kopf erhalten hatte. — „Reitet zurück!“ — rief der Lieutenant — „das Pferd ist auch verwundet, Ihr seid kampfunfähig.“ —

— „Mit nichten, Herr Lieutenant“ — versetzte der Garde du Corps — „geben Sie mir nur ein Tuch, daß ich das Blut stillen und die Wunde verbinden kann — noch will ich dem Könige dienen.“ —

— „Ich habe kein Tuch!“ — rief der Lieutenant — „seht, wie Ihr Euch zum Feldscherer findet!“ —

— „Hier!“ — sagte der König, indem er sein Taschentuch herauszog — „gebet das dem tapferen Manne — er soll mir das Tuch persönlich wieder bringen!“ — Der Soldat hatte die Worte des Königs gehört, empfing das Taschentuch aus der Hand des Adjutanten, band sich dasselbe um die blutige Stirn und lenkte unter dem Rufe: — „es lebe Friedrich!“ — sein blutiges Pferd von Neuem in das Kampfgetümmel.

Die Vertreibung der Oesterreicher aus der Stadt wurde nunmehr eine schwierige Aufgabe für die königlichen Truppen; die preußischen Grenadiere griffen die nächsten Häuser an, schossen durch Fenster und Thüren auf die verschanzten Feinde, aber bald hatten sie ihr Pulver verschossen und fingen bereits an, um rascher zum Ziele zu gelangen, die Häuser in Brand zu stecken. Der König ritt nahe vor die Stadt, um durch eigene Geistesgegenwart auch den Eifer

der braven Grenadiere zu nähren, mit schmerzlicher Eile sahe er die Leiche des eben gefallenen Generals von Quadt an sich vorübertragen, aber er konnte ihr nur einen schnellen Abschiedsblick zollen, da zugleich die Meldung geschahe, daß nicht nur die Munition der Grenadiere ausgegangen sei, sondern frische österreichische Reservebataillons in die Stadt geworfen und im Begriffe wären, die Grenadiere aus den gewonnenen Plätzen zu verdrängen. — Der König sann, auf die rauchende, vor ihm liegende Stadt blickend, einige Secunden nach, was zu thun sei, plötzlich erheiterte sich seine Miene, mit stolzer Freude wies er auf den Eingang der Stadt und rief: — „wir brauchen kein Pulver; Courage und Tapferkeit haben ein anderes Mittel zum Siege gefunden!“ — Und in der That hatten die Regimenter von Itzenplitz und von Manteufel so eben mit gefälltem Bajonet den Eingang erzwungen und drängten die frisch vorgeschobenen Bataillons der Oesterreicher so mächtig von Platz zu Platz zurück, daß sie in wilder Flucht die Stadt verließen und den Preußen den Sieg des Tages nicht länger streitig machten. Es war Nachmittags drei Uhr, als Feldmarschall Brown die Stadt für verloren gab und mit seinen zerstreueten, entmuthigten Truppen eine rückgängige Bewegung über die Eger einschlug.

König Friedrich ritt, von seinen Stabsofficieren umgeben, in die rauchende Stadt ein. — „Nie haben meine Truppen solche Wunder der Tapferkeit gethan, sowol Reiterei als Fußvolk, seit ich die Ehre habe, sie zu commandiren“

— sagte er laut — „ich will's an den General Schwerin schreiben, damit seine Leute demnächst an Lowositz denken. Aber dies ist nur das Vorspiel von den Ereignissen, die uns das künftige Jahr bringen wird; wir haben zu spät angefangen, um vor dem Winter noch viel unternehmen zu können. Die Truppen, welche dem Feuer am wenigsten ausgesetzt waren, sollen den Feind bis an den Fluß im Auge behalten, morgen will ich mein Hauptquartier in Lowositz nehmen, diese Nacht müssen wir noch unter freiem Himmel bleiben. — Nun, denke ich, wird die sächsische Armee eingeschüchtert sein und uns früher gute Worte geben, ehe wir die Sachsen aushungern lassen, und sie bei ihrer schwachen Seite fassen, denn einen Gutschmecker, wie Lucull, kann man nur durch Fasten zahm machen." —

Nach einiger Zeit sahe man den König über das Schlachtfeld reiten. — Ringsum lagen die Leichen der Menschen und Pferde, aber eine bei weitem größere Zahl der Todten hatten die Preußen zurückgelassen. — Mit ernstem Schweigen blickte der königliche Feldherr auf seine Getreuen nieder. Eine Leiche, tief in den Mantel gehüllt und von zwei Soldaten bewacht, erregte seine Aufmerksamkeit. — „Wer liegt da?" — fragte er. — „Majestät, hier fiel unser General von Lüderitz" — antwortete ein Soldat. Der König stutzte, hielt sein Pferd an, betrachtete schweigend die verhüllte Leiche und machte eine abwehrende Bewegung, als der Soldat das Gesicht des Generals aufdecken wollte. — Dann ritt er schnell davon. — Das Pferd stieß an einen

Cüraß und fuhr zur Seite. Der König blickte zur Erde und bemerkte einen todten Cürassier, dessen Kopf mit einem Tuche umbunden und dessen Brust von einer Kugel durchbohrt war. — „Das ist mein Taschentuch!“ — rief der König — „ich erkenne meinen braven Garde du Corps wieder — der hätte eine Schwadron verdient — seine Leiche soll mit dem Tuche feierlich bestattet werden.“ —

Ernst kehrte der Feldherr bei einbrechender Dämmerung von dem Schlachtfelde zurück; die Regimenter hatten bereits vor der Stadt ein Lager aufgeschlagen und dem Könige ein Zelt hergestellt. Aus der Ferne am Ufer der Eger erscholl noch das Rollen und Knattern des Gewehrfeuers durch die Kirchhofsruhe des Schlachtfeldes und verrieth die Verfolgung der fliehenden Oesterreicher. Der König schritt mit dem General Keith noch einige Zeit in der kalten Abendluft vor dem Zelte auf und nieder. — „Morgen“ — sprach er — „wollen wir die Todten bestatten und übermorgen ein Dank- und Siegesfest mit Tedeum und Abfeuerung der Kanonen feiern. Dann müssen wir schnell nach Böhmen und ich hoffe, daß mir die Sachsen die Campagne nicht verderben werden. Wenn sie nicht bald capituliren, so will ich's noch einmal in Güte mit dem Könige von Polen versuchen und den General Winterfeld nach dem Königstein schicken, dann aber widrigenfalls Ernst machen, damit sie mir nicht durch ein Loch bei Schandau oder Hennersdorf entwischen.“ —

— „Die Oesterreicher haben sich nach der sächsischen Seite hinuntergezogen“ — sagte General Keith — „und Eure Majestät dürfen dem Brown keine Zeit lassen, sich hinter der Eger festzusetzen.“ —

— „Ich werde an Winterfeld schreiben, daß er der Sachsen Meister werden muß, ohne viel Blutvergießen, denn ich denke sie noch zu gebrauchen. Soldaten kann ich nicht abgeben, aber decken will ich für seine Unternehmungen das Annaberger Gebirge — mir darf aber die Geduld durch langes Warten nicht theuer gemacht werden — wir müssen noch weiter.“ —

Der König hatte noch nicht ausgesprochen, als ihm von dem Adjutanten gemeldet wurde, daß ein sächsischer Officier mit einem Briefe des Königs von Polen in Lowositz eingetroffen sei und um Audienz bitte. Friedrich's Miene klärte sich plötzlich auf; — „ha! der Parlamentär kommt schnell“ — sprach er heiter — „den schickt der Hunger und nicht die genommene Schlacht über seine Verbündeten her, die man auf dem Königstein noch nicht wissen kann. — Ich will den Officier sehen.“ — Man brachte einen Mann in weißer Uniform und mit frischem, rothen Gesichte vor den König, dem er ein Schreiben überreichte. Es war noch hell genug, um das wohlgenährte Aussehen des Mannes zu erkennen und ehe der König den Brief öffnete, betrachtete er mit einer schlauen, seine Verwunderung verbergenden Neugier, den feisten Sachsen. — „Sind die Leute in Pirna Alle so gut genährt? — fragte er? Ich habe mir einge-

bildet, daß Ihr Fastentage hättet und das preußische Commisbrot wol annehmen möchtet." —

— „Majestät" — erwiderte der Officier — „ich habe die Ehre auf dem Königstein zu liegen und da fehlt's an nichts, da haben wir täglich dampfende Schüsseln und gefüllte Gläser." —

— „Und im Lager?" —

— „Ei" — versetzte der gutmüthige Sachse — „da unten in Pirna sieht's nicht so gut aus, da leiden die Leute an Hunger und Frost; jetzt essen sie Wurzeln, kochen sich Pudersuppe mit Schießpulver gesalzen und, wenn's Sonntag ist mit Pomade gefettet — die Pferde fressen Holz — aber deßhalb sind sie doch guten Muthes." — Der König hatte das Schreiben erbrochen und war damit an das eben in seiner Nähe angezündete Wachtfeuer getreten; — er hatte eine Capitulation oder einen Vergleichsantrag erwartet, aber sich sehr getäuscht; ungeduldig und durch die Enttäuschung zur Ironie gereizt, rief er: — „des polnischen Königs Majestät und der Herr Graf von Brühl sind sehr ungehalten auf mich, und machen mir dringende Vorstellungen; daß ich Dresden besetzt, das sächsische Lager gesperrt, die Elbe eingeschlossen habe, das nimmt mir Friedrich August nicht übel, daß aber meine Vorposten gestern einen Transport Wildpret, der für die Tafel auf dem Königstein bestimmt gewesen, weggenommen haben, hat Seiner Majestät Geduld zerrissen und mir einen Vorwurf zugezogen. Warte Er nur, ich will Seinem Könige antworten, daß ich Alles, was Dero Per-

son oder Familie betrifft, für heilig halten lassen werde." — Der König ging in sein Zelt und schrieb; bald schickte er einen Brief heraus und zugleich einen Befehl an den Wachtofficier des königlichen Zeltes, ihn allein zu lassen. Es war dem Könige ein Bedürfniß, nach allen großen Ereignissen seine Gedanken und Empfindungen gegen einen vertraueten Freund brieflich auszutauschen. Er nahm auch jetzt die einmal ergriffene Feder und dachte lange nach, ehe er schrieb. Früher war er gewohnt, im Lager seine Scherze an Jordan zu richten, sich in Briefen an Kaiserling, Dühan und Camas einer stillen Erinnerung an friedlichere Stunden hinzugeben, aber seit dem letzten Feldzuge waren ihm alle diese treuen Freunde gestorben, Voltaire war undankbar und treulos geworden, nur Algarotti in Italien und Marquis d'Argens in Berlin waren ihm übrig geblieben. — „Es wird einsamer auf meinem Lebenswege der Freundschaft" — sagte er halblaut, als er einen Brief an d'Argens zu schreiben begann. —

Am anderen Morgen waren die Truppen, welche der Befehl getroffen hatte, zur Beerdigung der Todten auf dem Schlachtfelde zerstreuet. Mit großer Schnelligkeit hatte sich das Lied des preußischen Grenadiers von Mund zu Mund verbreitet, und man hörte es in den Regimentern und Lagerstätten vielfach wiedertönen. Die Kleist'sche Compagnie lag nach der Schlacht in der Stadt Lowositz und diente zur Besatzung des Platzes, wo dem Könige für die nächsten Tage das Hauptquartier eingerichtet wurde. In einem der zer-

schossenen Häuser, aus denen man schon gestern Abend die Leichen fortgeschafft hatte, theilte der Grenadier Menke ein Quartier mit einem großen Pommer'schen Kameraden und beide lagen auf dem Boden der verwüsteten Stube, wo einige Bund Stroh und der Tornister das Ruhebett bildeten. Sie waren von dem Begraben ihrer todten Landsleute und Feinde heimgekehrt und während der Pommer mit ehrbarer Feierlichkeit, langausgestreckt, die Hände unter dem Kopfe und die Augen geschlossen, den Eindruck der Leichenbestattung auf sein gutmüthiges Herz nachwirken ließ, saß der Andere halb aufgerichtet neben ihm, blinzelte mit verschmitzten Augen umher und schien auf Etwas zu sinnen. Dann schlich er, in der Meinung, daß der Camerad schlafe, geräuschlos vom Strohe fort in die nebenanliegende, halbgeöffnete Stube, worin er einen alten, halb in die Wand gemauerten Schreibpult bemerkt hatte und öffnete diesen neugierig. Der Pommer hob die Augenlieder ein Wenig und sahe ihm nach, — in der Meinung, daß jener auf Geldsuchen ausgehe, lächelte er kaum merklich, schob sich den Tornister unter dem Kopfe fester, als ob er das bereits darin in Sicherheit gebrachte Plündergut besser sichern wolle, und murmelte leise: — „suche nur, Berliner, Du wirst nichts mehr finden;" — dann schloß er mit einem stillen Lächeln der Sicherheit die Augen wieder und schien einzuschlafen. Der Berliner suchte aber nicht nach Geld und Gut, sondern er fand, was er gesucht hatte, nämlich Schreibmaterialien. Einige Bogen Papier nebst ein halbzerbrochenes Glas voll Dinte und einige

Federn hatte der geflohene Besitzer dieser Stube zurückgelassen und aus einigen vergessenen Rapporten durfte man schließen, daß in diesem Quartier ein österreichischer Feldwebel gelegen haben mußte. Der Grenadier Menke setzte sich auf einen Schemel |vor den Schreibepulten und begann zu schreiben. — Der lang hingestreckte Pommer beobachtete ihn zeitweise unter den Augenliedern weg und schloß diese bei jeder Bewegung des Schreibenden wieder. Die Zimmer hatten keine Fenster mehr, Glasscheiben und Rahmen waren von Kugeln und Bajonetten zerstört, der kalte Octoberwind strich scharf über die Hände des schreibenden Grenadiers. Dieser legte endlich die Feder weg, blies sich den warmen Athem in die Hände und seufzte: — „Ach! liebes Minchen! Du hast's so gewollt; wenn ich erst als Officier wieder heimkehre, dann wirst Du freundlicher sein — der Anfang ist gut und giebt Hoffnung — ich will's doch versuchen, der Capitain ist ein gutes, pommersches Blut, je mehr ihm die Lieder des Grenadiers gefallen, um so eher wird er mich zum Lieutenant vorschlagen, also immer Courage, wer wagt, der gewinnt, eingestehen darf ich's nie, daß ich der Verfasser bin — vermuthen sollen sie es nur; handle klug, Menke, der Himmel weiset Dir selbst den Weg zum Glück!“ — Dieses halblaute Selbstgespräch, welches der Pommer aufmerksam erhorcht hatte, endete damit, daß Menke von Neuem zu schreiben fortfuhr, dann das Papier zum Briefe faltete, etwas Brot anfeuchtete, das als Oblate dienen mußte und nach Auffetzung der Adresse den Brief in

den Brustlatz der Uniform schob. — Dann schauete er, den Kopf gestützt, mit lebhaft bewegten Augen durch die verwüsteten Fensteröffnungen auf die Gasse. Eine Marketenderin zog mit einem Esel vorüber und rief den Verkauf von Schnapps und geräuchertem Fleisch aus. — „Herrje!“ — rief Menke aufspringend, — „das ist ja Ulrike von der Mauerstraße — Mädchen, alter Wildfang! woher kommst Du?“ — Die Angerufene sahe auf und erkannte den Grenadier nicht sogleich, trieb aber den beladenen Esel dicht unter das Fenster und betrachtete den in der Maueröffnung Liegenden, der, mehr flüsternd, zu ihr herabgebeugt, sagte: — „Kennst Du mich denn nicht mehr, Ulrike?“ —

— „Ist's möglich? Fritz Menke? Sie lustiger Vogel aus dem Berliner Hölzchen, Sie sind ein Grenadier? Na! nun glaube ich an Alles!“ —

— „Warte nur, ich komme hinaus, ich will Dir Alles erzählen, Du Spitzbübin.“ — Menke sprang sogleich aus der Fensteröffnung, nachdem er einen Seitenblick auf den Pommer geworfen hatte, und zog die Marketenderin hinter einen Steinhaufen, den eine zusammengestürzte Mauer veranlaßt hatte. — „Nun sage mir, Ulrike, Du bist auch mit in den Krieg gegangen?“ —

— „Ei ja, ich gehöre zum Manteufel'schen Regiment, ich habe, seit mich der Setzer aus der Unger'schen Druckerei lange genug an der Nase herumgeführt hatte, einen Unterofficier von der Bagage zum Bräutigam genommen und der hat mir's eingeredet, als Marketenderin mitzugehen, damit

er Profit von mir hat. Wir haben den Schnappshandel in Compagnie und verdienen uns das Geld für die Hochzeit. Aber wie kommen Sie unter die Blechmütze, ich meinte, Sie hätten höher hinauswollen.“ —

— „Ich will Dir's sagen, Mädchen“ — flüsterte Menke, indem er die schon ziemlich verlebte, aber einst hübsche Dirne in die von der kalten Luft gerötheten Wangen kniff und ihre schwarzen, funkelnden Augen ihm mit schelmischem Blicke begegneten — „mit dem Komödianten wollte es nicht vorwärts und ich ging wieder in die Nicolaische Druckerei und fand mich darin. Aber gesungen und declamirt habe ich doch noch des Abends mit den guten Freunden, wie früher — jedoch mit einem Male hat's ein Ende gehabt — ja! es war zum toll werden.“ —

— „Ei, dummes Zeug, da hätte ich schon lange toll sein müssen, denken Sie nur an die schöne Zeit im Berliner Hölzchen, wo der . . .“

— „Nun ja, aber mit mir ist's eine andere Geschichte — das schöne Minchen von der Spree hat mir's angethan, aber das Mädchen war hochmüthig gegen mich, sagte, einen Setzer könne sie nicht brauchen, sie hätte nur ein Herz für einen Soldaten, der sich ausgezeichnet habe — das macht, sie liest alle Gedichte, die auf den König herausgekommen sind, schwärmt für Kleist und Ramler und ihr Vater hat ihr den Sinn dafür beigebracht, weil er bei Kesselsdorf die Pension sich verdiente.“ —

— „Ja, ich kenne den alten Mühlenpächter an der Spree recht gut, er hängt alle Jahr auf Königs Geburtstag und wenn Schlachttage sind, Kränze an das Haus.“ —

— „Ganz recht, Ulrike — aber was habe ich nun gethan? Um das Minchen zu verdienen, bin ich mit ihrem Wissen Soldat geworden, habe ihr geschworen, als Officier oder gar nicht wieder zu kommen, bin nach Potsdam gegangen zum Capitain Kleist, dessen Gedichte ich schon einmal habe setzen müssen, als sein Freund Ramler sie herausgab — und nun bin ich Grenadier in seiner Compagnie.“ —

— „Nun, da sind Sie auch noch nichts — zum Unterofficier ist's auch noch Zeit.“ —

— „Wer weiß, wie's kommt — höre, Ulrike, hast Du wol das neue Lied gehört, das seit ein paar Tagen den Soldaten so sehr gefällt?“ —

— „Das hat mein Unterofficier sich aufgeschrieben, aber wo kommt denn das so plötzlich her?“ —

Menke lächelte pfiffig, kniff die Augen etwas kleiner und sagte dann: — „das hat ein Grenadier gemacht — ich möchte es gern an Minchen schicken.“ —

— „Ach! nun geht mir ein Licht auf — Menke, das haben Sie gemacht — das will ich gleich meinem Unterofficier erzählen.“ —

— „Höre, Ulrike, wie kriegt man Briefe nach Berlin, ohne, daß der Feldwebel sie aufbricht oder auch darum weiß?“ —

— „Hm! das ist leicht, ich habe gute Gelegenheit, mein Liebster hat wegen der Bagage immer zu bestellen und auch mit der Feldpost zwischen dem Lager und Dresden zu thun; außerdem haben wir Marketenderinnen freien Transport.“ —

— „Willst Du mir einen Brief besorgen?“ —

— „Warum nicht? So oft es sein soll.“ —

— „Hier ist schon einer“ — sagte Menke, indem er den Brief aus seinem Brustlatze zog und ihr denselben in das Mieder schieben wollte. Die Schwarzäugige griff aber danach und las die Adresse: „An den Setzer Heinrich Metzger in der Nicolai'schen Buchhandlung“ — sie machte eine verächtliche Miene und sagte: — „Nun, was soll denn der?“ —

— „Das solltest Du doch wol verstehen, Mädchen“ — versetzte er, sie in das Ohr kneifend — „der gute Freund soll den Brief an Minchen unter der Hand besorgen, damit der Alte ihn nicht unterschlägt.“ —

— „Gut das, der Brief wird pünktlicher und sicherer, als durch den Feldwebel besorgt“ — lachte die Marketenderin und ließ den Brief in ihre Ledertasche gleiten, welche an ihrer Hüfte hing.

In demselben Augenblicke wirbelte die Trommel. —

— „Gott's Blitz! das gilt uns!“ — rief Menke — „sage mir, Ulrike, wo finden wir uns wieder?“ —

— „Capitaind'armes bei der Bagage und Feldpost vom Manteufel'schen Regiment — ist meine Firma — so

lange wir in Lowositz sind, will ich mich wieder hier einstellen.“ — Der Grenadier sprang in das Haus zurück, wo der Pommer eben seinen Tornister überwarf; die Trommel wirbelte am Fenster vorüber, um die Besatzung des verwüsteten Städtchens zum Sammeln zu rufen, da der König eine Musterung halten wollte.

Die Marketenderin trieb ihren Esel weiter und verschwand bald hinter den nächsten Häusern, um den Sammelplatz der Truppen zu erreichen. In einer entlegenen Gegend traf sie einen Brunnen und der Esel ging zum Saufen an den gefüllten Steintrog; Ulrike setzte sich so lange auf den Rand des Steines, zog den Brief aus der Tasche, dehnte das als Oblate dienende, noch nasse Brot langsam auseinander und begann den Inhalt des Briefes zu untersuchen. Ein Brief an Minchen lag darin; sie las die Zeilen an den Setzer. Er lautete: „Lieber Heinrich! Wie wir verabredet haben, schreibe ich Dir nach der ersten Bataille — ich bin guter Dinge, trotz Frost und Gefahr, denn mein Glückstern ging schon vor der Schlacht an meinem Himmel auf. Das Lied vom preußischen Grenadier, welches in der Zeitung stand, macht Glück, hoffentlich kommen noch mehre, du wirst ahnen, von wem sie sind. — Wie freue ich mich meines Bischen Schauspielertalentes, um den Kameraden das Lied gehörig vordeclamiren und vorsingen zu können. — Kommen noch mehr Grenadierlieder, so ist mein Avancement so gut, wie gewiß. — Nun aber suche Minchen und ihren Vater begreiflich zu machen, wer der Poet ist, damit sie in

ihrem Patriotismus den Grenadier lieb gewinnen. Du verstehst mich, aber schicke mir alle gedruckten Lieder vom Grenadier, so wie sie in Berlin bekannt werden, gleich zu, adressire sie nur an die Nummer meiner Compagnie und setze meinen Namen darunter. Lebewohl!" —

Nun öffnete die Marketenderin den Brief an Minchen und flog ihn flüchtig durch, da der Trommelschlag in der Ferne ein heranziehendes Corps verrieth. Sie las nur die Worte: „„Dein Patriotismus hat mich begeistert, Minchen, wenn Du den König liebst, mußt Du auch mich lieben, denke an mich, wenn Du in den Zeitungen die Lieder eines preußischen Grenadiers lesen solltest, ebenso fühlt Dein um Deinen Besitz kämpfender Freund."" —

Eine Grenadier-Compagnie marschirte heran, die Marketenderin, fürchtend, daß es dieselbe sein könne, in welcher der Berliner Landsmann diente, schlug schnell die beiden Briefe wieder zusammen, drückte die Brotoblate fest auf und ließ dann die anvertraute Correspondenz wieder in die Ledertasche gleiten. —

Der Erfolg der gewonnenen Schlacht und die mißlungenen Versuche des österreichischen Feldmarschalls Brown, sich mit den eingeschlossenen Sachsen zu vereinigen, hatte endlich, vierzehn Tage nach dem Siege der Preußen, den König von Polen veranlaßt, mit Friedrich zu capituliren und sich den Bedingungen des Siegers zu unterwerfen. König August verließ treulos seine sächsische Armee, um mit dem Grafen Brühl nach Warschau zu gehen und das Schick-

sal des Kurfürstenthums und der Sachsen in sicherem Wohlleben zu vergessen. Siebentausend Mann disciplinirter Truppen streckten auf der Höhe von Waltersdorf das Gewehr vor Friedrich und mußten ihm den Fahneneid der Treue schwören; die Officiere wurden auf Ehrenwort, nicht gegen Preußen zu dienen, entlassen, die Infanterie erhielt preußische Officiere und Uniformen, die Cavallerie wurde unter die preußischen Reiterregimenter vertheilt und Sachsen wie eine eroberte Provinz behandelt. Die heranziehenden Wintertage bestimmten den König, weitere Unternehmungen auf das nächste Jahr hinauszuschieben und seine Armee in die Cantonirungen für den Winter nach Zittau zu führen, während er selbst in Dresden oder Berlin die öffentlichen Angelegenheiten ordnete.

Ewald von Kleist hatte mit seiner Compagnie ein Commando nach dem Städtchen Ostritz erhalten, um dasselbe vor Croatenstreifereien zu schützen. Er hatte nach der Uebergabe der Sachsen das vorläufige Winterquartier in Zittau beziehen müssen, wo die militairische Ruhe ihn weniger bedrückte, als das Gefühl der Unbefriedigung, daß er wieder in den Krieg gezogen sei und abermals vom neidischen Geschicke verhindert worden war, irgend eine persönliche That der Tapferkeit und der militairischen Ehre zu thun. Im Augenblicke, wo er sich hätte bei Lowositz auszeichnen können, wurde sein Regiment nicht benutzt und sein thatendurstiger Sinn hatte damals aus der Ferne dem heldenmüthigen Gefechte zusehen müssen, um erst nach der Einnahme der Stadt

dieselbe besetzen zu können. Sein innerer Drang, an der Besiegung der Feinde einen hervorragenden Antheil zu nehmen, wuchs mit der Erbitterung gegen sie in gleichem Maße, wie die Begeisterung für den König Friedrich mit jeder neuen Waffenthat stieg. Schon im Lager zu Zittau hatte er den ersten Tag der Ruhe benutzt, an seinen gleichgesinnten Gleim zu schreiben, um ihn zu benachrichtigen, daß er zwar lebe, aber Diejenigen beneide, welche das Glück gehabt hätten, bei Lowositz den Heldentod zu sterben, und daß ihm nichts drückender sei, als, mit den Waffen in der Hand und der Kampfungeduld im Herzen, verurtheilt zu sein, den Zuschauer großer Thaten abgeben zu müssen. Sein Brief hatte aber auch die Erwähnung des Schlachtgesanges eines preußischen Grenadiers nicht versäumt. — „„Ich kann" — so schrieb er — „gar nicht den Gedanken fassen, daß ein Anderer, als Sie das Schlachtlied gedichtet haben und dennoch zwingt mich das allgemeine Urtheil und mancher Umstand zu der Annahme, daß einer meiner gemeinen Grenadiere der begeisterte Dichter ist. Derselbe gesteht es zwar nicht direct ein, aber man muß es aus seinem Benehmen schließen. Schon vor der Schlacht fand das Lied eine allgemeine frohe Aufnahme in der Armee und von Berlin aus sind sogar die Zeitungsblätter in großen Mengen an die Truppen nachgesendet worden, um das Lied zu verbreiten. — Man hat mich sogar in Verdacht gehabt, daß ich für meine Arbeit einen meiner Leute vorschöbe."" —

Als Kleist sein Commando nach dem Städtchen Ostritz angetreten hatte, und die erwarteten Kroatenüberfälle ausblieben, die er so sehnlichst herbeiwünschte, um endlich einmal eine eigene That leisten zu können, verfinsterte sich sein Gemüth immer mehr. Schon begann der December mit Frost und Schnee und die Unthätigkeit wurde ihm immer drückender. In dieser überdrüssigen Stimmung traf endlich ein Brief von Gleim bei ihm ein, der durch seinen Inhalt und die poetische Atmosphäre, welche ihm in den Mittheilungen aus des Freundes gemüthlichem Leben entgegen wehte, erquickte und zu eigener Lust am Talente anfeuerte. Mitten in der kriegerischen Zeit lebte Gleim in aller Gemächlichkeit des sicheren Halberstadt und ein schöner poetischer Frieden wohnte in seinem Hause und in seiner Umgebung; schon im Herbste 1753 hatte er, da er nun einmal der Liebe zum Weibe und dem Besitze einer Gattin für alle Zukunft zu entsagen entschlossen war, eine nahe Verwandte, Sophie Dorothea Gleim zu sich in sein Haus genommen, um von ihr die Wirthschaft besorgen zu lassen, und sie wußte dieses Amt so gemüthlich und einem dichterischen Haushalte so entsprechend zu verwalten, daß die Freunde in Halberstadt sie die „Tante Nichte“ getauft hatten und gern im Hause Gleim's die Annehmlichkeiten der gastfreundlichen Einrichtung genossen. Trotz dieser friedlichen Gemächlichkeit und obgleich Gleim, in der Zeit allgemeiner kriegerischer Aufregung, hübsche Fabeln dichtete, lebte dennoch in seinem Innern die Begeisterung für den König und dessen große Unternehmungen fort und sein

Brief, den er an Kleist geschrieben, und den dieser in der unbefriedigenden Ruhe zu Ostriz empfangen hatte, verrieth die patriotische Stimmung Gleim's unverholen. Er schrieb:

„„Unmöglich kann ich die Freude ausdrücken, die mir Ihr liebstes Schreiben gemacht hat. Mein Kleist lebt! — rief ich laut, als ich die Handschrift erblickte und nun will ich mich über den Sieg unseres Friedrich höher freuen, da ich weiß, daß er und mein Kleist leben. Ich habe gleich nach Empfang Ihres Briefes Gäste gebeten und mit ihnen beim besten Wein: es lebe der König, es lebe mein Kleist! recht studentenmäßig gerufen, und mein tägliches Gebet lautet: Gott erhalte uns unseren Friedrich und meinen Kleist! Eine heilige Sonne des Glaubens an Preußens Ruhm und Sieg strahlt in meine Seele und mit fröhlicher Kraft fühle ich die unerschütterliche Ueberzeugung von der Gerechtigkeit des angehobenen, schweren Kampfes auf Seite unseres großen Königs. Daß ein preußischer Grenadier ein muthiges Lied gedichtet hat, wußte ich bereits aus der Zeitung und auch in Halberstadt ist dasselbe bekannt. So Gott will, schreibt der Grenadier noch mehre und der König giebt ihm bald Gelegenheit zu neuen Siegesliedern. Es ist sogar schon ein Grenadierlied auf den Sieg bei Lowositz in der Berliner Zeitung erschienen, welches schon unsere Bauern singen. Daß Sie mir die Vaterschaft dieser Lieder des braven Grenadiers zutrauen, macht mich stolz, aber Sie werden darum den gemeinen Soldaten nicht minder achten, den viel-

leicht sind diese Grenadierlieder fähig, das Ohr unseres Königs, das, wie Ramler sagt, sich zu Galliens Schwänen hinneigt, auf die deutschen Dichter zu lenken." —

Kleist wurde durch diese Aeußerungen nicht nur in der Vermuthung bestärkt, daß der Grenadier Menke der Verfasser der Lieder sei, sondern er fühlte selbst eine Anregung, die Ruhe der Garnison seiner eigenen Muse zu widmen. — „So will ich denn mitten im Winter das Gedicht an den Sommer beginnen und in der Kriegszeit die Landlust feiern" — sagte er sich, den Drang nach Thätigkeit empfindend — „fliehet mich die launische Göttin des Soldatenglücks und hat mich das neidische Schicksal nur zum Exerciren und zu Wachtparaden bestimmt, so will ich mich am Dichter schadlos halten." — Um sich für seine poetischen Productionen zu sammeln, verließ er sein Quartier und suchte den Anblick der freien, winterlichen Natur, während seine Phantasie in Bildern des Sommers schwärmte. Er war überhaupt seit mehren Wochen so hypochondrisch abgeschlossen gewesen, daß er, außer den nöthigen Diensten, sich wenig um die äußere Welt bekümmert hatte. Auf seinem einsamen Spaziergange begegnete ihm auf der Rückkehr der Fähnrich von Schulenburg, ein durch Geist, Redegabe und Muth ausgezeichneter Jüngling. — „Herr Hauptmann" — erwiderte er auf die Anrede Kleist's — „ich habe Sie schon längst um etwas bitten wollen, man wünscht in der ganzen Compagnie, daß Sie den Grenadier Menke

zum Unterofficier vorschlagen möchten — nicht wahr, sein neues Lied auf Lowositz verdient es?" —

— „Wo ist das Lied?" — fragte Kleist lebhaft — „ist es denn schon in Ostriz bekannt?" —

— „Ei, seit mehren Tagen singen es die Soldaten überall — aus dem Lager bei Zittau ist es zu uns herübergekommen, dort ist's schon vor vier Wochen gesungen worden." —

— „Wo kann ich es hören?" —

— „Folgen Sie mir in das Wirthshaus, wo die Compagnie ihr Rendezvous hat, dort wird's regelmäßig gesungen." — Kleist war bereit, dem Fähnrich zu folgen. In dem Wirthshause und vor demselben standen Soldaten, welche ihre dienstfreien Stunden hier zuzubringen pflegten; — als sie ihren Hauptmann erblickten, zogen sie ihre Pfeifen und Gläser vom Munde und nahmen eine militairische Haltung an. — „Heda!" — rief der Fähnrich — „ist Menke hier?" — Die Antwort war: — „Nein, er ist auf Wache." —

— „Gut, so singt das Siegeslied von Lowositz, der Hauptmann will's hören!" — befahl der Fähnrich. Die Soldaten sahen sich ermunternd an und ein Unterofficier begann die erste Strophe. — „Sehen Sie, Capitain, die Leute können's auswendig" — sagte der Fähnrich stolz. — Sie sangen:

„„Gott donnerte, da floh der Feind — singt Brüder, singet Gott!
Er focht mit Friedrich's Schwert vereint, — Da ward der Feind zu Spott.

Auf einer Trommel saß der Held — Und dachte seiner Schlacht,
Den Himmel über sich zum Zelt — und um sich her die Nacht.

Und als nun kam das Morgenroth — Dort über Lowositz,
Er freundlich guten Morgen bot — Sprang auf von seinem Sitz.

Dort, spricht er, stehe Reiterei — Hier Fußvolk! Alles steht!
In großer Ordnung schreckenfrei — indem die Sonn' aufgeht.

Stürzt, spricht er, sie von Wall und Thurm — Mit Bajonet herab!
Wir thaten es, wir liefen Sturm — Wir stürzten sie herab.

Wer aber hat durch seine Macht — Dich Tolpatsch und Pandur,
In Angst gesetzt, in Furcht gebracht? — Gott, der auf Wolken fuhr.

Sein Donner zürnte Oesterreich's Krieg — Bis spät in schwarze Nacht,
Wir Preußen singen unsern Sieg — Und rühmen Gottes Macht!" —

Mit lautem Hurrah auf den König endete der Gesang. — In Kleist's Augen flammte Begeisterung, aber zugleich war es ein Gefühl der Schaam, das der Heldensinn empfand, als er sagte: — „Brav! Leute, wenn unsere Compagnie auch nicht die Ruhmesehre diesmal mit verdient, so wollen wir sie das nächste Mal erwerben. Der Grenadier,

welcher das Lied gemacht hat, war ohne Zweifel im Regimente Itzenplitz oder Manteufel, die mit dem Bajonet gestürmt haben." — Diesen letzten Zusatz sprach er, um die Meinung der Leute zu erfahren.

— „Das hat der Menke gemacht" — riefen viele Stimmen — „er will's nicht offen sagen, aber wir wissen's." — Ein langer Pommer drängte sich vor und sprach: — „Ich weiß es ganz genau, ich bin dabei gewesen; wir lagen in Lowositz in einem Quartier zusammen, da hat er's geschrieben und nach Berlin geschickt." —

— „Es ist auffallend" — sprach Kleist zum Fähnrich — „diese patriotischen Lieder bleiben um so interessanter, je weniger der Verfasser offenbar ist, — der Menke ist ein ungewöhnlich unterrichteter Mensch — aber der Geist dieser Lieder klingt mir so vertraut, als ob ich ihn schon von anderem Munde gehört hätte." —

— „Glauben Sie der allgemeinen Stimme, Capitain, der Mann gilt überall dafür. In Zittau handelt eine Marketenderin mit den gedruckten Liedern und ruft's laut aus, daß der Poet in unserer Compagnie sei." —

— „Er würde es mir geschrieben haben . . ." dachte Kleist im Sillen, als seine Erinnerungen an einem anderen Orte weilten. — Sinnend ging er, vom Fähnrich begleitet, aus dem Wirthshause fort. — „Ich will dem Major die Sache und den Beförderungsvorschlag melden" — sprach er dann — „ich wünschte nur, der Grenadier könnte ein Lied dichten, das wir mit gutem Gewissen mitsingen dürften —

noch hat unser Bataillon das Zusehen gehabt. Warum kommen die Kroaten nicht nach Ostriz, um uns Gelegenheit zu geben, ein Thermopylä daraus zu machen und dem Grenadier Recht zu geben, welcher singt: Berlin sei Sparta!" —

— „Herr Hauptmann" — versetzte der muntere Fähnrich von Schulenburg — „Sie sind wieder recht verdrießlich, weil es nichts zu kämpfen giebt; glauben Sie mir, daß alle Ihre Verehrer nichts lieber wünschen, als daß Ihr Leben nicht in Gefahr gerathe, denn Sie haben als Dichter ein Feld des Ruhmes vor sich, das der gebildete Soldat gern gegen den seinen vertauschen würde." —

— „Nennen Sie das ein günstiges Geschick, Soldat zu sein, um in der Dichtkunst zu siegen? Eben weil ich Soldat bin und für den König kämpfen will, verdrießt es mich, daß ich ihm durch persönliche Tapferkeit noch gar nichts geleistet habe. — Sie sollen mich heiter sehen, lieber Fähnrich, wenn die Kroaten einen Ueberfall machen, dann singe ich das Lied mit, was unser Grenadier darauf dichten würde." — — —

Kleist ging in sein Quartier zurück, um, da ihm nichts Besseres übrig blieb, durch den Versuch eines Gesanges auf den Sommer die Phantasie mit inneren Bildern des Friedens zu füllen und in einer Welt dichterischer Schönheiten und Naturempfindungen die quälende Wirklichkeit zu vergessen. —

Unter solchen stillen dichterischen Arbeiten, welche das Gemüth mitten im frostigen Winter mit Sommerblüthen erquickten, war es Januar 1757 geworden, als plötzlich der militairische Befehl vom Hauptquartiere zu Zittau störend auf das einsame äußere, aber in Blumen der Phantasie schwelgende innere Leben des Dichters einwirkte. Kleist sollte von dem Commando in Ostritz abgelöst und von dem Major von Blumenthal ersetzt werden. — Er zog mit seiner kleinen Schaar, die er freudig wie ein Leonidas ausgeführt hatte, nach Zittau zurück. Kaum aber war er angekommen, als auch schon die Kunde hinter ihn herdrang, daß die Kroaten das neue Commando in Ostritz plötzlich überfallen hätten, von den preußischen Soldaten freilich mit kräftigem Widerstande zurückgeworfen wären, aber auch der tapfere Führer von einer Flintenkugel getödtet worden sei. — Als Kleist diese Nachricht empfing, ergriff ihn eine Bitterkeit, wie sie nie so lebensüberdrüssig in Gefühl und Ausdruck sich geltend gemacht hatte. — „O! wie das Schicksal verhöhnend mit mir spielt!“ — seufzte er — „als finde es Wohlgefallen an meiner Enttäuschung, die mein Sehnen nach irgend einer namhaften That neckisch zu Schanden macht. Wäre ich nicht Friedrich's kampfgerüsteter Soldat, so hätte ich die Ehre nicht zu suchen, ihm würdig zu dienen — nun aber, im Ringen nach Beweisen meiner Treue und Hingebung, soll mir nur der Ruhm bleiben, im Kriege ein Dichter, auf der Wachtparade ein guter Soldat gewesen zu sein — das erträgt mein Stolz nicht einmal, viel weni-

ger mein Patriotismus. Erscheine ich mir mit meinem Muthe, meiner Begeisterung und Siegeslust nicht wie ein Mensch, der das Theuerste seines Lebens, seine Liebe und Ehre, der Geliebten darbringen will und nicht vorgelassen wird, weil sie Andere begünstigt? — Warum weichen alle Gelegenheiten zur That vor mir zurück, warum habe ich nicht verdient eines so rühmlichen Todes zu sterben, wie der Major? O! lieber Camerad und Freund! ich beneide Dich!" — — Diese Klage suchte Trost in der sanften Wehmuth der Poesie, er ergriff die Feder und dichtete eine Grabschrift auf den gefallenen Freund, welche mit den Worten schloß: — „Ihr Winde, wehet sanft! die heil'ge Asche ruht!" — Obgleich er seine Klage um das glücklichere Loos des Gefallenen im letzten Nachrufe beschwichtigt hatte, fühlte er doch das Bedürfniß, seine Schwermuth in dasjenige Herz auszuschütten, das sie am Besten verstand; er schrieb einen langen Brief an Gleim, der wol wußte, daß sein Kleist nicht glücklich sein konnte, wo er Andere zu Helden werden sahe, ohne selbst, vom Schicksale gebunden, dazu gelangen zu können.

Der Tod des Majors von Blumenthal wurde für ihn noch in anderer Weise von persönlicher Folge; er stand dadurch auf der Stufe zur Beförderung als Bataillonscommandeur. Der Prinz Heinrich von Preußen, der ihm schon früher seine Achtung zu erkennen und bereits in Potsdam vor dem Ausmarsche mehremale zur Tafel eingeladen hatte, ließ ihm anzeigen, daß seine Major-Erhebung viel-

leicht mit einer Versetzung verbunden sein werde; Kleist erklärte, nur ungern seine alten Waffenbrüder zu verlieren, aber gern dahin folgen zu wollen, wo er dem Feinde gegenüber bleibe. — Aber im Stillen seufzte er aus tiefster Seele: — „Ach! wenn ich nur nicht in eines jener sächsischen Regimenter geschickt werde, welche bei Pirna capitulirten!“ —

Ohne besonderes Aufsehen und mit dem Kriegsgotte grollend, lebte Kleist einige Wochen im Lager zu Zittau und — dichtete, weil er nicht kämpfen konnte. Eines Abends, als sein Gemüth eben in den Scenen des Sommergedichtes, das er in diesem Winter zu Ostriz begonnen hatte, friedliche Asyle suchte, eilte der Adjutant des Regimentsobristen in das Quartier und rief dem überraschten Kleist zu: — „Werfen Sie die Feder weg, lieber Hauptmann — Sie müssen sogleich aufsitzen und mit einem Commando nach dem Städtchen Hirschfelde aufbrechen — eben ist eine Estaffette eingetroffen, daß man dort einen Kroatenüberfall befürchtet. Der Obrist hat Sie zum Commando dieses Streifzuges bestimmt, um Sie aufzuheitern.“ —

Wenn vorhin in Kleist's Miene die sanfte Melancholie des Dichters wohnte und sein Geist sich in der Anmuth eines goldenstrahlenden Sommerbildes mit wehmüthiger Sehnsucht erging, so leuchtete jetzt mit einem Male die muthige Begeisterung des nach Thaten der Tapferkeit dürstenden Kriegers aus den Augen und dem stolzen Antlitze des Mannes; verschwunden waren plötzlich die eben in der Phan-

tasie des Dichters wogenden Kornfelder des goldenen Friedens und die Rosenhaine der liebenden Schäferin — das flammende Auge sahe nur vorüberjagende Kroaten, muthige Grenadiere und für den König sterbende Helden, mit einer verächtlichen Hast warf er sein Manuscript in den Tischkasten und rief, den Adjutanten dankbar anblickend, aus: — „Gott sei Dank! Nun kann ich endlich einmal die Schmach der Unthätigkeit abwaschen!“ —

In wenigen Minuten saß er zu Pferde und sprengte auf den Platz, wohin die Signale bereits die zur Expedition ausersehene Mannschaft versammelt hatten. Als die Grenadiere den Kleist erkannten, verriethen sie ihre Freude laut und die beiden ihm zugeordneten Lieutenants empfingen ihn liebreich, denn das gesammte Regiment achtete ihn als theuren Waffenbruder und Mancher wußte sich selbst nicht anzugeben, warum sein Herz ein besonderes Interesse an ihm nähme. Am kalten Spätabend machte das Commando sich auf den Weg; Kleist ritt, den Augenblick der That mit Ungeduld herbeiwünschend, neben der eiligen Mannschaft und söhnte sich in der Vorstellung einer baldigen Waffenehre, mit der bisherigen Entbehrung der kriegerischen Auszeichnung freudig aus. Er suchte durch Worte und Beispiel seine eigene Begeisterung auch in sein Corps zu übertragen und die Dichterphantasie träumte sich eine spartanische Ehre des Sieges oder Todes. —

Am anderen Morgen erblickte er das Städtchen, wo er die Thermopylen seiner Tapferkeit zu finden hoffte. Als die

Einwohner das heranziehende, preußische Corps gewahrten, eilten sie ihm entgegen, aber in ihren Mienen lag statt der Freude eine schreckvolle Aufregung. — Schon am Spätabend waren die Kroaten über das Städtchen hergefallen, hatten gebrandschatzt und dann schnell wieder die Gegend verlassen. — Kleist hörte die Nachricht mit schmerzlicher Enttäuschung seiner angenehmsten Hoffnungen; — „O! mein übler Schicksalsstern hat mich abermals zu Schanden werden lassen!“ — seufzte er bitterlich und sahe beschämt auf seine Mannschaft nieder. — Aus dem streitlustigen Anführer war plötzlich ein stiller, verzweifelnder, vom Schicksale überwundener Mensch geworden. Ohne aufblicken zu mögen, zog er in die Stadt ein, wo ihn die frischen Spuren feindlicher Gewaltthätigkeit an sein unglückliches Kriegerloos erinnerten, das ihn ausersehen hatte, neckisch mit der glühendsten Begeisterung für die Ehre des Kampfes zu spielen.

Nach einigen Tagen erhielt er den Befehl, nach Zittau zurückzukehren; er brach alsbald auf, um mit Schaam im Herzen seinen Cameraden wieder vor die Augen zu treten; aber noch nicht ahnend, daß sein neckisches Schicksal schon wieder eine neue Demüthiguag über ihn verhängt hatte.

Im Lager zu Zittau waren die Officiere des Heinrich-Grenadierregiments gerade in dem Speisezelte versammelt, als die Trommeln die Rückkehr des Commandos von Hirschfelde ankündigten. Der Fähnrich von Schulenburg hielt gerade eine ergreifende Leichenrede auf den verstorbenen Major Götze und kaum hatte er diese geendet, als ein Adjutant

des Prinzen Heinrich in das Zelt trat und den Officieren zurief: — „Eben marschirt Kleist in das Lager zurück, nun kann er gleich sein Majorspatent für den vergeblichen Weg nach Hirschfelde in Empfang nehmen.“ —

— „Ha! da bekommt unser braver Blumenthal einen würdigen Nachfolger“ — versetzte ein Capitain vom zweiten Bataillon, zu dem auch Kleist's Grenadiercompagnie gehörte — „dem Cameraden gönne ich's von ganzem Herzen für sein Unglück, sich nicht auszeichnen zu können.“ —

— „Ei, da kann er sich mit uns Anderen trösten, denn unser Regiment wird geschont, als ob es für die Potsdamer Wachtparade aufgespart würde“ — meinte ein Officier.

— „Nein, Cameraden, wir haben den Kleist verloren“ — nahm der Adjutant das Wort — „wir müssen Abschied von ihm nehmen.“ —

— „Verloren?“ — rief Fähnrich von Schulenburg — „O Himmel! schon wieder eine Leichenrede!“ —

— „Vielleicht hat er in einem anderen Regimente mehr Glück, wenn er es trifft, daß es mehr gebraucht wird, als das unsere.“ —

— „Er ist in ein's der neuen Regimenter versetzt, die aus den Sachsen gebildet sind, in das Regiment von Hausen, das in friedlicher Garnison in Halle liegt“ — sagte der Adjutant.

— „O! dann bedauern wir ihn, er wird vor Gram umkommen, wir verlieren einen lieben Waffenbruder!“ —

In demselben Augenblicke trat Kleist in das Zelt. Der Fähnrich eilte ihm entgegen, fiel ihm mit Thränen in den Augen um den Hals und vermochte nicht die Worte des Scheidens auszusprechen; die übrigen Officiere umringten ihn mit Zeichen des Bedauerns.

— „Was giebt's?" — rief Kleist überrascht — „wollt Ihr mich beklagen, daß ich abermals mit Schaam von dem Commando zurückkehre?" —

Man theilte ihm die Nachricht seiner Beförderung zum Major mit und setzte kleinlaut hinzu: — „nach Halle in das Regiment von Hausen." — Kleist erschrak, aber er war zu stolz in seinem Ehrgeize, um die mitleidigen Blicke der Cameraden ertragen zu können, er wollte nicht schwach vor ihnen erscheinen und strengte sich an, fest und ungebeugt sein Schicksal in Empfang zu nehmen. — „Ich gehorche dem Befehle mit Resignation" — sprach er ernst — „mich betrübt nur das Eine, Euch, treue, alte Cameraden verlassen zu müssen — vergesset mich nicht, denkt: er war kein Feigling, er folgte seiner Bestimmung, das Feld der Ehre ruhmlos verlassen zu müssen." —

Bei dieser Gelegenheit zeigte sich die Achtung und Liebe seiner Waffenbrüder ohne Rückhaltung, man zollte ihm die Anhänglichkeit, wie sie einem scheidenden Freunde zu Theil wird. So stark und ergeben aber auch Kleist erschien, so tief fühlte er die schmerzliche Bedeutung seiner Trennung vom Garderegimente. Betrübt ging er in sein Quartier, um die Einsamkeit zu suchen. Beinahe war er in der Be-

trübniß geneigt, seine Versetzung in eine Garnison und ein sächsisches Regiment als eine Erniedrigung zu betrachten, welche er erdulden sollte, weil seither an seinen Namen keine Thatsache der Tapferkeit geknüpft war; — „was will das Schicksal mich lehren?" — fragte er sich — „hat es etwa durch niederdrückende Erfahrungen mich unterrichten wollen, daß ich als Soldat nicht auf meiner rechten Bahn sei und nichts Anderes als Dichter sein solle? Schickt mich der Prinz, der mein Frühlingsgedicht lobte, etwa in die friedliche, vom Felde kriegerischer Ehre entfernte Garnison, um mir den Beruf als Dichter anzuweisen? Wäre dieser Drang nach großen Thaten, dieses Verlangen, für Friedrich zu sterben, nur eine Schwärmerei, welche die Wirklichkeit zu Schanden machen will? Soll ich mit dem Schwerte nicht so ehrenvoll wirken, wie mit der Feder?" — So reflectirte Kleist in trostloser Einsamkeit und er klagte seinen Schmerz in einem Briefe an Gleim aus, dem er zuseufzte: Alligetur canis carrui!" —

Die Abgabe seiner Compagnie an einen Andern verzögerte sich von Woche zu Woche, die Officiere fühlten, wie schwer ihm und ihnen die Trennung wurde und Niemand trieb ihn zur Abreise. Endlich rückte der Tag der Scheidung heran; es war Kleist zu Muthe, als müsse er für immer vom Felde der Ehre Abschied nehmen. Schon gehörte er nicht mehr zum Grenadierregimente, seine Compagnie hatte bereits einen anderen Capitain, da rief ihn noch einmal die Stimme des kriegerischen Ruhmes zur That und

machte ihm den Abschied um so schwerer. Er war gerade im Begriff, sich von seinem General zu verabschieden, als er erfuhr, daß der Prinz von Bevern und der General von Lestwitz einen allgemeinen Angriff auf die österreichischen Postirungen an der Grenze von Böhmen unternehmen wollten und das zweite Bataillon, zu dem Kleist's ehemalige Compagnie gehörte, vom Prinzen Heinrich mit dazu beordert sei. Mit schwerem Herzen ging er zum General von Lestwitz.

— „Sie wollen Sich verabschieden, lieber Major" — redete ihn dieser eilig an — „leben Sie recht wohl und machen Sie auch dem neuen Regimente Ehre." —

— „Herr General, ich gehe mit wenig Ehre von hier fort, das Schicksal ist grausam gegen mich." —

— „Lieber Kleist, Sie sind dem Prinzen als ein braver Soldat jederzeit empfohlen, als Dichter müssen Sie Sich von Andern loben lassen, die es mehr verstehen, als wir." —

— „Herr General, ich bitte Sie dringend, entlassen Sie mich nicht ohne eine kriegerische Freude, ohne das Gefühl, irgend eine That mit meinen alten Waffengefährten vollbracht zu haben — ich habe das Unglück, daß meine frühere Compagnie zum ersten Male zu einer rühmlichen Gelegenheit commandirt wird, nun ich sie abgegeben habe — lassen Sie mich mit Ehren von ihr scheiden, gestatten Sie mir, daß ich noch einmal, als Freiwilliger, meine alte Compagnie, meine mir vertraueten Grenadiere in den Kampf führe — ich möchte meine Beförderung zum Major verdienen." —

Der General machte anfänglich Einwendungen, gab aber doch den Bitten Kleist's nach und sprach, ihm freundlich die Hand reichend: — „Gut denn, Sie sollen den Angriff auf Krottau mit machen, treten Sie in die Compagnie so lange wieder ein." —

Freudetrunken stürmte Kleist zu seinen alten Cameraden, um ihnen das Glück, noch einmal mit den Grenadieren in den Kampf zu ziehen, mitzutheilen; er wurde mit Jubel empfangen und seine Seele brannte in muthiger Ungeduld, die Gelegenheit zum letzten Abschiede in Ehren zu suchen. In der Nacht um zwölf Uhr sammelte sich das Corps und seine Compagnie hatte den Befehl erhalten, um drei Uhr die Stadt Krottau anzugreifen. In dem Eifer nach großer That ermunterte und begeisterte er seine Compagnie mit ungewöhnlicher Beredtsamkeit und sann darüber nach, wie er sich persönlich zu benehmen habe, um das Schicksal zu zwingen, ihm Gelegenheit zu Tapferkeit und Ehre zu bieten, er hatte sich einen Plan in der erhitzten Phantasie gebildet, wie er die Attaque hinter der Compagnie zu Pferde mit machen wolle, damit Niemand ihm nachsagen könne, er stiege ab, um nicht so leicht getroffen zu werden; bei dem Sturme auf eine Redoute oder Pfeilschanze gedachte er vom Pferde zu steigen, sich zwischen das erste Glied zu werfen und mit dem Degen anzugreifen. Mit solchen Gedanken der tapferen Sehnsucht nach That harrte er von Mitternacht an am Thore der Stadt, um auf das verabredete Signal zum Angriff zu warten, welches der Prinz durch eine Rakete geben

wollte. Schon war die dritte Stunde vergangen, schon wurde es vier Uhr Morgens, ohne daß die Rakete aufstieg — unruhig schritt Kleist vor der Compagnie hin und her, als plötzlich eine Staffette vom Prinzen mit der Nachricht erschien, daß die Oesterreicher schon um 7 Uhr Abends alle Grenzörter verlassen hätten. Wie ein Donnerschlag wirkte diese Nachricht auf Kleist. — „Ha!“ — rief er leidenschaftlich — „das Schicksal bleibt unbeugsam, ich muß Soldat sein, um zu exercieren und wenn ich die Frucht meiner Garnisonarbeit einmal zu genießen gedenke, dann müssen sie Andere genießen!“ —

Trauriger als zuvor verließ Kleist seine Compagnie und reisete nach Halle ab. —

Während das Regiment von Hausen ruhig in Halle exercierte und ausruhete, erwarben sich die preußischen Truppen auf dem Kampfplatze Lorbeeren des Ruhmes. Nur aus der Ferne klangen die Siegesnachrichten in Kleist's traurende Seele, die den beginnenden Frühling nur mit Empfindungen des Dichters begrüßen durfte, während doch seine Phantasie die blutigen Stätten suchte, wo es galt, die von ihm so oft gesungene Begeisterung für König und Vaterland zu bethätigen. — In vier Colonnen war gegen Ende April das preußische Heer in Böhmen eingedrungen; der König hatte

seine Armee nach Außig, Prinz August von Bevern die seine aus der Oberlausitz nach Reichenberg geführt, wo er ein österreichisches Heer vertrieb, während andere Colonnen unter Feldmarschall Schwerin und Prinz Moritz von Dessau gleichfalls von verschiedenen Punkten in Böhmen eingerückt waren. Der Mai brachte große Ereignisse; Schwerin hatte sich mit dem Heere des Königs vereinigt, eine Schlacht bei Prag war das große Resultat dieser Zeit. Am sechsten Mai stand schon um neun Uhr Morgens der König auf den Höhen von Kostawitz in Schlachtordnung, der siegsmuthige, alte Schwerin drang auf unsicherem Grunde abgelassener Teiche, ohne die Schwierigkeit des Terrains zu beachten, gegen den Feind los, und nachdem seine Grenadiere zurückgewichen, aber vom eigenen muthigen Beispiele wieder gesammelt und von den Reitern des Königs unterstützt waren, nachdem der österreichische Feldmarschall tödtlich verwundet worden war, da, die zerschossene Fahne hoch zu Pferde haltend und das Regiment gegen die feindlichen Batterien führend, sank Schwerin, nahe vor den Kanonen des Feindes, von fünf Kartätschenkugeln getroffen, vom Pferde. Erst Abends 8 Uhr war die Schlacht, eine der blutigsten, für Friedrich gewonnen, aber freilich theuer mit dem Leben von 18000 Preußen und dem Tode Schwerin's erkauft; eine große Zahl von Generälen und höheren Officieren war gefallen.

Alle diese Nachrichten erfuhr Kleist in der gezwungenen Ruhe zu Halle, wo er seine Zeit mit Exercieren und ein=

samem Dichten verbrachte. Aber nicht acht Tage waren vergangen, als ein „Lied vom preußischen Grenadier" in den Berliner und Magdeburger Zeitungen erklang, das im ganzen preußischen Lande und in den Feldarmeen patriotisch wiedertönte und das auch in Halle sehr bald bei Soldaten und Bürgern bekannt wurde. Dies „Siegeslied von Prag" rief in Kleist den alten Schmerz über seine Unthätigkeit wach, führte seine Erinnerungen in das liebe Potsdamer Grenadierregiment zurück, das, wie er erfuhr, gleich nach seinem Abschiede von demselben, gegen den Feind geführt war, was er so lange vergeblich gehofft hatte. — „O! scheint es nicht, daß meine Gegenwart im Grenadierregimente und mein unseliges Schicksal, das mich verurtheilt, niemals die Ehre des Soldaten zu erwerben, auf das ganze Regiment zurückgewirkt hat!" — rief er aus — „müssen meine Waffenbrüder sich nicht freuen, mich, den der Kriegsgott flieht, ausgeschieden zu sehen?" — Und in der That, kaum hatte er es für immer verlassen, so trat das Prinz-Heinrich-Regiment in die ersten Linien auf dem Felde der Ehre und er hätte den gemeinen Soldaten beneiden mögen, der vor Prag den Tod des Tapfern gefunden hatte.

Der General von Hausen gab eines Morgens Befehl, daß das Regiment zusammentreten mußte; er erklärte den Officieren, wie er gesonnen sei, den capitulirten Sachsen Patriotismus für ihren neuen König und das preußische Heer beizubringen, und es die Lieder des unbekannten, preußischen Grenadiers vorlesen und singen lassen wolle; er gab jedem

Major und Capitain auf, dafür zu sorgen, daß diese Lieder gehörig bekannt würden. Kleist empfand den Patriotismus dieser Grenadierlieder zu wahrhaftig, um nicht dadurch selbst zu dem Wunsche angeregt zu werden, dem Ruhme der preußischen Armee eine Ode zu singen. Er kam aber nicht zum Dichten. In der volksthümlichen Weise, wie der Grenadier dichtete und wie dieser zu der Begeisterung seiner Cameraden sprach, konnte er sich freilich nicht versuchen, sein Dichterschwung war ein höherer und gewaltigerer. Der Zufall wollte, daß er, kaum von dem Sammelplatze in sein Quartier zurückgekommen, den Eindruck erlebte, den solche patriotische Grenadierlieder auf das Herz des Preußen auszuüben vermochten. Er saß gerade am Fenster und gedachte des bereits zum Unterofficier beförderten Menke, über dessen Schicksal er keine andere Auskunft hatte, als das Siegeslied von Prag, welches bewies, daß er in der blutigen Schlacht nicht den Tod gefunden habe. Da ertönte plötzlich eine Orgelmelodie auf der Gasse und nach einigen präludirenden Liederweisen begann eine heisere Männerstimme zu singen. — Es war das neueste Lied vom preußischen Grenadier, das Siegeslied von Prag. — Kleist öffnete das Fenster und blickte hinab. Ein Mann mit einem Stelzfuße, in einer alten, preußischen Uniform und einem zerschossenen Dreimaster, drehte den Leyerkasten und sang:

„„Victoria! mit uns ist Gott — Der stolze Feind liegt da!
Er liegt, gerecht ist unser Gott, — Er liegt, Victoria!

Zwar unser Vater ist nicht mehr — Er starb als tapf'rer Held,
Und blickt auf unser Siegesheer — Von hohem Himmelszelt.

Er ging voran, der edle Greis — Mit Gott für's Vaterland,
Sein Scheitel wie der Schnee so weiß — Doch tapfer seine Hand.

Und als nun unsre Fahne sank — Ergriff er ihren Schaft,
Er hoch zu Roß sie muthig schwang — Mit jugendlicher Kraft.

Vorwärts! rief er und ritt voran — Auf Schanzen und Geschütz,
Wir folgten Alle, Mann für Mann — Trotz Donnerschlag und Blitz.

Ach! aber unser Vater fiel — Die Fahne sank auf ihn —
Ha! welch' glorreiches Lebensziel — Glückseliger Schwerin!

Dein König hat Dich treu beweint, — Treu warst Du bis zum Tod,
Wir aber stürzten in den Feind — Und rächten Deinen Tod.

Und weigert Oest'reich Tag für Tag — In Frieden heimzuzieh'n,
So stürme Friedrich erst auf Prag — Und führ' uns dann nach Wien." —

— „Ach! — seufzte Kleist — „und ich war nicht mit dabei, mit großprahlerischem Stolze habe ich das Lied meinen Soldaten vorgelesen und ich selbst wurde, gleich einem Feiglinge, vor dem Aufbruche zur Schlacht fortgeschickt — ich durfte nicht mit dabei sein!" —

Er rief den Leyermann an und dieser zog den Hut, um eine Gabe zu erhalten. — „Wo habt Ihr das Bein

verloren?" — fragte Kleist. Der Invalide sahe den Officier groß an und versuchte, eine militairische Haltung anzunehmen. — „Bei Lowositz, Herr Major" — antwortete er mit Selbstgefühl — „ich gehörte zum Regiment Manteuffel, das die Stadt mit dem Bajonet zu stürmen die Ehre hatte — da ich nun nicht mehr dienen kann, so singe ich zum Ruhme meiner Cameraden und ziehe von Stadt zu Stadt." —

— „Woher habt Ihr die Grenadierlieder denn so schnell?" —

— „Die sind in Berlin überall zu kaufen, die Marketenderin von meinem ehemaligen Regimente hat eine Schwester in Berlin, die schenkt sie mir ganz frisch. Die Lieder hat ein Grenadier gemacht, ein ächter, braver Camerad — Gott erhalte ihn, daß er noch alle Schlachten singen kann." —

Kleist warf dem Invaliden ein Stück Geld hinab und dieser rief: — „Ich danke, Herr Major, wünsche Ihnen auch die Ehre, gegen den Feind zu marschiren." — Kleist schämte sich fast vor dem Leyermanne und schloß das Fenster. — „Es ist eine Prüfungszeit für mich! wie stolz sprach der Invalide von seiner That, ach! ich kann von mir nichts erzählen!" — seufzte er und hoffte auf den Tag, der ihn zum Aufbruch in's Feld rufen würde.

Der Tag des Weiterziehens kam freilich bald, aber die Vermuthung gegen den Feind zu ziehen, wurde eben so bald durch die Wirklichkeit enttäuscht, da das Regiment von Hau-

sen nur einen Garnisonwechsel machen und nach Leipzig verlegt werden sollte. Kleist war so niedergeschlagen, daß die Nachrichten, welche er noch in Halle von Gleim und Ramler empfing, welcher letztere ihm die frohe Anzeige neuer dichterischer Anerkennung dadurch machen wollte, daß der Buchhändler Nicolai in Berlin Kleist's Portait stechen lasse, um den ersten Band der Bibliothek der schönen Wissenschaften damit zu schmücken, ziemlich theilnahmlos an ihm vorübergingen. Mit zunehmender Trostlosigkeit über die Ausschließung vom Kampf für Preußen, hatten seine poetische Kraft und sein Interesse auch für die Literatur abgenommen und die einfachen, aber glühend patriotischen Grenadierlieder erschienen ihm wie mahnende Heldengestalten, die seine Thatlosigkeit beschämten. —

Es war in der Mitte des Maimonats, als er mit seinem Regimente in Leipzig einrückte. Früher hatte er sich einen Besuch in Leipzig als eine anregende Gelegenheit zur Bekanntschaft literarischer Celebritäten gewünscht, Gleim hatte ihm einst von den hier wohnenden Dichterfreunden erzählt, die Kleist unter anderen Verhältnissen eifrig aufgesucht haben würde — jetzt aber lebte er schon mehrere Tage in dieser Stadt, ohne auch die geringste Lust zu spüren, sich um etwas Anderes, als um sein Bataillon zu bekümmern, zumal er bemerkt und vom General erfahren hatte, daß die Stimmung der angesehenen Kaufleute eine preußenfeindliche sei und man das Regiment, aus gezwungenen Sachsen bestehend, besonders im Auge behalten müsse.

Ein unerwartetes Anklopfen an seine Thür ließ ihn den ersten nichtmilitairischen Besuch erwarten. Ein Mann in mittleren Jahren, mit unruhigem Blicke, das lebhafte Temperament in der ganzen Erscheinung verrathend, dabei aber sichtbar in der Kleidung vernachlässigt, trat ein, eilte auf Kleist vertraulich zu und rief: — „Der Genius führt seine Jünger überall zusammen, lieber Herr Major, wie freue ich mich, Sie wiederzusehen.“ —

— „Sie hier? Ewald, sind Sie etwa auch in eine sächsische Garnison versetzt und haben, gleich mir, das Regiment Prinz-Heinrich verlassen müssen? Aber in welchem Anzug erscheinen Sie, wie aufgeregt?“ —

— „Der Auditeur des Prinz-Heinrich-Regiments hat seinen Abschied genommen, lieber Major“ — versetzte er lachend und sich selbst flüchtig beschauend — „der unruhige Geist hat endlich allen Zwang abgeworfen und wird über das Meer, dem Ziele seiner Sehnsucht zufliegen. Ich ahnte nicht, Sie hier in Leipzig zu finden, zufällig wurde ich es gewahr, indem ich in der Feuerkugel auf dem Neumarkt, wo der strenge General von Hausen beim Kaufmann Winkler sich einquartirt hat, auf der Treppe beim Fortgehen zwei Lieutenants mit einander reden und die Worte hörte: „Der Major von Kleist hat befohlen“ . . . natürlich eilte ich direct zu meinem alten Freunde, um ihn noch einmal zu sehen, denn in einer halben Stunde reise ich ab.“ —

— „Sie wollen über das Meer?“ — fragte Kleist befremdet — „können Sie immer noch keine Ruhe finden?

Wollten Sie doch damals schon in Potsdam bald nach Genf, bald nach Dresden, bald nach London . . ."

— „Richtig, auf dem Wege nach London befinde ich mich jetzt. Sie mögen meinen Charakter unbeständig nennen, aber so wenig wie Sie im Regimente glücklich waren, so wenig konnte mein Kopf, in dem tausend Ideen stürmen, unter dem Dreimaster eines preußischen Auditeurs Ruhe finden. Wir Poeten gehören in die Freiheit, wie die Nachtigall, ich will mein Glück in London versuchen." —

— „Sie scheinen keinen Patriotismus zu fühlen, lieber Ewald; es schmerzt mich, mein Regiment verlassen zu haben, eines Avancements wegen, das mich zur Garnisonruhe verdammt, während ich die unruhigste Sehnsucht nach dem Kriege habe." —

— „Immer noch die alte Leyer, lieber Major — ich sollte denken, daß Ihr hiesiger Aufenthalt Sie erst recht zur Poesie treiben würde, hier giebt's Anregung, die Sie ja in Potsdam so oft entbehrt haben. In London werde ich ganz andere Sinngedichte schreiben, als in Potsdam." —

— „Und ich beneide den Grenadier um seine Schlachtlieder." —

— „Was? Sie scherzen, ha! ha! ein Kleist kann die Verse goutiren, welche höchstens einem gemeinen Grenadier Ehre machen und am Besten zum Leyerkasten abgesungen werden?" —

— „Ewald!" — fiel Kleist gereizt und leidenschaftlich ein — „jeder preußische Soldat fühlt in diesen Liedern seine

eigene Stimmung, mich schmerzt Ihre Gleichgültigkeit, nicht nur, weil Sie im Herzen kein Vaterland haben, sondern weil ich Ihnen danken muß, mich einst durch Ihren Geist zu eigener Production angeregt und mit dem Buchhändler Nicolai in Berlin bekannt gemacht zu haben.“ —

— „Nun, dann wollen wir bei dem Angenehmen stehen bleiben“ — erwiderte Ewald mit einer heiteren Beweglichkeit — „ich habe mit Ihnen schon in Leipzig zu thun gehabt, ohne eine Ahnung, Sie persönlich hier zu treffen; Nicolai gab mir Aufträge mit an Lessing, Weiße und die Dyk'sche Buchhandlung, er läßt hier bei dem Kupferstecher Bernigeroth Ihr Portrait anfertigen und Lessing hat, wie gewöhnlich, seine aufgetragenen Besorgungen auf die lange Bank geschoben. Nun habe ich die Sache betrieben.“ —

— „Lessing ist hier?“ — fragte Kleist, plötzlich ermuntert — „Lessing, den Gleim in Berlin kennen lernte? Habe ich doch früher erfahren, daß er für mehre Jahre auf Reisen gegangen sei.“ —

— „Ei ja, und er wohnt noch obenein mit Ihrem General unter einem Dache, in der Feuerkugel am Neumarkt — doch ich muß fort, die Glocke ruft, lassen Sie Ihren melancholischen Patriotismus fahren, schlagen Sie Sich auf die Seite der Literaten und Dichter, die sind ein freies, lustiges Völkchen und wenn sie auch nicht zu exercieren verstehen, so haben sie doch ebenso guten und fröhlichen Muth, als die Potsdamer Grenadiere.“ —

Der ehemalige Auditeur nahm Abschied; Kleist dachte an Lessing; — er hätte seinem Gleim nicht zu schreiben gewagt, daß er mit Lessing nicht schon zusammengekommen wäre. Der Name des jungen Schriftstellers, seine kühne Regsamkeit, Gleim's Verehrung weckten in ihm das Verlangen, den Freund Ramler's und Sulzer's kennen zu lernen; wie ein Magnet zog dieser Name plötzlich sein Interesse an der Literatur aus dem Hintergrunde seiner Seele hervor. Schon an demselben Nachmittage ging er nach dem Neumarkte in die Feuerkugel, um Lessing zu suchen. Als er an die Treppe dieses stattlichen Hauses kam, trat ein Unterofficier hervor, um zu rapportiren, daß der General ausgeritten sei. Kleist bemerkte nicht, daß zwei Personen eine Nebentreppe herabstiegen und fragte den Unterofficier, ob er die Personen kenne, welche im Hause wohnten?

— „So viel ich weiß, gehört das Haus dem Kaufmann Winkler, doch die jungen Leute dort sind vorhin schon hinaufgegangen, die werden's wissen" — versetzte der Unterofficier und rief laut befehlerisch: — „Heda, kommen Sie mal her!" —

Der eine, Aeltere, von Beiden, welche herabstiegen, schien wenig Lust zu spüren, dem militairischen Befehle zu gehorchen, da er den Unterofficier mit trotzigem Lächeln nur flüchtig anblickte und weiter ging; ein unwillkürlicher zweiter Blick fiel auf den Major und machte den jungen Mann stutzig, so daß er ihn mit prüfendem Interesse im Vorbeigehen betrachtete und zu seinem Begleiter ziemlich laut sagte:

— „sehen Sie, Brawe, eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Portrait, das wir just zu Bernigeroth bringen wollen — stände der Kleist nicht im Grenadierregimente, so würde ich . . . "

Er hatte noch nicht ausgesprochen, als Kleist mit leuchtenden Blicken auf ihn zutrat und ausrief: — „das ist Lessing!" — Beide sahen sich mit erhitzter Miene einen Moment lang fragend in's Gesicht. — „Kleist! — Lessing! — " — erscholl es dann gleichzeitg und herzliche Händedrücke dienten zur freudigen Begrüßung des Erkennens. Der barsche Unterofficier zog sich betroffen in den Hof zurück, Lessing wendete sich zu seinem jüngeren Begleiter, der in der ersten Begegnung ganz vergessen war und sprach: — „Sehen Sie, Herr von Brawe, dieser Mann ist Kleist, dessen Frühlingsgedicht Sie fast auswendig gelernt haben — mein lieber Herr Major, hier schauen Sie Ihr Bild, das ich für Nicolai in Kupfer stechen lassen soll, es hat mir das Erkennen erleichtert:" — Kleist betrachtete das Bild und sagte: — „Einem Menschen, wie mir, der höchstens fünf Bogen geschrieben hat, geschieht von Herrn Nicolai zu viel Ehre." —

— „Ja, wenn Sie nach Bogenzahlen rechnen, allerdings" — versetzte Lessing lächelnd. — „Aber nun kommen Sie in mein Logis." — Sie stiegen die Treppe hinan und traten in eine freundliche Stube hofwärts. Kleist empfand an dem neuen Bekannten ein schnell gesteigertes Wohlgefallen; sein kecker Muth, das frische, offene, ebenso

leuchtende, wie scharfe Auge, der Zug des Muthwillens, der um seinen Mund spielte, der Trotz geistiger Ueberlegenheit in seiner ungezwungenen, aber genialen Weise des Umgehens, sowie die witzige Schlagfertigkeit und angenehme Bestimmtheit, womit er sprach, ließen den ernsten, melancholischen Kleist unwillkürlich die stille Unzufriedenheit vergessen und der Major trat im Austausche des Geistes vor den rasch erwachten Dichter in ihm schnell zurück, denn Lessing's Frische und Kraft übten einen belebenden Einfluß auf ihn, den seither Vereinsamten, aus.

— „Ihr Commandant und ich residiren in einem Hause" — scherzte Lessing — „und das ist mir ein gutes Zeichen, daß Sie in Leipzig einen doppelten Dienst treu versehen werden; den Major überlasse ich gern dem preußischen General, den Dichter aber engagire ich für den Dienst der Musen — zur Wachtparade oder zum Kampf, wie Sie wollen. Einstweilen aber, bis der General Sie gebraucht, lassen Sie uns ein friedliches Handwerk treiben und dazu gehört zunächst ein Glas Wein." — Er trat auf den Vorplatz und rief den Bedienten. — „Ein paar Flaschen Wein und drei Gläser befahl er über das Treppengeländer hinunter, als ein saumseliger Diener sichtbar wurde und auf den Ruf Lessing's zögernd und verdrießlich die Treppe weiter heraufstieg. — „Schnell! auf meine Rechnung vom Weinhändler auf der Hainstraße." — Der Diener kam trotz dieses unwillig gerufenen Zusatzes dennoch ganz herauf und sagte: — „Der junge Herr Winkler will Ihnen den

Keller nicht mehr offen halten, ich will's mit dem Credit auf der Hainstraße versuchen. — „Donnerwetter! Schnell!" — rief Lessing mit glühender Röthe im Gesicht und trat, die Stubenthür hinter sich zuschlagend, in das Zimmer zurück — „die erbärmlichen Philister!" — sprach er — „weil ich hier kein Stocksachse bin, wird sogar die Bedienung schlecht!" —

— „Wohnen Sie hier zur Miethe?" — fragte Kleist. — „Nein, auf Execution" — lachte Lessing, rasch die gute Laune wieder erhaltend — „ich wohne hier bei dem Kaufmann Winkler, in Hoffnung auf eine baldige Abreise. Eigentlich sollte ich auf die Preußen eine Philippica schreiben, weil sie zwei Jahre früher nach Sachsen gekommen sind, als mir lieb ist, denn jetzt könnte ich in England sein." —

— „Ich komme in Verlegenheit, Sie durch meine Gegenwart entschädigen zu können" — sagte Kleist befremdet.

— „Ich fordere Ihre tägliche Gesellschaft zum Ersatz" — scherzte Lessing — „aber erfahren Sie erst, wie ich meinen Preußenhaß gemeint habe. Ich war als Reisebegleiter des Sohnes vom Hause hier engagirt, um mit ihm eine mehrjährige Reise nach Holland, Frankreich und England zu machen. Wie wir nun im vorigen September in Amsterdam fröhlich an die Weiterreise denken, trifft plötzlich vom alten Winkler ein Brief ein, den dieser beim Ueberfalle Leipzig's in übertriebener Angst an seinen Sohn geschrieben

hatte, um ihm schleunigste Rückkehr zu befehlen. Seit dieser Zeit wohne ich nun hier in der Feuerkugel, gewissermaßen als Entschädigung für die unterbrochene Reise und so lange, bis dieselbe fortgesetzt wird. Ich habe in meinem Leben nicht so elegant gewohnt und eine so sorglose Zeit gehabt; Mittags gehe ich mit dem jungen Winkler in das Wirthshaus, wo die jungen, angesehenen Kaufleute speisen, an literarische Brotarbeit wird nicht gedacht, höchstens schreibe ich einmal einen Brief an Nicolai, Ramler, Mendelssohn und andere Freunde meines Gelichters. Aber ich fürchte, dieses Garnisonleben auf Execution hat bald ein Ende, denn der alte Winkler ist grämlich geworden und wünscht mich zum Teufel." —

— „Das glaube ich wohl!" — sagte Herr von Brawe mit einer bescheidenen Vertraulichkeit — „an der Mittagstafel der jungen Kaufleute haben Sie so antisächsisch gesprochen, daß dem alten Winkler angst und bange geworden ist." —

— „Das thue ich nur, um diese Leipziger Philister zu ärgern — ich spiele aus Lust zwischen diesen Stocksachsen den ächten Brandenburger, denn glauben Sie mir, die Kaufleute hier wünschen die Preußen dahin, wo der Pfeffer wächst, der Contribution wegen, ohne die sie auch eben so gut preußisch sein würden." —

— „Nun ja" — scherzte Brawe — „wer in Berlin so viele gute Freunde hat, wie Sie, und keine Contribution

in Leipzig zu zahlen braucht, der kann schon preußisch gesinnt sein.“ —

— „Und in Berlin spiele ich den Sachsen, ha! ha! Aber nun sagen Sie, lieber Herr Major, Sie werden mir zur Freude und den Kaufleuten zum Schrecken recht lange in Leipzig bleiben, he?“ —

Kleist seufzte, indem eine Reminiscenz in ihm aufstieg; die lachende Sorglosigkeit Lessing's aber ließ keine traurige Stimmung in seiner leicht für das Ungewöhnliche zu entflammenden Seele aufkommen. — „Mein lieber Herr Magister“ — antwortete er — „ich bin nicht eitel, aber ich besitze den Ehrgeiz eines guten Soldaten unter Friedrich's Fahne; Thatlosigkeit macht mich leicht hypochondrisch und meine Ehrlichkeit erlaubt mir nicht, die Trauer über die Ausschließung von allen großen Thaten, welche jetzt die preußische Armee im Ruhme erheben, zu verleugnen. Der gute Gleim hat nicht nöthig, sich zu fürchten, daß ich im Kriege verwundet werden könnte, dafür hat das Schicksal gesorgt, — ich habe ihm sogar aus Verzweiflung von Halle aus geschrieben, daß ich ihm meinen Tod vorher ankündigen wollte.“ —

— „Nun, das läßt sich hören, laden Sie Gleim ein, nach Leipzig zu kommen, dann wird er in unserer Gesellschaft schon seine Furcht um Sie verlieren. Ich will Sie hier von aller Hypochondrie heilen, Sie sollen hier dichten, mit uns spazieren und alle Tage in's Kaffeehaus gehen.“ —

— „Das ist" — setzte Brawe hinzu — „der nachmittägige Versammlungsort der hiesigen Kaufleute und reichen Patricier, die Herr Lessing mit seiner preußischen Sympathie schon halb todt geärgert und denen er sogar neulich das Grenadierlied von Lowositz vorgelesen hat." —

— „Wahrlich" — lächelte Kleist — „das Kaffeehaus wird wol nicht der angenehmste Ort für mich sein, denn die Leipziger Kaufleute werden beim Anblicke meiner Uniform an die Contribution denken; Sie müssen wissen, daß wir hier Executionstruppen sind, und nicht eher weiter marschiren, bis Leipzig die auferlegten neunhunderttausend Thaler bezahlt hat." —

— „Ei, deshalb gerade müssen wir hingehen, ich vertrete dort vor den Stocksachsen die preußischen Interessen und die Kerle wollen mich dann mit ihren Augen auffressen, weil sie nicht wagen, gegen mein Preußenlob den Mund aufzuthun, sondern lieber unter allerlei Grimassen des stillen Widerstrebens, mit den Wölfen heulen. Meine Freunde in Berlin wissen nicht recht klug aus mir zu werden, obgleich ich wahrhaftig in Kriegsangelegenheiten der neutralste Mensch auf Gottes Erdboden bin, Nicolai hält mich für den Verfasser eines „Schreibens an einen Buchdruckergesellen", worin die preußischen Interessen angegriffen werden und in Leipzig möchte man mir das anonyme „Schreiben eines Großvaters" zur Last legen, das die sächsischen Interessen angreift — nicht wahr, ich muß ein recht unparteiischer Mensch sein?" —

Der Winkler'sche Bediente brachte jetzt den Wein und Lessing füllte die Gläser. Kleist fühlte mit der Zuneigung zu dem neuen, lebensfrischen Freunde immer mehr seine eigene Dichternatur erweckt und, wie ein nach Regen dürstender Baum, seine Lebenskraft im Ergusse des geistigen Sprudelns rasch angefrischt. Er dachte an die heiteren Einwirkungen, welche einst Gleim auf seine einsame Melancholie geübt hatte und in dankbarer Erinnerung sprach er den Namen des Freundes aus. — „Er muß nach Leipzig kommen!" — rief Lessing entschieden — „Sie dürfen hier den Soldaten nicht vorstellen, wenn Sie bei mir sind, ich werde Sie mit Weiße und anderen Freunden zusammenführen und, wie gesagt, die Contribution, welche Sie den Sachsen abzwingen, will ich Ihnen dadurch vergelten, daß ich Sie in's sächsische Lager der Poeten und in den Hinterhalt der Musen locke." —

Die Zeit war für Kleist gekommen, wo er bei seinem Bataillon erscheinen mußte. Er schied als ein guter, herzlicher Freund von dem neuen Bekannten und schon am nächsten Tage kam Lessing in sein Quartier, um ihn in das angedeutete Kaffeehaus abzuholen und mit dem Dichter Weiße, der in Leipzig Steuereinnehmer war, bekannt zu machen. Die Umstände wollten, daß diese Freundschaft auch eine äußerliche Bekräftigung erhalten sollte; wenige Tage nach dem Begegnen Lessing's, verfiel Kleist in ein Unwohlsein, welches schnell zu einer heftigen Krankheit gesteigert wurde; Lessing verließ ihn nicht, suchte ihm auf alle Weise dienstbar zu

sein, trat ihm dadurch als Mensch weit näher, als es im Leben draußen so bald möglich gewesen wäre und Kleist schloß den frischen, lebensmuthigen und thatkräftigen Freund inniger an sein Herz, indem er sagte: — „es scheint, als ob meine Freunde erst am Krankenlager sich bewähren sollen, so pflegte mich einst auch Gleim, als ich in Potsdam verwundet lag.“ — Als er wieder genas, fühlte er sich selbst freier und froher im Gemüthe, nicht nur hatte Lessing's Persönlichkeit wie erquickender Sonnenschein auf die ermattete Seele gewirkt, sondern es schien auch, als habe die nunmehr zum Ausbruch gekommene und überwundene Krankheit schon früher wie ein heimliches Gewölk in seiner Seele gelegen und die düstre Nacht der Melancholie erzeugt, welche in letzter Zeit das Gemüth des Frühlingssängers umhüllt und das er auf kurze Pausen nur gezwungen, als er in Ostriz den Gesang des Sommers begann, mit der Gluth der Phantasie erhellt hatte. Da Lessing in Gesellschaft Weiße's täglich dem genesenden Kleist Gesellschaft leistete und hier auch Officiere des Hausen'schen Regiments mit ihm zusammentrafen, so hatte sich der befreundete Umgang Lessing's auch auf jene preußischen Officiere erstreckt und diese hatten ein großes Wohlgefallen an dem witzigen, lebenslustigen Schriftsteller gefunden. Nach Kleist's gänzlicher Wiederherstellung ritt Lessing mit ihm und seinen Cameraden täglich spazieren, dann führte er sie in die Kaffeehäuser und das Speiselokal, wo der junge Winkler und mehre angesehene Kaufleute der Stadt Mittags zu essen

pflegten und, wenn er sich schon früher, durch seine mehr muthwilligen Aeußerungen über das gute Recht des Königs von Preußen unbeliebt gemacht hatte, weil er als Lausitzer die landesfeindliche Parthei nahm, und wenn bereits die Kaufleute ihm durch vornehme Kälte ihre Abneigung und durch freie Urtheile über Kriegserpressung zu erkennen gegeben hatten, daß sie keine Notiz von ihm nehmen wollten, so wurde jetzt ihr Haß gegen Lessing um so bitterer, als dieser plötzlich des Mittags mit preußischen Officieren an der Tafel erschien und den Kaufleuten die Gelegenheit abschnitt, sich ferner frei äußern zu können.

Weiße hatte eines Tages den Freund von der Verstimmung des alten Winkler gegen ihn warnend benachrichtigt, die Mittagstafel wurde nunmehr von den angesehenen Kaufleuten gemieden und die Wirthin, welche den Mittagstisch hielt, war zum alten Winkler in die Feuerkugel gelaufen und hatte hier bittere Beschwerde über den Magister geführt. Der alte, ehrgeizige, stolze und vorsichtige Mann hatte schon längst eine stille Abneigung gegen Lessing in sich genährt und mit dem Geize verband sich bei ihm die Klugheit, jeden Verdacht preußischer Gesinnung von sich abzustreifen, die man ihm schon zur Last legen wollte, weil er den Magister in seinem Hause unterhielt. Er schrieb in der Aufregung einen empfindlichen Brief an Lessing und forderte ihn auf, schleunigst die Feuerkugel zu verlassen. — Als Kleist ihn am Nachmittage zu einer Promenade abholen wollte, erfuhr er, daß der Freund schon Mittags ausgezogen sei.

Er fand ihn in der Burgstraße, in der alten Baderei, in einem kleinen, dürftigen Stübchen zwei Treppen hoch, wo ihm Lessing lachend entgegentrat und ausrief: — „Sehen Sie, hier wohnte ich schon einmal vor zehn Jahren als Student, Sie und die Preußenfreundschaft haben mich aus meinem Wohlleben vertrieben, Sie sehen also, was Sie mir durch Ihre Person wieder gut zu machen haben.“ —

— „Aber nun werden Sie schriftstellern müssen und keine Zeit für mich haben“ — meinte Kleist.

— „Zunächst werde ich eine Entschädigungsklage gegen den alten Winkler erheben, da ihn ein Contrakt an mich bindet — dann aber hat sich meine Natur längst im Stillen gesträubt, von der Wohlthätigkeit des bauernstolzen Kaufmanns zu leben; ich habe keine Noth, so lange ich das Bewußtsein der geistigen Kraft in mir trage.“ —

Kleist empfand eine hohe Achtung vor dem Charakter des Freundes und zugleich eine stille Beschämung, daß er einst selbst so kleinmüthig mit dem Schicksale gekämpft hatte. Von nun an versammelte er jeden Abend eine kleine Gesellschaft literarischer Freunde um sich, die Lessing ihm nach und nach zugeführt hatte, und wenn der Tag mit seinem geistlosen Garnisondienste sich neigte, dann entschädigte er sich am abendlichen Austausche geistiger und poetischer Interessen. Die Briefe, welche er um diese Zeit an Gleim in Halberstadt schrieb, athmeten Freude, Thatkraft und Hoffnung, sie klagten nicht mehr die Unthätigkeit seines Soldatenschicksals an, sondern verriethen die wiedererwachte Dich-

terkraft und das Bedürfniß, selbst wieder die Feder der Poesie zu führen. Im Stillen aber dachte er auch daran, dem Freunde Lessing nützlich zu werden, den er in seiner wohl erkannten Armuth um so höher schätzte; er schrieb, ohne es gegen Lessing zu verrathen, da er dessen geistigen Stolz nicht beleidigen mochte, ganz heimlich an Gleim, an Ramler und Sulzer, daß Sie für Lessing eine Anstellung erwirken möchten. Die größte Freude stand ihm aber jetzt bevor — Gleim schrieb, daß er in wenigen Tagen zum Besuche in Leipzig eintreffen würde, um nach langer Entbehrung des persönlichen Anblickes, den neu erheiterten, arbeitslustigen und der Dichtkunst wieder ergebenen Freund in Lessing's Umgange wiederzusehen.

Die Leipziger Buchhändlermesse hatte ihr Ende und der Junimonat schon seine zweite Hälfte erreicht, als mit der Haller Post endlich Gleim eintraf und in Kleist's Arme eilte. Die Freude des Wiedersehens wurde durch die productive Thätigkeit und Seelenfrische, worin er seinen Kleist fand, um ein Bedeutendes erhöhet und fast wäre Gleim auf Lessing's beherrschenden Einfluß auf des Freundes Gemüth eifersüchtig geworden, wenn er sahe, wie diesem die schnelle Umwandlung des trauernden Helden in einen thatlustigen Dichter gelungen war — denn wirklich hatte Kleist in letzter Zeit angefangen, einen kriegerischen Roman in Form eines kleinen Epos zu dichten, den er „Cissides und Paches" nannte, und sogar auf Lessing's Antrieb an größere Stoffe die Hand gelegt. Nachdem die Herzen beider Freunde sich

vertraulich ausgetauscht hatten, trat Lessing in Kleist's Zimmer, um, wie gewöhnlich, den Spätabend hier zu verleben. Die fröhliche Offenheit und freie Umgangsweise desselben riß auch bald die beiden Freunde in die heitere frische Fluth der literarischen Unterhaltung hinein. —

— „Nun will ich Ihnen auch etwas Neues erzählen" — hub Lessing an — „Sie wissen doch, daß Nicolai in Berlin einen Preis für das beste Trauerspiel ausgesetzt hat, um damit unsere Bibliothek der schönen Wissenschaften zu schmücken. Der Preis ist endlich, nach acht Monaten entschieden, meine Ansicht hat, trotz Mendelssohn's Einwendungen, die Oberhand behalten. Der „Codrus" hat gesiegt und meines jungen Freundes von Brawe's „Freigeist" ist für würdig erklärt worden, ebenfalls gedruckt zu werden." —

— „Und wer ist der Verfasser des Codrus?" — fragten Gleim und Kleist neugierig. —

— „Ein Herr von Cronegk in Anspach." —

— „Davon hat mir Uz neulich geschrieben" — versetzte Gleim mit einer Ueberraschung, welche mehr schmerzlich, als froh erschien — „Sie wissen doch, daß der geniale Dichter die ihm widerfahrene Auszeichnung nicht mehr erfahren kann, denn er ist schon Neujahr an den Blattern gestorben." —

— „Was? Cronegk todt?" — rief Lessing aufspringend — „ist das gewiß?" —

— „Sie können Sich darauf verlassen, es ist eine traurige Wahrheit.“ —

— „Und das weiß unser Freund Weiße noch nicht, da er doch mit ihm persönlich bekannt ist?“ — sprach Lessing — „aber er soll die Ehre behalten, seinen Tod wollen wir ignoriren und die Preiserkennung öffentlich ausschreiben.“ —

— „Ein schöner, beneidenswerther Dichter-Nachruhm“ — sagte Kleist theilnehmend — „was war er denn?“ —

— „Bis 1752 lebte er hier als Student in Leipzig, dann stieg er in Anspach'schen Staatsdiensten schnell aufwärts und wurde Kammerherr und Hofrath, obgleich er etwa sechsundzwanzig Jahre alt geworden sein kann. Aber in ihm lag viel Ernst, viel Streben nach Tugend und dabei ein Hang zu sanfter Klage und schwermüthiger Malerei.“ —

— „O! es ist schön, so früh in edlen Hoffnungen zu sterben“ — sprach Kleist, welcher ein gesteigertes Interesse an der ihm verwandten Natur empfand. Es enstand unwillkürlich eine Pause in der Unterhaltung, welche Lessing zuerst wieder unterbrach, indem er ausrief: — „Nun, lieber Major, haben Sie denn unserem Freunde schon mitgetheilt, daß ich Sie peinige, ein Trauerspiel zu schreiben?“ —

— „So weit es die Zeit gestattete, habe ich nur andeutungsweise davon erfahren, aber ich hoffe das kriegerische Epos Cissides und Paches vollendet zu hören.“ —

— „Etwa zehn Verse schrieb ich, da ließ ich es wieder liegen“ — erwiderte Kleist — „Lessing hat mir die Lust darum genommen.“ —

— „Nun ja, weil es nichts mit der Sache wird, weil der Stoff nicht naturwüchsig für unseren Kleist ist; ich verlange ein Trauerspiel von ihm und er hat auch schon das, freilich noch undressirte Roß bestiegen, um einen „Seneca“ zu schreiben.“ —

— „Die neue Dichtung Klopstock's, der „Tod Adam's“ hat mich so sehr begeistert, daß ich bereits angefangen hatte, im Stillen eine französische Uebersetzung davon zu schreiben, als mir der Gedanke kam, einen „Seneca“ zu versuchen, obgleich ich mich nie im Trauerspiel umgeschauet und kaum drei Tragödien im Leben gelesen habe.“ —

— „Dennoch streift Ihr erster Plan an das Klassische und ich verzeihe Ihnen deswegen Ihre Begeisterung für Klopstock's Adam.“ —

Kleist lächelte, als Gleim aufhorchte und rief: — „Was? Sie tadeln den Tod Adam's, der alle Welt entzückt?“ —

— „Ja“ — versetzte Lessing — „weil er ein mißglückter Versuch ist und Klopstock sich eingebildet hat, daß er mit etwas biblischer Geschichte und vielen überschwänglichen Gefühlen ein neues Epos geschaffen zu haben glaubt.“ —

— „Ich bitte Sie, bester Lessing, was reden Sie da, ist das vielleicht nur Oppositionslust?“ — fragte Gleim erschrocken.

— „Reden wir lieber von anderen Dingen" — fiel Kleist ein — „ich habe mich schon viele Male in eine Bataille mit ihm für Klopstock gewagt, aber er ist nicht zu schlagen — wir können unsere Zeit besser verwenden." —

— „Nun, so erzählen Sie mir etwas aus Leipzig!" — sagte Gleim, schnell seine heitere Laune wiedererhaltend — „was schreiben Sie?" —

Lessing lächelte. — „Ich will Ihnen nur eingestehen, daß mich Kleist's Arbeit am Seneca und unsere Gespräche über das Stück zu zwei neuen Plänen angeregt haben, ich will ein bürgerliches Trauerspiel und ein Soldatenstück schreiben." —

— „Ein Soldatenstück?" — wiederholten Gleim und Kleist mit gleichgroßer freudiger Ueberraschung. — „Da kann Preußen's Heer Ihnen den Stoff reichlich darbieten" — setzte Letzterer hinzu.

— „Die römische Virginia hat mir den Stoff gegeben zum bürgerlichen Stücke, nun und im Soldatendrama suche ich mir meine Leute schon aus der Zeit und dem Leben. — Apropos! da hat mir Nicolai heute zwei Kriegslieder eines preußischen Officiers zugeschickt, die in das zweite Heft der Bibliothek aufgenommen werden sollen." —

— „Kriegslieder? Eines preußischen Grenadiers?" — ragte Gleim mit großer Spannung und die sollen in der Bibliothek gedruckt werden?" —

— „Eines Officiers?" — wiederholte Lessing — „sie sind aber nicht so geheimnißvoll, wie die Grenadierlieder, denn der angebliche Officier ist ein gewisser Lieberkühn aus Potsdam." —

— „Das ist ja der Feldprediger im Prinz Heinrich-Regimente" — sagte Kleist überrascht — „ich habe ihn früher selbst zu der Stelle vorgeschlagen und kenne ihn — aber was finden Sie denn an den Liedern?" —

— „Die Lieder des gemeinen Grenadiers gefallen mir besser" — antwortete Lessing.

— „Die gefallen Ihnen? Und Sie haben sie wirklich gelesen?" — fragte Gleim mit einer unverkennbaren Freude.

— „Ei, kann man sie ja schon am Leyerkasten und von den Soldaten alle Morgen singen hören, wenn sie zum Exerciren gehen. — „Mir gefällt Alles, worin eine bestimmte Gesinnung und Courage steckt." —

— „Und wenn man diese Lieder hört, so pocht das Herz lebhafter, die Faust greift unwillkürlich zum Säbel und man möchte die Ehre haben, das Lied mit auf sich selbst beziehen zu dürfen." —

— „Ich kann sie nicht schreiben" — fuhr Lessing fort — „ich würde vielleicht Lieder eines kosmopolitischen Lanzenknechts zu Stande bringen, aber dennoch haben mich diese preußischen Grenadierlieder, wenn ich sie singen hörte, zu einer ziemlich friedlichen Arbeit angeregt, nämlich zu einem Rückblicke in die Vergangenheit, zu den alten Helden, deren

verwelkte Lorbeeren ich durch frisches Andenken ehren und gegen rohe Hände schützen möchte. Der Grenadier regte mich an, das alte Heldenbuch zu lesen und dadurch gewann ich Interesse an den beiden neulich in der Schweiz herausgegebenen Heldengedichten und wurde plötzlich eben so kriegslustig, wie unser Major, dabei gestimmt; es überkam mich die Lust nämlich, die Herausgeber wegen ungebührlicher Behandlung der alten Sprache und Denkungsart tüchtig abzustrafen. Eine Kriegscontribution haben Sie mir schon zahlen müssen, denn ich habe bei dem Lesen dieser schlechten Bearbeitungen das alte schwäbische Deutsch gelernt." —

Gleim hatte dieser Unterredung über die Grenadierlieder mit heimlicher Spannung und leichter Gesichtsröthe aufmerksam zugehört; als aber Kleist nunmehr sagte: — „es bleibt mir immer noch eine zweifelhafte Sache, ob der Grenadier wirklich ein Mann meiner früheren Compagnie ist, da ich ihm in der That dergleichen Begeisterung nicht zutraue" — lächelte Gleim listig und nahm das Wort: — „Aber Sie schrieben mir ja, daß der Grenadier Menke die Verfasserschaft gegen Kameraden eingestanden habe — und Sie sind selbst der Meinung gewesen, daß nur ein Mensch in Reihe und Glied dazu fähig sei." —

— „Ach, die hat Gleim geschrieben, kein Anderer" — sagte Lessing. —

— „Geglaubt habe ich es früher auch, aber er hätte ja keinen Grund, die Ehre des patriotischen Dankes von sich abzuweisen." —

— „Nun, nun, das wollen wir nicht sagen“ — fiel Lessing ein — „wenn das preußische Regiment hier nicht in Leipzig läge, dann möchten die Kaufleute ihm doch einmal einen handfesten Markthelfer auf die Stube schicken.“ —

Gleim lächelte vergnügt, schien aber doch die letzte Aeußerung Lessing's mit besonderer Aufmerksamkeit anzuhören und sprach: — „Zerbrecht Euch den Kopf nicht über den geheimnißvollen Grenadier, er wird schon einmal an das Tageslicht kommen, denn wenn er in einer Schlacht fallen sollte, so würde die Leyer verstummen und singt er, bis an's Ende des Krieges leben bleibend, noch länger fort, so kann er sein Geheimniß unmöglich vor den Officieren verbergen.“ —

— „Und Sie sind es wirklich nicht?“ — fragte Lessing. Ehe Gleim Antwort zu geben vermochte, wurde plötzlich die Thür mit Heftigkeit geöffnet und ein Unterofficier schritt in militairischer Haltung auf den Major zu, um ihm einen schriftlichen Befehl zu überreichen. Kleist erhob sich von dem Stuhle und erbrach das Siegel; mit plötzlicher Unruhe antwortete er: — „rufe er das Bataillon sofort durch den Tambour zusammen, ich bin gleich auf dem Platze.“ — Gleim erschrak, Lessing lächelte neugierig, der Unterofficier ging. —

— „Was giebt's?“ — fragte Gleim aufstehend — „ist Gefahr, ist eine schlimme Nachricht eingetroffen, droht ein Ueberfall?“ —

— „Ich begreife nicht, was passirt ist" — antwortete Kleist, seinen Degen umschnallend — „so viel ich weiß, steht unsere Armee zwischen Prag und Kollin und der König ist selbst dort — der General von Hausen befiehlt mir, mit meinem Bataillon diese Nacht die Contrescarpen zu bewachen, die Straßen nach Erfurt zu patrouilliren und alle Pallisaden nachsehen zu lassen." —

— „Gott erhalte unsern König und meinen Kleist!" — rief Gleim, besorgt den Freund in die Arme schließend. — „Ich muß Sie allein lassen, Gleim" — sprach Kleist eiliger, da in diesem Augenblicke die Trommel in der Ferne wirbelte — „vielleicht ist's nur ein Nacht-Maneouvre, wie der General schon einmal befohlen hat, um die Leute an den Dienst zu gewöhnen; schlafen Sie ruhig, gegen Morgen kehre ich zurück." — Er öffnete das Fenster und horchte auf den Hufschlag eines Pferdes; auf eine Anfrage antwortete die Stimme seines Burschen: — „das Pferd ist gesattelt" — dann überließ er Gleim seine Stube, wo auch Lessing zurückblieb, um dem Freunde aus Halberstadt noch eine Stunde Gesellschaft zu leisten. —

Kleist ritt schnell auf den Platz, wo er sein Bataillon erwartete; in der dunklen Stadt herrschte große Unruhe, die Bürger sahen ängstlich aus Thüren und Fenstern, von der Reveille des Tambours erschreckt und Niemand wußte, was geschehen war. Als Kleist bei seinem Bataillon eingetroffen war, erschien bald nach ihm der General und verlangte, daß die Officiere einen Kreis um ihn schließen sollten.

Cameraden!" — sprach er zu ihnen — „es sind üble Nachrichten eingetroffen, unsere Armee ist bei Kollin von den Oesterreichern unter Daun geschlagen, als die Estafette das Feld verließ, deckten die Generäle Ziethen und Hülsen den Rückzug des Königs auf Prag; das Heer ist übel zugerichtet, unsere todten Brüder decken den Boden. — Bedenken Sie, daß unsere Soldaten sämmtlich Sachsen sind — darum habe ich alle Bataillone sofort in Belagerungsdienst berufen, und sie sollen sich gegenseitig auf den Glacies ablösen, auf daß dieselben in guter Aufsicht und Zucht bleiben; wir müssen auf guter Hut sein, denn morgenfrüh wird die Stadt Kunde von der verlorenen Schlacht haben." —

Kleist vernahm diese niederschlagende Nachricht mit tiefer Betrübniß. — „O! daß ich die Todten beneiden muß, welche den Ausgang der Schlacht nicht kennen lernten!" — seufzte er still innerlich, als er sein Bataillon in die Festungswälle führte und von der Bastion herab in die Gegend blickte, woher die schwere Kunde gedrungen war. — Als am frühen Morgen die erste Tagesdämmerung aufstieg, saß er, tief in den Mantel gehüllt, einsam unter einem Baume und war erschöpft von den düstern Bildern des Verderbens und der verlorenen Siegeskrone des Heeres, womit seine Phantasie ihn in der langen schlaflosen Nacht gequält hatte.

— „Nicht verloren! Nicht überwunden!" — tönte die stolze Hoffnung und das Selbstgefühl des Heldenmuthes in seiner Seele, er fühlte den dichterischen Schwung der Be-

geisterung in seinem Gemüthe und mit erstarrten Fingern, aber heißer Vaterlandsliebe schrieb er in sein Taschenbuch die stolzen Worte nieder:

„„Unüberwund'nes Heer! Mit dem Tod und Verderben
In Legionen Feinde dringt,
Um das der frohe Sieg die gold'nen Flügel schwingt,
O! Heer! bereit zum Siegen oder Sterben!
Verdopp'le Deinen Muth! Der Feinde wilde Fluthen
Hemmt Friedrich; und Dein starker Arm
Und die Gerechtigkeit verjagt den tollen Schwarm,
Sie blitzt durch Dich auf ihn und seine Rücken bluten.
Auch ich, ich werde noch — vergönn' es mir, o Himmel! —
Einher vor Helden zieh'n,
Ich seh' Dich, stolzer Feind, den kleinen Haufen flieh'n
Und find' Ehr' oder Tod im rasenden Getümmel!""

Am Morgen wurde das Kleist'sche Bataillon durch ein anderes ersetzt; der Major führte dasselbe von den Außenwerken der befestigten Stadt in das Thor zurück und wollte sich dem General zur weiteren Verfügung stellen, als ihm der Befehl entgegengebracht wurde, das Bataillon in die Quartiere zu entlassen. — Er fragte den Officier, welcher ihm die Ordre zustellte, nach den neuesten Nachrichten vom Schauplatze des Krieges. — „Wir haben heute früh Briefe aus dem Lager bekommen" — rapportirte dieser — „die Schlacht ist freilich verloren, 13,773 Soldaten und 326 Officiere, 22 Fahnen und 45 Kanonen haben wir eingebüßt, aber der König ist guter Laune und das giebt Hoffnungen." —

— „Wie konnten unsere Regimenter geschlagen werden, welcher Unglücksstern waltet über dem Geschicke des Königs?“ —

— „Der Feind hatte eine geschützte Stellung auf der Höhe, der König sahe von einem Wirthshause an der Landstraße aus die günstige Schlachtordnung der Oesterreicher zwar genau, befahl aber dennoch den Angriff. Der Feind machte eine verstellte Retirade, lockte unsere Regimenter unter seine Batterien, eröffnete ein mörderisches Geschützfeuer und trieb die Cavallerie unter Ziethen und Seidlitz zurück; die Cürassiere des Prinzen Heinrich wurden geworfen und rissen die hinter ihnen stehende Infanterie in Unordnung mit sich fort. Der König sammelte sich eine Colonne wieder und führte sie selbst unter klingendem Spiele gegen die feindlichen Kanonen, aber die Soldaten sanken, die Musik verstummte, der König verlangte in großer Erbitterung vorwärts! — „Wollen die Kerle denn ewig leben?“ — soll er im Augenblicke der Aufregung gerufen haben, als ein General die Unmöglichkeit des Vordringens dem Könige vorgestellt hatte — „für dreizehn Pfennige ist's genug für heut!“ — haben die alten Grenadiere gerufen und der König gab den Angriff auf, stieg vom Pferde, setzte sich erschöpft auf einige Balken und trank aus dem Hute eines verwundeten Soldaten etwas Wasser. Doch der Rückzug auf Prag ist gedeckt, dort stand noch unsere Belagerungsarmee, der König befindet sich mit einer Abtheilung auf dem Wege nach Leit-

meritz, um dort in's Lager zu ziehen, Prinz Moriz marschirt mit den Resten seiner Colonne auf Jungbunzlau." —

— „O!" — seufzte Kleist — „wenn er uns doch noch einmal hinführte, um diese Schmach zu rächen oder nicht länger zu überleben!" —

— „Der König hat allein Ruhe und Besinnung behalten, vertrauen wir auf ihn" — versetzte der Adjutant — „er wirft den Officieren Muthlosigkeit und Pflichtvergessenheit vor, aber . . . "

— „Das ist unmöglich!" — rief Kleist leidenschaftlich — „unter ihm giebt es keinen Officier, der nicht willig für ihn den Heldentod stürbe." —

— „In ruhigeren Stunden wird der König einsehen, daß er selbst große Fehler gemacht hat; durch seine früheren glücklichen Erfolge hat er zu viel Vertrauen und zu wenig Vorsicht gebrauchen lernen, mit drei und zwanzig Bataillons kann auch kein Cäsar sechzigtausend Mann aus einer vortheilhaften Stellung vertreiben. Aber die Russen und Franzosen ziehen heran, wir haben noch das Schwierigste vor uns — Gott erhalte den König und seine Armee!" —

Mit diesem Ausrufe ritt der Adjutant weiter; Kleist lenkte niedergeschlagen und von den düstern Bildern der unglücklichen Schlacht erfüllt, das schläfrige Roß nach seinem Quartiere zurück. Oben am offenen Fenster erwartete ihn der besorgte Freund und wehete ihm schon von Ferne mit dem Taschentuche entgegen. Das schwergedrückte Gemüth erleichterte sich dadurch, daß es den gleichgesinnten aber in

der Zuversicht auf Preußens Siegeskrone unveränderlichen Gleim die Kunde überbrachte. Indessen war doch die von Lessing angeregte dichterische, zur That gesteigerte, friedlich heitere Stimmung in Kleist durch die Kriegsereignisse schnell von der alten Sehnsucht nach patriotischer Mitwirkung am Kampfe und großer That für's Vaterland zurückgedrängt worden, das militairische Interesse hatte wieder eine wehmüthige Begeisterung geweckt, zumal der Obrist von Tauenzien mit den Worten eingetreten war: — „Sie können von Glück sagen, Kleist; von Ihrem alten Regimente Prinz Heinrich sind vier Majore gefallen und von Ihrer ehemaligen Compagnie nur noch dreizehn gesunde Leute über geblieben!“ — Kleist empfand eine beschämende Trauer, daß die tapfere Schaar, der er seine Garnisonruhe hatte widmen müssen, nunmehr, nach seinem Abgange an den Gefechten vorzugsweise Theil genommen hatte.

— „Ist es nicht ein Unglück“ — seufzte er — „ein Soldat für Wachtparaden zu sein? Muß ich mich nicht vor jedem Gemeinen meiner ehemaligen Compagnie wie ein Feigling und Schulknabe schämen, wenn die Grenadierlieder ertönen und ich nicht mit einstimmen kann?“ —

Gleim schloß den Freund inbrünstig in seine Arme und sprach: — „Die Freundschaft bittet Gott um Ihre Erhaltung — einst werden neue Siegeslieder des Grenadiers durch die Nation erschallen und Sie dieselben mitsingen aus vollem Herzen. Der Mensch warte ab, was die Vorsehung will und sie hört auch auf die Gebete der Freundschaft.“ —

Kleist blickte Gleim mit Rührung und stummer Ergebung an. — „Sie sind gewiß der Herr Gleim?" — fragte der Obrist und Kleist stellte ihm den Freund flüchtig vor.

— „Der Herr Gleim ist ein frommer Mann" — sagte der Obrist von Tauenzien, dem man den Typus des Soldaten seiner Zeit sogleich ansah und dem Karte, Würfel und Wein ebenso unentbehrlich, wie Courage und Derbheit natürliche Gewohnheit waren. „„Ich bin eigentlich gekommen, um den Herrn Gleim kennen zu lernen" — sprach er — „seine Weinlieder kenne ich wie das Vaterunser und ich wollte ihn einladen, mit mir in das Weinhaus zu gehen." —

Gleim befand sich nicht in der Stimmung, obgleich er recht gut fühlte, daß Kleist mit seinen derartigen Cameraden leben mußte. — „Ich schlage vor, hier in meinem Quartier ein Glas Wein zu trinken" — sagte Kleist mit einem versöhnlichen Blicke auf Gleim, der gern mit seinem Freunde allein gewesen wäre, zumal er Lessing erwartete, der gestern Abend spät mit dem Versprechen geschieden war, am heutigen Morgen den Freund zum Vorlesen seines begonnenen „Seneca" zu veranlassen. — „Ich darf auch wol nicht fortgehen" — setzte Gleim hinzu — „da ich zu einer literarischen Unterredung den Magister Lessing erwarte." —

— „Der kommt hierher? Topp! dann bleibe ich!" — rief zu Gleim's stillem Schrecken der Obrist vergnügt und stellte seinen Degen in die Ecke. — „Ich höre den lustigen Menschen gern disputiren und schwadroniren, gehe deshalb

Morgens und Abends in die Weinstube und höre ihm zu, wie er attaquirt — „nun, Herr Gleim, hetzen Sie ihn nur recht auf, loben Sie Gottsched, Crusius, und wie die Gelehrten alle heißen, bei deren Namen ihm die Galle in's Geblüt steigt." —

Gleim und Kleist hatten wenig Lust, dem Obristen zu genügen, ersterer wünschte den Seneca zu hören, letzterer hätte, trotz der durchwachten Nacht, gar zu gern mit dem vertraueten Freunde über sein Leben und Hoffen, über den König und das Vaterland geredet, machte aber doch gezwungen eine gute Miene und befahl dem Burschen, Wein zu holen. — „Nun soll's eine lustige Stunde geben" — sagte der Obrist, indem er sich an's Fenster setzte, eine Pfeife hervorzog und dieselbe zu stopfen begann. — „Ihren Liedern nach, lieber Herr Gleim, müssen Sie auch ein lustiger Vogel sein — Liebe und Wein — hi! hi! ich kenne das, die Herren am Domkapitel wissen zu leben — nun nehmen Sie es mal mit unserem Lessing auf, der ist ein Teufelskerl, den muß ich in mein Regiment haben, entweder als Feldprediger oder Zahlmeister, ich habe ihm schon eine gute Carrière angeboten." —

— „Wo haben Sie denn den Magister kennen lernen?" — fragte Gleim — „interessiren Sie Sich etwa für Literatur?" —

— „Bei Leibe nicht, nur für Lieder, die einem Soldaten zusagen, die man bei der Flasche, bei der Dirne und im Felde singen kann. Die Grenadierlieder stimme ich oft

an, wenn ich die Soldaten zum Exerciren auf die Basteien führe. Den Lessing lernte ich im Wirthshause, wo ich Pharao zu spielen pflege, kennen, er versteht das Spiel auch, aber kann nicht vorsetzen, da er pouvre ist, darum amüsire ich mich an seinen witzigen Redensarten, auf Paroli habe ich geschworen, daß ich eine gute Stelle im Regimente für ihn ausfindig mache.“ —

— „Es wäre drollig, den Lessing noch einmal in der preußischen Armee wieder zu finden!“ — sagte Gleim zu seinem Freunde und Kleist erwiderte halblaut: — „der Weltbürger gehört in das Kampffeld der Geister, der Patriot allein kämpft rühmlich für diese Erde.“ —

Wirklich traf Lessing bald darauf ein; er wunderte sich, den Obristen des schon länger in Leipzig garnisonirenden Regimentes hier zu finden und schien von dessen Gegenwart nicht angenehm überrascht zu werden. Der Wein half aber mit, die heitere Stimmung zu behaupten, indessen der Obrist wartete vergebens auf den gewünschten Streit. — „Nun! — Herr Gleim“ — rief er — „behaupten Sie einmal etwas — ich habe aus Ihren früheren Reden wol gemerkt, daß Sie ein frommer Mann sind — sagen Sie, was Sie wollen, von Gott und allen Heiligen, mein künftiger Feldprediger wird darauf dienen.“ —

— „Herr Obrist“ — fiel Lessing ein — „haben Sie ganz vergessen, daß Sie mich vor wenigen Tagen zum künftigen Regimentszahlmeister ernannt haben? Zum Feldprediger passe ich nicht, denn ich bin Freigeist.“ —

— „Ganz richtig! Hören Sie, Herr Gleim, geben Sie mal zur Ehre des Halberstädtischen Domes diesem Freigeist einen Hieb, den er pariren muß.“ —

— „Ist nicht nöthig, lieber Obrist, Herr Gleim und ich verstehen sich schon lange, wir haben uns noch nicht einmal gestritten.“ —

Da Lessing nicht sogleich redselig, witzig und streitlustig wurde, wie der Obrist zu seiner Ergötzung gewünscht hatte, so ergriff er ungeduldig das Glas und trank ihm aufmunternd zu: — „zum Teufel! Magister, Sie sind ja heute so tuckmäuserisch? Giebt's keinen Gottsched, Crusius mehr? Hetze doch Einer mal den Hasen aus dem Kohle!“ —

Ganz ohne Arg und gewiß nicht in der Absicht, dem Obristen zu genügen, sprach Gleim: — „Gottsched ist der einzige Dichter, dem bisher unser König eine Aufmerksamkeit erzeigt hat — weil er glaubt, daß derselbe national deutsch sei.“ —

— „Was?“ — fuhr Lessing zornig dem erschrockenen Gleim in die Rede — „dieser „duns“ national? Gafft er nicht immer auf das Ausland? Behandelt er unsere alte Volksliteratur nicht mit verächtlicher Vornehmheit?“ —

— „Bravo! — jetzt geht's los! Recht so!“ — rief der Obrist und rieb sich die Hände.

— „Und diesen undeutschen Menschen bemerkt der König?“ — fuhr Lessing fort; — „natürlich, weil er französische Galanteriewaare in deutschen Etuis feil bietet.“ —

— „Ist der König daran schuld, daß er uns nicht

kennt?" — sprach Gleim — „sollen wir uns nicht angeregt fühlen, ihm die Anerkennung abzuzwingen?" —

— „Dann, lieber Kleist, rücken Sie erst mit einigen guten Grenadieren vor die Akademie in Berlin, spießen Sie alle Ausländer auf's Bajonet, setzen Sie deutsche Gelehrte auf die Plätze und Sie, lieber Gleim geben dem Könige Unterricht in der deutschen Sprache, damit, mit besserer Orthographie, auch sein Geist deutsch denken lernt." —

— „Halt!" — fiel der Obrist ein — „nichts mehr von unserem großen Könige, aber immer auf Gottsched, nur zu!" —

— „Die Franzosen rücken gegen uns zu Felde" — bemerkte Kleist — „vielleicht wird er als ihr Sieger auch ihren geistigen Einfluß beschränken. Ich vermag seit dieser Nacht nur an den Krieg zu denken, mir klingen die Worte des singenden Grenadiers unaufhörlich in den Ohren, ein neues Lied ist nöthig, bald, bald zu Preußens Ehre!" Gleim sahe mit leuchtenden Blicken den Freund an und drückte ihm in dem Drange der Sympathie verstohlen die Hand. — „Ja, der Grenadier wird singen und jubeln, wenn der neue Sieg gewonnen ist" — sagte er mit Zuversicht — „der Grenadier wird noch viele Schlachtgesänge singen, so Gott will!" —

— „Das müßte ein Anderer übernehmen, der auch den Mund auf der rechten Stelle hätte," — meinte der Obrist — „da der Grenadier, wie gesagt wird, in Kleist's ehemaliger Compagnie stand und diese bei Kollin bis auf drei-

zehn Mann zusammengehauen ist, so hat er auch gewiß das letzte Lied bei Prag gemacht." —

— „Glauben Sie das nicht" — fiel Gleim eifrig ein — „den Dichter beschützt der Kriegsgott, der Grenadier ist bei Kollin gewiß nicht gefallen." —

Die Bestimmtheit, womit Gleim dies behauptete, veranlaßte Kleist, seinen Freund groß und fragend anzusehen; Begeisterung flammte beim Auftauchen eines stillen Gedankens aus den zärtlich redenden Augen, er schwieg aber und gab sich einem sinnenden Verkehre mit seinen Vorstellungen und Empfindungen hin. Der Obrist merkte, daß er in der Hoffnung auf einen Streit sich verrechnet hatte, trank aber um so eifriger Wein und ging dann zur Wachtparade. — Die drei Freunde waren allein und Lessing forderte den Seneca. Fast gezwungen holte Kleist das Manuscript hervor und sprach: — „Ich zweifle, daß er vollendet wird, wenn ich nicht zuvor den frischen Muth einer gewonnenen Schlacht in mir fühle." — Lessing sahe ihn mit blitzendem Stolze an — Kleist empfand die stumme Beschämung dieses Blickes und sprach, das Manuscript des Trauerspiels an Gleim reichend: — „Da, Freund, hierzu hat mich Lessing verurtheilt, ich bin schon zufrieden, wenn das Stück rühren kann — ich habe das Mitleid zu erregen gesucht, urtheilen Sie!" —

— „Dann rühme ich es schon in Voraus" — erwiderte Gleim in vertraulicher Weise — „wer hätte wol ein mitleidigeres Herz, als Sie?" —

Zehntes Kapitel.

Der Sommer war verstrichen, die paar Wochen, welche Gleim zum Besuche anwesend gewesen war, gehörten der Erinnerung an; die Kriegsereignisse hatten das Land unsicher vor feindlichen Einfällen gemacht und früher, als Gleim anfangs beabsichtigte, hatte er nach Halberstadt zurückkehren müssen, da man, der Lage der Kriegsheere nach, auf Alles gefaßt sein mußte und schon die Gegenden der Elbe im preußischen Lande von feindlichen Streifcorps beunruhigt worden waren. Diese Furcht war keine unbegründete gewesen, denn im September dieses Jahres waren die Franzosen, als Feinde Friedrich's, raubend, sengend und plündernd auch in Halberstadt eingedrungen, wo der Herzog von Richelieu sein Corps einquartirt hatte. Werfen wir einen allgemeinen Blick auf die Zustände des preußischen Heeres, so erscheint die Lage des Königs eine bedenkliche, das Land in großer Gefahr und der Gewinn früher errungener Siege sehr zweifelhaft. Seit dem Frühjahre war das Lied des preußischen

Grenadiers verstummt und wenn derselbe auch nicht bei Kollin gefallen sein sollte, was man glaubte, so hatte er doch nichts Rühmliches zu singen gehabt.

Nach der unglücklichen Schlacht bei Kollin, deren Ausgang der erzürnte König wol mit Unrecht der Pflichtvergessenheit der Officiere zuschrieb und weßhalb er dem Fürsten Moritz von Dessau nicht eher eine Ehrenwache im Lager gestattete, bis dieser sich gegen den König völlig gerechtfertigt hatte, war die Armee bei Leitmeritz und Jungbunzlau versammelt geblieben, um die Ereignisse und die Pläne des Königs abzuwarten. Dieser fand seine Ruhe mit fast stoischem Gleichmuthe in der Lectüre philosophischer Bücher und der Correspondenz mit seinen gelehrten Freunden wieder und die Personen, welche ihn im Lager mit den Lucrez beschäftigt sahen, dessen dritten Gesang er vorzugsweise aufgeschlagen hielt, hätten nicht daraus abnehmen mögen, daß es sich um Krone und Land in dieser Zeit handelte, obwol die Briefe, welche er an d'Argens in Berlin und Marishal in Neufchatel schrieb, das Ringen eines starken Geistes verriethen, der über Schmerz und Unglück Meister zu werden suchte und selbst in den Humor des Philosophen sich zu versetzen vermochte. Es regte aber seinen Ehrgeiz an, von den übermüthig gewordenen Feinden nur als ein Markgraf von Brandenburg taxirt zu werden und doch allein, als ein Enkel des großen Kurfürsten, den Kampf mit Russen, Oesterreichern, dem ganzen Deutschland und einem Corps von hunderttausend Franzosen aufnehmen und bestehen zu müssen.

Die österreichische Armee unter dem Prinzen Karl und General Daun vertrieb zunächst im Anfange des Juli die Preußen unter dem Prinzen August Wilhelm aus dem festen Lager bei Jungbunzlau und da der König dadurch gezwungen wurde, gleichfalls an einen weiteren Rückzug aus Böhmen zu denken, so entließ er im ersten Zorne den Prinzen aus der Armee und rief dadurch Zerwürfnisse im königlichen Hause und Mißvergnügen in der Armee hervor, eine leidenschaftliche That, welche wol in der tief erschütterten Stimmung des Königs eine Entschuldigung finden dürfte, da er wenige Tage vorher die Nachricht vom Tode seiner heißgeliebten Mutter erhalten hatte. Der große Feldherr, der Tausende seiner treuesten Soldaten mit Fassung hatte sterben sehen, saß weinend in seinem Zelte und suchte Trost im Ergusse seines Schmerzes, indem er an den Freund d'Argens schrieb. — Inzwischen war die französische Armee über den Rhein gegangen und unter Marschall d'Estrées bis Münster vorgedrungen; der Herzog von Cumberland, welcher mit Friedrich's verbündeten Truppen hier schützen sollte, hatte sich zurückgezogen und den Franzosen das hessische, hannoverische und braunschweigische Land preisgegeben; Herzog von Richelieu bewog den englichen Befehlshaber durch eine Convention in Kloster Zeven, am 8. September, seine Truppen zu entlassen und alsbald breiteten sich die französischen Corps gegen Preußen aus, wo schon 25,000 Mann unter dem Prinzen von Soubise, einem Günstlinge der Pompadour, nach Erfurt vordrangen und Sachsen zu be-

freien beabsichtigten. Gleichzeitig war ein russisches Heer in Ostpreußen und eine schwedische Armee in Pommern eingedrungen und am 30. August wurden die Preußen bei Großjägerndorf geschlagen. Die Aufregung des bedrohten preußischen Volkes und die Hoffnungslosigkeit der getreuen Streiter für König und Vaterland stieg um so höher, als der König den Franzosen nach Thüringen entgegenzog, aber gleichzeitig, am 7. September, der österreichische General Daun die Preußen bei Moys angriff, zurückdrängte und Schlesien gefährdete. General von Winterfeld war dabei tödtlich verwundet, das Unglück stürmte von allen Seiten auf den hartbedrängten König ein, der mehre Nächte einsam in seinem Zelte durchwachte und endlich sein Herz in einem Gedichte an seine Schwester in Baireuth zu ermuthigen suchte. Neue Schreckensposten liefen ein; die Franzosen unter Soubise waren zwar vom General Seidlitz wieder aus Halle, Leipzig und Gotha vertrieben, aber der österreichische General Hadik hatte mit viertausend Croaten einen Streifzug nach Berlin gewagt, am 16. October die unbefestigte Stadt überfallen, gebrandschatzt und schnell wieder verlassen, während Friedrich mit seinem vereinten Heere zwischen Elbe und Saale gegen Leipzig rückte und am 15. October daselbst einzog.

So war das Ende des Octobers gekommen; in und um Halberstadt hatte der französische Feind sich in großen Massen gesammelt, französische Sprache ertönte auf den Straßen und in den Häusern. — Gleim schritt vor dem Thore am Wasser auf einem verwüsteten Platze umher, der

früher sein Garten gewesen war, den er sich in den letzten Jahren erworben und wo er seine angenehmsten Sommertage in dichterischer Ruhe verlebt hatte. Traurig überblickte er die Reihe niederer Baumstumpfe, welche von seiner schönen Lindenallee übrig geblieben waren; alle, von seiner Hand sorgsam gepflegten Blumen und Sträucher waren verschwunden, das Erdreich war von den Spuren der Geschütze und Rosse aufgewühlt, sein betrübter Blick gleitete über das Bild der Verwüstung weiter und höher in die Ferne und schwere Gedanken fesselten ihn lange auf einen Punkt am grauen, geheimnißvollen Horizonte in Südost. — Oft schon hatte er in den Tagen der Verwirrung in jene Gegend geschauet, als erwarte er eine Noahstaube, die ihm ein Oelblatt des Friedens bringen sollte. Es war die Gegend, wo er Leipzig's Himmel suchte, wo sein Kleist lebte und von dessen Schicksale er seit dem Eindringen der Franzosen nichts erfahren hatte. — „O!" seufzte er — „der Krieg mag mir Alles rauben, wenn er mir nur meinen Kleist läßt! Dieser Garten, der mein Paradies war, mein einziges Vergnügen, an dem ich den ganzen Frühling und Sommer gearbeitet hatte, ist in zwei abscheulichen Stunden zur Wüstenei gemacht, aber mit ihm ist ja nur mein Vergnügen dahin. — Wie viel tausend arme Leute haben in diesen Tagen ihr einziges Lamm, ihr einziges Huhn, ihren einzigen Baum verloren — was klage ich? Als ich das letzte Mal in dieser Lindenallee ging, die nicht mehr ist, da schrieb ich seit vierzehn Jahren das erste scherzhafte Lied wieder, um es

meinem Kleist als Ermunterungszeichen zu senden — doch nein, ich will nicht klagen, ich habe dem Himmel so viele gute Tage zu danken, daß ich die bösen schon mitnehmen muß. — O! wann wird in Preußen das erste jubelnde Grenadierlied wiedertönen! Gott! lieber Gott! erhalte den König und meinen Kleist!" —

— „Monsieur Gleim!" — rief eine schnarrende Stimme — „nous avons Vous cherché dans toute la ville, allons! Monsieur! faites Votre service!" — Gleim schreckte auf und sahe einen französischen Officier in graziöser Zierlichkeit und selbstgefälligem, hüpfenden Gange näher kommen. Er zog eine elegante Bonbonière hervor, nahm ein Stückchen Confitüre zwischen die lächelnden Lippen, bot Gleim mit flüchtiger Artigkeit davon an, was dieser höflich ablehnte und fuhr fort in französischer Sprache, während er sich auf den kleinen Füßen schaukelte und im kleinen Handspiegel die duftende Kopftoilette ordnete: — „Monsieur, da Sie so ein gescheidter und wohltournirter Mann sind, daß Sie der Ehre werth wären, ein Franzose zu sein, so will ich nicht schelten mit Ihnen, weil Sie vergessen haben, in's Büreau zu kommen. Sie sollen die barbarische, ungeschickte Sprache der Deutschen verdolmetschen, es ist neue Einquartierung angekommen, der Franzose hält's für Grobheit und Widerstand, wenn ein deutscher Barbar den Mund aufthut." —

Gleim sahe ihn mit lächelnder Ruhe an; dann erwiderte er französisch: — „Monsieur! wohin wollen Sie

noch Leute einquartieren, da hier kein Haus mehr ist, wo nicht schon ein Comte, Duc, oder gar Prinz von Geblüt läge?“ —

— „Sie müssen den Einwohnern verständlich machen, daß wir Herren der Stadt sind, daß wir bald Herren von Preußen sein werden und uns Alles gehört — Monsieur, Sie müssen wissen, daß der König Friedrich ausgespielt hat.“ —

— „Himmel!“ — seufzte Gleim in deutscher Sprache — „solche Menschen wollen unseren großen Friedrich zu Boden werfen? Das sollte mir nicht genug Muth geben, an den Sieg unseres Königs zu denken?“ —

— „Monsieur, sprechen Sie französisch — was sagen Sie da?“ —

— „Ich freue mich über Ihren schönen Duft, den Sie um sich her verbreiten.“ —

— „Ha! das ist ächte Pariser Pomade und Eau de Rose, das wird allein für den Salon der Madame de Pompadour bereitet und ein jeder Franzose von Stande liebt keine andere Qualität. Kommen Sie, da fällt mir ein, daß mehre Officiere von guter Familie sich beschwert haben, in ihren Quartieren keine gute Spiegel zu haben, auch bekommen viele Herren von der ungewohnten Lebensweise, den ungeheizten Zimmern und dem deutschen Essen Kolik, machen Sie den Leuten verständlich, daß die Chambre confortable sein muß, die Küche parisisch, die Spiegel groß, um gehörig

Toilette machen zu können. Auch sollen Zahnstocher geliefert werden!" —

— „Ihr Salonritter und Pomadenhelden!" — murmelte Gleim — „Ihr wollt unserem Friedrich was thun?" —

— „Monsieur — qu'avez vous dit?".

— „Ich wundere mich darüber, daß Sie so viele Mannschaft nöthig haben, um die schwachen Preußen zu schlagen!" —

— „Viele Mannschaft? Pas du tout;, wir haben nicht weniger, wenn wir in's Feld ziehen; aber Ihr Preußen kennt nur die Wachtparade; — wenn es zum ersten und letzten Kampfe mit den Preußen kommt, so wird unser Prinz von Soubise nur mit Trommeln und Pfeifen den Marquis von Brandenburg wegjagen; es geschähe ihm zu viel Ehre, die Kanonen zu gebrauchen, und der Prinz hat schon nach Paris gemeldet, daß er den Gefangenen der Marquise de Pompadour zur Verfügung stellen werde und wir Officiere wollen am Tage nach der Schlacht große Toilette machen, um den König bei dem Prinzen Soubise empfangen zu können." —

— „O! Schwätzer! verständest Du doch deutsch — wie wird Dich jeder Grenadier unseres Königs tractiren!" — dachte Gleim ärgerlich, als der duftende französische Ordonnanzofficier des Herzogs Richelieu neben ihm hertänzelte und beide soeben das Thor passirten. Gleim war nämlich von dem französischen Befehlshaber zum Dolmetscher auser-

sehen, da er der Sprache nicht nur völlig gewachsen, sondern auch durch seine geistige Bildung den französischen Officieren ein Gegenstand der Aufmerksamkeit geworden war. Der günstige Umstand, daß ein in sein Haus einquartierter Officier, welcher anfangs wie ein böser Feind darin herrschen und sogar Gleim's Bibliothek zerstören lassen wollte, unerwarteter Weise die vorzüglichsten Schriftsteller seines Landes entdeckte, die er selbst mit Stolz verehrte, ließ Gleim in der Meinung des Officiers als einen Franzosenfreund erscheinen, der, nunmehr mancher Last enthoben, zum Dolmetscher gewählt und bald mit den Officieren bekannt wurde. Er hatte dieses Amt um so bereitwilliger übernommen, als es ihm täglich Gelegenheit darbot, die Miteinwohner vor Unbill zu schützen, wozu sprachliche Mißverständnisse nur zu leicht führten, indem Nichtverstehen der Sprache den übermüthigen Parisern wie Widerstand oder Geringachtung klang. Aber, obgleich umringt von den französischen Feinden, versäumte Gleim dennoch nicht, in die Herzen der gedrückten Einwohner den Muth der Zuversicht auf Preußen's Sieg zu tragen und die Verluste und Erpressungen durch die Hoffnung auf den Ruhm der nationalen Wiedererhebung im Gemüthe der Zagenden und Nothleidenden auszugleichen.

Gleim hatte seine Dienste in der Quartierangelegenheit zu Gunsten seiner Mitbürger beendet, er that das mit einem gewissen Mitleid, da er die feste Ueberzeugung hegte, daß diese geschwätzigen Renommisten und duftenden Toilettehelden

dem Vaterlande nicht mehr Schaden zufügen konnten, als etwa eine zeitweise Landplage, mochte sie als Ungeziefer oder Seuche auftreten. Das tröstete ihn und erhielt seinen Muth gefaßt und fröhlich. Da er nicht allein Dichter, sondern auch musikalisch genug war, um kleine Lieder selbst zu componiren, so hatte er in dieser Zeit manches eigene und fremde Lied sangbar gemacht und sich an den französischen Feinden dadurch gerächt, daß er ihnen ächt preußische Trink- und Volkslieder vorsang, von denen sie kein Wort verstanden, aber die sie doch zum Weine vorlieb nehmen mußten.

Uebrigens lebte Gleim in seinem Hause so gemüthlich, wie die Umstände es erlaubten, die französischen Officiere suchten seinen Wein, einige gelehrte Herren vom Militair, welche nur der Ehre wegen den Feldzug mitgemacht hatten, wollten dem deutschen Dichter gegenüber, wofür sie ihn erkannten, weil er französische Schriftsteller verstand, imponiren und kamen zuweilen zu ihm, um groß zu thun. Die Stunden der Ruhe aber, welche sein Dolmetscheramt ihm übrig ließ, suchte er durch Lesen und Dichten zum Ersatze des Tages und der Qual französischer Phrasen sich angenehm zu machen.

Der letzte October war gekommen, die frühe Abenddämmerung lagerte sich über die unruhige, von fremden Truppen überfüllte Stadt und Gleim saß, nach einem vielbeschäftigten Dienste des Tages, in seinem Arbeitsstübchen, umgeben von den Bildnissen der Freunde. Mit sehnsüch-

tigem Wunsche blickte er auf die leere Stelle an der Wand, wo das Portrait Friedrich's sonst zu hängen pflegte, aber jetzt aus Vorsicht versteckt, im sicheren Schranke ruhte, um es dem Spotte oder der Zerstörung von Seiten der frivolen Franzosen zu entziehen. Seine Blicke ruheten auf Kleist — auf Klopstock, Uz — er hatte Lessing's Bild anfertigen lassen und es neben Kleist aufgehängt — manche Empfindungen und Contraste bewegten seine Seele. Er ließ die Lebensbilder seiner Freunde durch die dämmernde Ruhe dieser Abendstunde vorüberziehen. — „Kann ich Euch denn gar nicht um mich versammeln!“ — sprach er sinnend — „sollte meine schönste Hoffnung des Lebens nicht Wirklichkeit werden können? Ist es nicht allein der Krieg, der uns noch trennt, da es ja eine Akademie des Friedens sein soll, welche uns brüderlich vereinigt? — Oder — seid Ihr vielleicht selbst auf eigenen Pfaden des Wirkens begriffen, die das gemeinsame Band trennen? — Gebet mir Antwort, Freunde — wie lebt Ihr?“ — Sein Auge ruhete zufällig auf Klopstock — er, der Glückliche, war Meta's Gatte geworden und lebte, fern vom Kriegsgebrause, in friedlicher Abgeschiedenheit in Lingbye, aber dem deutschen Vaterlande entfremdet, wo im letzten Herbste auch sein Vater gestorben war — er lebte allein dem messianischen Reiche der religiösen Dichtung und der innigen Seelenverwandschaft seiner Meta, die ihm den Himmel in dieses Leben verpflanzt hatte; — auch Cramer lebte nicht mehr in Quedlinburg, er war dem Freunde nach Copenhagen gefolgt, wo er als Kanzel-

redner an der Hofkirche glänzte, und an das deutsche Vaterland nicht dachte; — da winkte ihm Uz'ens freundliches, listig blinzelndes Antlitz zu, er sang nach wie vor in Anspach seine anakreontischen Lieder der Liebes- und Weinlust, und überraschte die Freunde mit poetischen Episteln, aber auch er, der mit Liebe tändelnde Sänger, hatte die Enttäuschung ernster Gefühle erleben müssen, denn seine Geliebte, die Schwester Grötzner's, die ihm einst beim Abschiede von Römhild die ersten drei Küsse gegeben hatte, war schon seit vergangenem Jahre an einen Andern, den Bürgermeister Gruner in Coburg, verheirathet — Uz hatte mit Gleim und Kleist dasselbe Schicksal gehabt! Gleim's Seele suchte nach den Sympathien seiner Vaterlandsliebe, welche er um so höher fühlte, als die Noth am größten war, er dachte an Kleist und Ramler — beide hätte er gern nur diesen dämmernden Abend bei sich haben mögen, um das von französischem Gewirre betäubte Gemüth mit dem Tone der Begeisterung für den König zu erquicken; Ramler hatte in Berlin seinen Sulzer, um sich in der Bewegung des Gemüthes in ein verwandtes Herz zu ergießen, Kleist klagte das Schicksal an, ihn zum Heldenthume für Friedrich berufen, und, neidisch seiner Kraft, zur Ruhe verurtheilt zu haben — „was klage ich über Einsamkeit?" — rief Gleim aufspringend aus — „habe ich nicht die Muse? kann ich nicht ein Lied zu meinen Landesbrüdern, zum Volke nnd Heere reden, wie ich's fühle?" — Es klang ein Gesang in seiner Seele, muthig, siegeskühn, stolz

— „ich will's versuchen, ein Grenadierlied zu schreiben!“ —

Er ergriff die Feder, aber es wollte der Jubel des Siegesliedes nicht in die rechten Worte brausen, unbefriedigt durchstrich er die paar geschriebenen Zeilen wieder und setzte sich an das Klavier, um durch patriotische Melodien seine Empfindungen zu entschädigen. Da trat seine Nichte, Dorothea Gleim, mit einem brennenden Lichte in die Stube, setzte sich still auf den nächsten Stuhl und gab dem aufblickenden Vetter durch Geberden zu verstehen, daß sie nur zuhören und nicht stören wolle. — Aber nicht lange sollte diese Ruhe und musikalische Erhebung dauern, die erinnerungsreiche Stimmung des Friedens, in welche die alten preußischen Volsmelodien sie versetzt hatten, wurde durch ein heftiges Klopfen an der Hausthür unterbrochen. — „Um Gotteswillen!“ — rief Dorothea, vom Stuhle erschrocken an das Fenster eilend, ohne in der ersten Angst daran zu denken, daß dasselbe nach dem kleinen Gärtchen hinausging, — „man hat gewiß das Spiel der deutschen Lieder gehört und will das Haus stürmen.“ —

— „Zum Glück verstehen die Franzosen nichts davon“ — erwiderte Gleim, das Licht ruhig in die Hand nehmend und die Thür öffnend — „ich will sehen, was es giebt, vielleicht kommt unsere Einquartierung heute früh nach Hause.“ — Ohne Furcht riegelte er die Hausthür auf und war erstaunt, statt der vermeintlichen Franzosen, Halberstädtische Bürgersleute zu treffen, welche ihn in großer Auf-

regung anflehten, mit ihnen zu gehen, da sie sich den Fremden nicht verständlich machen könnten und dieselben schrecklich im Hause wirthschafteten, weil sie das Bild des Königs darin gefunden hätten. — Gleim, der schon oft zur Hülfe seiner Mitbürger hinzugeeilt war, ließ sich nicht lange rufen, er eilte hinauf, um seinen Hut zu holen, sprach zu der geängstigten Nichte: — „wie danke ich Gott, etwas Französisch gelernt zu haben, ich kehre bald zurück, riegele das Haus hinter mir zu und lösche das Licht aus" — und folgte den bedrängten Bürgersleuten. Es war ein Handwerker mit Weib und Schwager, welche Hülfe gesucht hatten. Sie erzählten ihm unterwegs, daß heute neue Einquartierung gekommen sei, ein junger Officier mit vornehmer Miene, nebst zwei Soldaten, daß er sein Quartier mit Geringschätzung behandelt, getobt und eine Menge verlangt habe, das sie nicht verstehen könnten; darauf habe er selbst die Schränke aufgebrochen und mit dem Degen darin herumgesucht, plötzlich aber das Bild Friedrich's gefunden, es den erschrockenen Leuten hohnlachend und drohend vorgehalten, mit dem Degen durchbohrt und seinen Soldaten vor die Füße geworfen. — „Ach!" — weinte die Frau — „meine arme Tochter ist auf dem Boden schon seit drei Tagen versteckt, weil der Officier des Nachbarquartiers sie zur Gesellschaft verlangt und, da er sie nicht findet, die neue Einquartierung gewiß aufgehetzt hat, Uebles an uns zu thun." —

Gleim sprach ihnen Muth und Hoffnung ein und hatte bald das Haus erreicht. Vor der offenen Hausthür auf

deren Flur eine qualmende Oellampe brannte, standen mehre französische Soldaten und rauchten aus kurzen Thonpfeifen mit geschwätziger Gemüthlichkeit, als hörten Sie die Wirthschaft im Hause nicht.

— „Platz da!“ — rief ihnen Gleim französisch zu und die Rauchenden stutzten, sahen ihn groß und zweifelhaft an, um ihn zu erkennen, traten zur Seite und folgten dem Durchschreitenden neugierig nach auf die Flur. — „Da ist der Wütherich!“ — flüsterte der Bürger, indem er durch die offene Stubenthür auf die Gestalt zeigte, welche auf einem Lager ausgestreckt lag. — „Ach!“ — wimmerte die Frau — „da haben sie meinen besten Kanapee aus der Visitenstube heruntergebracht und da liegt er darauf, macht ihn mit Pomade fettig, während wir uns kaum hineinzusetzen wagten!“ —

Gleim schritt in die Stube, die Oellampe von der Hausflur mitnehmend und leuchtete dem Liegenden nahe vor das Gesicht; dieser wollte mit dem feinen lakirten Stiefel, unter Fluchworten, einen Tritt gegen den unverschämten Mann ausüben, der ihm aber durch eine französische Anrede zuvorkam, die diesen stutzig machte, so daß er aufsprang, sich keck vor Gleim aufstellte und hochmüthig ihn mit stolzen Blicken maß.

— „Monsieur!“ — sprach Gleim entschlossen“ — was treiben Sie hier? Wollen Sie dem galanten Rufe der französischen Nation Abbruch thun? Aus Ihrem Benehmen

muß ich schließen, daß Sie nie die Ehre gehabt haben, den Salon des Versailler Hofes zu betreten.“ —

— „Monsieur! je suis le Marquis de Vermillon, page de la reine — et Vous?“ —

— „Ich stehe im Service des Herzogs Richelieu“ — versetzte Gleim mit Klugheit — „und lasse es mir zur angenehmsten Pflicht dienen, die Franzosen in ihren Quartieren zu beruhigen.“ —

— „Eh bien, excusez, que je demande“ — versetzte der junge Officier sich keck aufrichtend, um größer als Gleim zu erscheinen — „un coïffeur, pour faire ma toilette, un marchand de mode, pour ordonner un habit noir, un cordonnier, qui a des souliers parisiennes, pour choisir le chaussure pour le bal; je veux aller ce soir au duc.“ — Und mit wüthendem Blicke auf die ängstlich horchenden Bürgersleute setzte er hinzu: — „ces barbares allemandes s'opposent à mes ordres.“ —

— „Mein Herr, diese guten Leute verstehen kein französisch; einen Friseur haben wir wol in Halberstadt aber keinen Pariser Coïffeur, hier finden Sie weder Läden mit fertigen Herrenmoden, noch Schuhhandlungen, Sie vergessen, daß Sie im Kriege sind und in Halberstadt.“ —

— „Un mauvais village, ici“ — schnarrte der junge Officier — „Sacre nom dieu! im Lager des Prinzen Soubise, woher ich komme, hat man Alles, um sogleich einen Bal en grande tenue zu machen, was fange ich an?

Schicken Sie sofort einen Expressen nach der nächsten großen Stadt.“ —

— „Das geht nicht, Sie müssen den Ball unbesucht lassen, wenn Sie nicht in Uniform erscheinen dürfen; übrigens irren Sie Sich ohne Zweifel, denn der Ball ist auf den fünften November verschoben.“ — Gleim hatte nämlich erfahren, daß die Töchter der angesehensten Familien durch einen Tagesbefehl zum Balle commandirt waren. — „Ich werde auch dabei sein“ — setzte er hinzu — „also beruhigen Sie Sich.“ —

— „O! mon dieu!“ — seufzte der Offilier gähnend und gelangweilt dehnend — „wie soll man den Abend hinbringen?“ — Die rauchenden Soldaten hatten sich ebenfalls in die Stube gedrängt und ein Portrait vom Boden aufgenommen, welches durchstochen war und das sie jetzt am Lichte näher betrachteten. Einer wollte eben mit geschwärztem Finger unter traurigen Seitenblicken der Bürgersleute einen Schnurrbart darauf malen, als Gleim das Bild des Königs erkannte und, seine Klugheit vergessend, mit patriotischem Zorne das Bild aus der Hand des Soldaten riß und entrüstet ausrief: — „Wer hat das gewagt? Pfui! das hat kein Franzose von Bildung gethan!“ — den letzteren Zusatz gab ihm die rasch wiederkehrende Klugheit ein, da der junge Officier trotzig rief: — „das habe ich zum Zeitvertreib gethan, was wollen Sie davon?“ —

— „Monsieur!“ — fuhr Gleim fort, das zerstochene Gemälde dem Officier vorhaltend — „sehen Sie den König

von Preußen an und schämen Sie Sich, die gute Sitte des französischen Edelmannes beleidigt zu haben. Sie kommen aus dem Lager des Prinzen Soubise und werden die Antwort kennen, welche vorgestern der Herzog von Crillon dem Vorposten-Lieutenant Brunet gegeben hat, als dieser den König am anderen Ufer der Elbe stehen sah und anfragte, ob es erlaubt sei, den König todt zu schießen. Herr, antwortete der Herzog — und diese Worte sind heute schon in alle Welt verbreitet, so weit die französischen Truppen gelangt sind — Sie sind nicht hingestellt worden, um feindliche Generäle zu erschießen, am Wenigsten, um die erlauchte Person eines Königs, welche stets geehrt werden muß, zu verletzen. — Fühlen Sie nun, Marquis, der Sie Page der Königin sind, wie malhonnet Sie gehandelt haben, das Bild des Königs zu beschimpfen und zu verletzen?" —

Der junge Lieutenant war ganz verdutzt und wollte einige Entschuldigungen erwidern, aber Gleim fuhr fort: — „Haben Sie nicht im Lager vernommen, daß Prinz Soubise befohlen hat, zum Empfange des nächstens gefangenen Königs große Toilette zu machen und den Gefangenen der Frau von Pompadour zuzuführen? — Glauben Sie, daß diese Dame ihn beleidigen würde? Herr! machen Sie Ihr Vergehen wieder gut, damit ich es dem Herzoge nicht melde." —

Man sahe dem jungen Franzosen an, daß er beschämt war; er wollte aber seine Verlegenheit unter die freundlichen Worte verstecken: — „Monsieur! j'ai l'honneur d'un

Francais, je vous assure mon respect, restez, buvons!" — Und mit befehlerischem Tone rief er den Bürgersleuten zu: — „Servez du vin!" —

— „Diese armen Leute haben keinen Wein, gehen Sie mit mir in meine Wohnung, ich will Sie mit Wein tractiren." — Man merkte, daß es dem Stolze des jungen Marquis entgegen war, dies Anerbieten anzunehmen. — Gleim wollte aber noch mehr von ihm verlangen. — „Monsieur — wenn wir uns am sechsten November auf dem Balle des Herzogs Richelieu wiedersehen, dann hoffe ich Sie als Mann von Ehre zu treffen — es ist ihre Pflicht, diese guten Leute, wo Sie einquartiert sind, gut zu behandeln und nöthigenfalls gegen Ihre Untergebenen zu schützen. Versprechen Sie mir das?" — Der Officier wollte seine Cavalier-Galanterie, die ihm, wie Gleim bald erkannt, und welche er deshalb direct angegriffen hatte, nicht zweifelhaft lassen, schlug willig in die Hand Gleim's ein und sprach: — „Monsieur, ein Franzose kennt die Pflicht der feinen Sitte, ich werde Ihnen meinen Besuch morgen machen." —

Die Soldaten stimmten, da sie der Officier vorhin hinausgewiesen hatte, auf der Hausflur ein französisches Spottlied auf Preußen an. Gleim erglühete vor innerem Unwillen und fragte die Bürgersleute, ob sie auch zu singen verständen, etwa die Lieder vom preußischen Grenadier? — „Wer sollte die nicht kennen!" — antworteten sie — „Gott gebe bald ein neues dazu!" —

— „So wollen wir das Alte auch einmal singen!“ — rief er, indem er das Bild Friedrich's an die Wand hing — und zum Officier gewandt, in der Ueberlegenheit des Humors, sagte: — „Marquis, Ihre Leute singen draußen und der Deutsche pflegt darauf zu dienen, wir haben auch Lieder, die wir singen, wenn wir es gut meinen und da wir nun einmal uns verstanden haben, so hören Sie auch noch ein deutsches Liedel an.“ —

Und herzhaft, voll Begeisterung begann er:

„„Der König lebe, denn er ist
Der beste Mann im Reich.“ — ꝛc.

Die Bürgersleute sangen zaghaft mit, der Officier und die verstummenden Soldaten horchten wohlgefällig auf die muntere Melodie und letztere, ihr Pfeifchen im Munde, fingen an zu tanzen. — „Das hört sich gut an“ — sagte der Officier — „das mag im französischen Munde noch besser klingen. — Monsieur, wo ist ein Wirthshaus?“ — fragte er dann — „wo man soupirt?“ —

— „Ich werde Sie hinführen“ — antwortete Gleim, der diesen Entschluß, außer dem Hause zu speisen, als gute Wirkung seiner Unterredung betrachtete. Unter dankbaren Blicken der Bürgersleute entfernte er sich mit dem Officier und verließ diesen vor dem Kaffeehause, aus welchem lautes französisches Geräusch erscholl. Auf dem Heimwege nach seiner Wohnung hörte er in einer dunklen Thür menschliches Seufzen; er erkannte eine Frau, welche traurig die Straße

entlang spähete. — „Was fehlt Euch?“ — fragte Gleim hinzutretend. — „Ach, Sie sind's, Herr Gleim? Lieber Gott, eben ist der Franzose, den ich seit Wochen habe ernähren und beherbergen müssen, weggegangen und hat Küche und Kasten ausgeleert; nun bin ich so arm, daß ich nicht weiß, wovon ich morgen den Hunger stillen kann.“ —

— „Ist denn kein Mann im Hause, der dafür sorgen kann?“ —

— „Mein Mann ist mit im Felde, ist bei Kollin schwer verwundet und liegt jetzt noch im Lazarethe zu Leipzig.“ —

— „Dann sind Sie mir doppelt werth“ — sprach Gleim freundlich und griff in die Tasche. — „Da nehmen Sie dieses Geld für heute und holen Sie Sich, so lange die Noth dauert, aus meinem Hause das Mittagsessen.“ —

— „Lieber Gott! womit habe ich das verdient?“ — rief die beglückte Frau, indem sie Gleim's Arm umfaßte. — „Das hat Ihr Mann bei Kollin verdient — wie sollten wir, die wir nicht selbst mitfechten, unsere Liebe zum Könige anders bethätigen, als auf diese Weise.“ — Mit dieser Antwort ging Gleim weiter und kam vor seiner Hausthür an. Seine Nichte Dorothea hatte ihn bereits mit Unruhe am dunklen Fenster erwartet und eilte hinab, um ihn einzulassen. — „Gottlob, daß Du da bist, lieber Vetter“ — sprach sie — „es ist schon neun Uhr uud Du hast lange auf Dich warten lassen.“ —

— „Ja, liebe Dorothea, wenn ich auch nicht wie ein Grenadier singen konnte, so habe ich doch wie ein guter, preußischer Grenadier gehandelt, nun zünde Licht an — ist unsere Einquartierung schon im Hause?“ —

— „Nein, aber es ist ein Brief abgegeben, der Ladendiener vom Kaufmann Pflaum hat ihn mir in's Fenster gereicht; sein Herr wäre heute von Leipzig heimgekehrt und hätte den Brief mitgebracht.“ —

— „Von Leipzig? Licht! Licht! liebe Dorothea, der Brief ist von meinem Kleist — Gottlob, nun beschließe ich den Tag mit Freuden“ — rief Gleim, indem er ungeduldig auf den Brief und das Licht wartete. Mit beiden Gegenständen seines Verlangens kam ihm Dorothea an der Treppe entgegen, er hatte sich nicht getäuscht, Kleist's Handschrift erfüllte ihn mit Entzücken, eilig suchte er seine Stube zu erreichen und sich in die geistige Gegenwart seines getrennten Freundes zu versetzen. Dorothea nahm bescheiden am Fenster Platz, um die glückliche Stunde mit ihrem Schwager zu theilen.

Und Kleist hatte viel mitzutheilen gehabt. Der Prinz Heinrich war nebst dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig in Leipzig gewesen, wo auch der König mit seinem Armeecorps eingetroffen war. Mit dem Verjagen der Franzosen aus Leipzig war auch Kleist wieder eingerückt und er hatte die Freude gehabt, den Prinzen persönlich zu sprechen und die Zuversicht erhalten zu haben, daß er stets in guter Erinnerung lebe und der König Kunde von ihm erhalten solle.

Da Lessing schon bald nach Gleim Leipzig verlassen und Berlin zum Aufenthalte genommen hatte, so war dem wieder vereinsamten und vom militairischen, strengen Dienste immer mehr der tröstenden Poesie entfremdeten Kleist die Unterredung mit dem Prinzen Heinrich eine neu anregende Ursache geworden, daß er sich für den Krieg und seine ersehnte Theilnahme daran begeisterte, zumal die nächsten Tage große Ereignisse erwarten ließen. — „„Der Köuig““ — schrieb Kleist — „„erregt meine Bewunderung immer mehr; in seiner bedrängten Lage, wo fast ganz Europa ihm drohend und mit riesigen Streitkräften gegenübersteht, denkt er noch an Poesie, Geschichte und Philosophie; vor vierzehn Tagen, als General Keith von Leipzig wieder Besitz ergriffen hatte, zog der König gegen Mittag ein und obgleich der Prinz Soubise und der Prinz von Hildburghausen mit vereinter Macht gegen ihn heranrückten, ließ er doch denselben Nachmittag den Professor Gottsched zu sich rufen und hat sich von drei bis sieben Uhr mit ihm unterhalten. Ein Obrist, welcher der Unterredung im offenen Nebenzimmer zugehört hatte, erzählte mir neulich, wie der König sich bemühet habe, gegen Gottsched den Vorwurf, deutsche Literatur gering zu schätzen, dadurch zu beseitigen, daß er dem Professor die Vorzüge und den Wohlklang der französischen Sprache vorgehalten und unter Anderem gesagt habe: — „da nennen die Deutschen zum Beispiele einen Rival Nebenbuhler — welch' ein fataler Ton, Buhler!“ — worauf der Professor geantwortet: — „daß die französische Sprache das

Wort „boule" ebenfalls habe und das deutsche Wort „Liebe" doch weit schöner klinge, als das französische „amour", darauf hat der König behauptet, daß es unmöglich sei, auch nur eine Strophe Rousseau's schön und kurz im Deutschen wieder zu geben und Gottsched erwidert, daß er den König bitte, ihm eine solche Arbeit einmal aufzugeben. Der König hat ihm darauf neun Zeilen aus einer Ode Rousseau's gezeigt. Am folgenden Tage schickte ihm Gottsched die Uebersetzung hin und der König hat ihm darüber nicht nur sein Erstaunen schriftlich zu erkennen gegeben, sondern ihm auch ein selbstverfertigtes, französisches Gedicht beigefügt, welches lautet:

Nicht mit verschwenderischer Hand
Vertheilt der Himmel seine Gaben,
Ein jedes Volk, ein jedes Land
Soll immer nur das Eine haben.
Tief sind die Briten, leicht sind die Franzosen,
Der Eine soll nicht wie der And're sein,
Wir meinen gern: wir hätten's ganz allein
Und uns're Dornen gelten nur für Rosen.
In Sparta seht Ihr Waffen blinken,
Den Muth in Heldenherzen weh'n,
Indeß die Männer von Athen
Der Künste süßen Zauber trinken.
Und die gewaltigen Germanen,
Von Sparta erbten sie den Ruhm,
In der Geschichte Heiligthum
Steh'n die Trophäen, die daran uns mahnen.
Doch, wenn sich auch der Weg wol fand
Zum Tempel, wo die Helden glänzen,

Es welken bald in ihrer Hand
Die Blumen, die den Sieg bekränzen.
Du aber, auf! der Sachsen Schwan!
Verfolge deine Siegesbahn,
Bezwinge Du der Sprache rauhe Klänge
Durch Deine lieblichen Gesänge,
Und zu den Siegespalmen, die die Deutschen hegen,
Wirst Du Apollo's schönsten Lorbeer legen." " —

Dieses Gedicht des Königs hatte Gottsched sofort erwidert:

„„Den Cäsar dieser Zeit im Siegen und im Schreiben,
Ehrt längst das deutsche Musenchor;
Sein eig'ner Werth hebt ihn empor.
Wie könnt' ihr Pindus ihm die Loebeern schuldig bleiben?
Monarch, den Deines Vaters Knecht
Auch ungenannt durch manches Lied erboben,
Ist Dir kein deutscher Reim zu schlecht,
So wird er Dich gewiß bei später Nachwelt loben.
Doch Helden pflanzen Lorbeerhaine,
Des Dichters blöde Hand bricht Zweige für ihr Haupt,
Dein siegreich Schwert ist längst umlaubt
Und Dein Bewund'rer bleibt der Deine!"" —

— „Ein Glück" — schrieb Kleist weiter — „daß Lessing nicht mehr in Leipzig war; er hätte mir die Begeisterung über die erste anerkennende Unterredung des Königs mit einem deutschen Dichter durch seine Verachtung Gottsched's bitter getrübt. O! wäre es doch mein Gleim gewesen, dem Friedrich diese Ehre gezollt hätte — und doch

ist Gottsched mehr französisch als deutsch — was werden die Schweizer, die Bremer Beiträger, was werden die Berliner Freunde dazu sagen? Aber nun hören Sie auch, wie es mir in diesen letzten Tagen ergangen ist. Ich erhielt ganz unerwartet eine Citation zum General von Rezow und da der König am heutigen Tage sein Hauptquartier in Lützen nehmen wollte und der General mich mit den Worten: — „Der Prinz Heinrich hat Sie dem Könige empfohlen und auf königlichen Befehl sind Sie commandirt . .“ — anredete, freuete ich mich, nun endlich in das Feld ziehen zu können. Aber, lieber Gleim, wozu hat man mich commandirt? Zur Lazarethdirection in Leipzig. — Glaubt der König, ein Poet gehöre dort am Passendsten hin, weil ich ein weiches Herz habe? — Soll es eine Gnade, eine Anerkennung meiner friedlichen Gesänge sein? — Freilich kann ich gegen Kranke und Verwundete Gutes genug thun, ich werde es auch, sind sie doch um das Vaterland elend geworden. — Aber der General von Hausen ist deshalb eifersüchtig gegen mich, glaubt, daß ich ihm zur Controle commandirt sei, trauet mir heimliche Correspondenzen mit Prinz Heinrich zu und sucht nach einer Gelegenheit, mich nach Bernburg zu bringen, um dort mich mit Eintreibungen von Mehl- und Fouragelieferungen zu beschäftigen. — Einstweilen werde ich aber wohl am Lazareth bleiben, da es directer Befehl vom Könige ist. Eine Schlacht ist in den nächsten Tagen unvermeidlich — ich muß wieder aus der Ferne zusehen . . . .““ —

Gleim's Lesen und seine Versenkung in Kleist's Leben wurde durch starkes Klopfen an der Hausthür gestört. Dorothea ging auf den Vorsaal, um straßenwärts aus dem Fenster zu schauen, und eine freundliche, höfliche Stimme rief: — „Mademoiselle Gleim, ouvrez la porte, s'il Vous plait — c'est moi!“ — Es war der in Gleim's Hause einquartierte Capitain de Fausse, ein galanter, mit seiner Gelehrsamkeit kokettirender Hofmann, der früher am Hofe zu Versailles ein Günstling der Madame du Barri und ihr Vorleser gewesen war. Er bildete sich auf seine Kenntniß in den belles lettres viel ein, hatte selbst viele Verse gemacht und einen großen Koffer voll Bücher mit in den Krieg genommen. — So sehr Gleim auch mit dieser Einquartierung zufrieden sein konnte und sie, wegen der Dolmetscherdienste, welche er der französischen Occupation leistete, als eine besondere Befreiung von anderen Lasten ansehen mußte, so quälend wurde doch für ihn die Weise, womit der Capitain ihn mit dem bel esprit und den Vorzügen seiner Nation unterhielt und jede Gelegenheit suchte, um seine eigenen Gedichte vorzulesen. — Auch jetzt, wo Gleim so gern im Geiste seinem Kleist nahe geblieben wäre, wo seine Phantasie den König in Lützen sahe, der seine Heere gegen ein Volk siegreich aussandte, das Gleim, wegen dessen, in Luxus und sinnlicher Uebersättigung entstandener Schwäche nicht einmal als unbewaffneter Bürger fürchtete, da trat in später Stunde der Capitain zu ihm, um sich noch etwas mit dem deutschen Poeten zu unterhalten. — Seine Anwesenheit

verbreitete Wohlgerüche im Zimmer, seine Freundlichkeit war der höfliche Ausdruck eines galanten, herablassenden Hofmannes.

— „Monsieur!“ — sprach er — „unser großer Ball beim Duc de Richelieu wird zugleich ein Siegesfest sein — es kann keine drei Tage mehr dauern, so wird die preußische Armee mit Trompeten und Trommeln verjagt, der König gefangen, der Krieg beendet sein. Ich will ein Lied auf die Gloire dichten; schade, daß Sie kein Franzose sind, aber kommen Sie nur einmal nach Paris, Sie besitzen Witz genug, um dort zu gefallen. — Ihren König werden wir gut behandeln, denn er ist ein Mann von französischer Bildung.“ —

— „Aber deutschem Heldensinne“ — sagte Gleim deutsch und dem Capitain unverständlich mit innerem Verdrusse.

— „Monsieur, Sie sind ein Freund des Anakreon, ich liebe ihn sehr, hören Sie einmal, wie ich die Oden in griechischer Sprache zu recitiren weiß.“ — Er begann mit Pathos zu declamiren. Gleim rächte sich dadurch, daß er ein paar andere Oden vortrug, um dem Franzosen zu zeigen, wie sie behandelt werden müßten. — „Kennen Sie die französische Uebersetzung des Anakreon?“ — fragte der Capitain. Gleim bejahete und tadelte sie rücksichtslos; der Franzose sahe ihn groß und verwundert an. — „Aber die „fiers fils d'Atée“ von Longepierre werden Sie anerkennen?“ — fragte er mit prüfender Listigkeit.

— „Nein“ — versetzte Gleim derb — „wenn ich einem Franzosen etwas übel genommen habe, so ist es nicht der Einmarsch in Preußen, sondern diese Uebersetzung.“ — Der Capitain lächelte fein, nahm aus gold'ner Dose eine Priese und sprach mit sichtlicher Bewunderung: — „Monsieur! endlich finde ich einmal einen gescheidten Deutschen, Sie haben gewiß in unserer Literatur Bildung gefunden, Sie kennen ohne Zweifel Bonhours „manière de bien penser dans les ouvrages d'esprit?“ — Gleim lächelte überlegen und antwortete: — „Ich besitze das Buch selbst, eben so die „Entretiens.“ —

— „Nun begreife ich Ihre Bildung“ — fiel der Franzose erfreuet ein — „ein Deutscher kann viele Bücher schreiben, aber keinen Witz, Sie geben davon ein Beispiel, ich mache Ihnen mein Compliment. Apropos! wo kann man den Antimachiavell des Königs Friedrich bekommen — Ich habe viel davon gehört, ich muß das Buch lesen, denn wenn ich diesen Winter dem erlauchten Autor im Salon der Madame Pompadour begegne, muß ich instruirt von seinen Ansichten sein.“ —

— „Wo anders werden die Franzosen ihm schwerlich auf längere Zeit begegnen, aber er hat für den Winter noch keine Zeit, dem Versailler Hofe eine Visite zu machen.“ —

— „Wir nehmen ihn mit, fürchten Sie nichts für ihn, er hat als Schriftsteller und Dichter einen guten Namen iu Frankreich, einem geistreichen Manne verzeiht man

schon die Unart, einmal gegen die Franzosen geschossen zu haben.“ —

Gleim fühlte über das tändelnde Siegesgefühl und den Egoismus des kokettirenden Esprit, welcher diesem Franzosen eigen war, eine ärgerliche Stimmung und rächte sich durch witzige Einfälle, womit er den Schwätzer zum Schweigen brachte. Plötzlich entstand ein furchtbarer Lärm auf der Straße, ein schrillendes Geschrei unzähliger, thierischer Stimmen kam immer näher und betäubte die Ohren. Gleim eilte auf den Vorplatz an das straßenwärts gelegene Fenster und bemerkte in der Dunkelheit eine schwarze, sich langsam weiter bewegende Masse, aus der ein abscheuliches Eselgeschrei erscholl. — „Ah!“ — sagte der Capitain, sich die Ohren zu haltend — „das sind die sechstausend Maulesel, welche der Duc befohlen hat, um das Gepäck weiter zu tragen, wenn die Truppen nach Berlin ziehen, um diese Stadt der verbündeten Kaiserin zu schenken.“ —

— „O Esel!“ — rief Gleim lachend. —

— „Monsieur, que dites Vous?“ —

Gleim eilte, beide Ohren zuhaltend, in seine Studirstube und ergriff ein Buch, um darin zu lesen. — „Was machen Sie?“ — fragte der französische Capitain, der ihm neugierig folgte.

— „Ich will die Ohrenschmerzen, die das furchtbare Eselgeschrei mir verursacht, durch die wohlklingenden Verse des Virgil lindern, das scheint mir ein gutes Mittel zu sein.“ — Und das Geschrei der vorüberziehenden Maul-

esel übertönend, declamirte Gleim mit erhobener Stimme Virgil's Verse. Der Capitain hörte wohlgefällig zu. Nach und nach war die Eselheerde vorübergezogen, die Straße wieder ruhig geworden und das entferntere Geschrei verhallt. Gleim hatte den Virgil zur Seite gelegt und mußte sich gefallen lassen, daß der Franzose von Neuem anfing, über Literatur zu plappern. — „Ich habe Ihnen noch viele Gedichte vorzulesen, ehe wir uns wieder trennen" — sagte er unter Anderem — „denn leider werden wir nicht lange mehr in Halberstadt bleiben." —

— „Das glaube ich wol" — sagte Gleim deutsch — „dafür wird unser König sorgen." — Der Capitain, welcher geglaubt hatte, daß Gleim von der Ueberwindung des Königs geredet habe, fuhr fort: — „ich werde Ihnen von Berlin schreiben nnd ich hoffe, Sie schicken mir ein Lobgedicht auf unsere glorreiche Armee, wenn Sie nicht vorziehen, dasselbe schon in einigen Tagen auf dem Balle des duc Richelieu zu veröffentlichen." —

Gleim griff mit einer komischen Eile nach dem Virgil und begann von Neuem laut zu lesen. — „Was meinen Sie?" — fragte der Franzose.

— „So oft ein Esel schreit, suche ich beim Virgil Hülfe, da ich vorhin seine gute Wirkung auf meine Ohren erfahren habe." —

— „Aber ich höre keinen Laut auf der Straße" — sagte der Franzose nach flüchtigem Aufhorchen mit zweifelhaften Blicken auf Gleim. — „Nicht? Es war mir so"

— versetzte Gleim ruhig und legte den Virgil wieder auf den Tisch. Der Franzose glaubte, daß ein Witz gemacht worden sei, den er nicht verstanden habe und lächelte gezwungen. Als er sich endlich auf sein Logis zurückzog, seufzte Gleim tief auf und sprach zu der still zurückkehrenden Nichte: — „Ach! liebe Dorothea! ist es nicht traurig, daß unser großer Fritz mit solchen Leuten streiten soll? Der Himmel befreie uns bald von dieser Last, die mehr das Gemüth als das Haus bedrückt — komm, wir wollen den Tag mit besseren Empfindungen beschließen." — Damit nahm er Kleist's Brief wieder zur Hand und las ihn noch einmal vor; als er ihn beendet und sich wieder in die wohlthuende Nähe des Freundes zurückversetzt hatte, nahm er vor dem Klavier Platz und spielte eine feierliche Melodie. Unwillkürlich fiel er mit der Stimme ein und, von Dorothea sanft begleitet, sang er:

„„Sieh' ew'ger Vater! doch darein,
Dein ist die Hülfe, Vater, Dein!
Dein sind die Mittel, sind die Wege,
Dein ist des edlen Friedens Pflege."" —

Der sechste November war gekommen — die französischen Officiere in Halberstadt waren mit ihrer Toilette zum großen Balle auf den herannahenden Abend beschäftigt, die angesehensten Familien der Stadt sollten auf Befehl mit ihren Damen den Ball besuchen, um den französischen Edelleuten das Tanzen möglich zu machen. Ausgelassene Lust

auf der einen, stiller Unmuth auf der anderen Seite rüsteten sich zum Feste, das der Herzog von Richelieu, zugleich als einen siegreichen Abschied von der Stadt geben wollte, da aus dem Lager des Prinzen Soubise die Ordre eingetroffen war, daß das Richelieu'sche Corps in diesen Tagen nach Berlin aufbrechen solle, da man die preußische Armee an der Elbe vernichten und den König, als Gefangenen, der Madame de Pompadour zur Verfügung stellen wolle. —

Der Capitain in Gleim's Hause war seit Nachmittag beschäftigt, die neueste Pariser Ball-Toilette zu vollenden, das ganze Haus duftete von aetherischen Oelen, aus Paris waren Handschuhe und Klapphüte angekommen. Während der letzten, wohlgefälligen Bespiegelung recitirte er das verfaßte, französische Gedicht auf den unvermeidlichen Triumph Frankreich's über Preußen. — Gleim stand, mürrisch, dem Spiegelblicke auf seine eigene Sonntagskleidung ausweichend, in der Stube, um auf den Domherrn von Hardenberg zu warten, welcher ihn in seinem Wagen abholen wollte. Schon nahete die Zeit, der Capitain ging bereits in stattlicher Grazie fort, da der Wagen zu lange ausblieb, mit drückender Erwartung trat Gleim an das Fenster und dachte an seinen König. Das lange Ausbleiben des Domherrn beunruhigte ihn endlich, da er dessen Pünktlichkeit kannte, aber auch zugleich wußte, daß er, als ein heiterer, von poetischer Ader belebter Mann, oft seinen scharfen Witz gegen die Franzosen nicht fesseln konnte und schon einige Male die Rache der Feinde an seinen verwüsteten Besitzungen hatte erfahren

müssen. — Plötzlich wurde es unruhig in den Straßen, es erscholl Trommelwirbel und ein immer heftigeres Hornsignal, Gleim eilte an die Straßenseite seines Hauses und erblickte vom Fenster herab vorüberlaufende französische Soldaten in vollem Gepäck, es tönten französische Flüche durch das Geräusch der Lärmsignale. Aus allen Häusern stürzten die Einquartierten fort, die Einwohner sahen ihnen lachend oder in freudiger Ueberraschung nach; so weit es die Dämmerung gestattete, bemerkte Gleim elegante, militairische Ball-Gestalten zwischen dem unruhigen Gedränge hin und her fliehen; Rosse, Maulesel, Bagagewagen trieben vorüber; in der Ferne fiel ein Schuß, ein zweiter, da krachte unmittelbar vor dem Hause ein Gewehr auf, die Einwohner flohen in ihre Thüren zurück und verschlossen dieselben. Gleim wollte hinuntereilen, als die Hausthür aufgestoßen uud ein eiliger Schritt auf der Treppe hörbar wurde — der Capitain, heiß und exaltirt, stürzte herauf und antwortete auf Gleim's besorgliche Frage nicht. Soldaten polterten hinter ihn her und halfen ihm die Effecten packen und tragen, während er die Zeit nicht daran wagte, seine feine Toilette abzulegen. Flüche auf den König und seine Grenadiere, auf die Reichsarmee unter dem Prinzen von Hildburghausen lüfteten den Zorn des Capitain, so daß er endlich auf Gleim's Anreden antworten konnte. — „Monsieur! wir kommen wieder, wir sind nicht geschlagen, wir feiern den Ball später," — keuchte er, seine Bücher packend. —

— „Wollen Sie heute schon nach Berlin?" — fragte

Gleim spöttisch, da er mit ahnungsvollem Muthe an ein siegreiches Ereigniß zu glauben wagte. Der Capitain antwortete nicht, murmelte grollend vor sich hin, drückte mit abgewendetem Gesichte dem stolz glühenden Gleim die Hand und eilte mit den Soldaten davon. In demselben Momente, wo Dorothea erschrocken mit dem Lichte hinzutrat und bemerkte, daß der Capitain manche, aus Toilettengegenständen bestehende Effecten noch vergessen hatte, stürzte Jemand laut singend in das Haus, die Treppe herauf und schwenkte den Hut, wobei er fortsang:

„Victoria! mit uns ist Gott!
Der stolze Feind liegt da" —

Heda, Gleim! herunter mit dem Ballfrak, der preußische Grenadier kann wieder singen, die Ausreißer des Prinzen Soubise haben auch unsere französischen Helden mit fortgerissen, sie laufen, was sie können, aus dem Thore, um den Harz und Thüringer Wald zu erreichen, wo sie von den Bauern todtgeschlagen werden. Victoria, Gleim, bei Roßbach hat gestern unser Friedrich ein Meisterstück gemacht, eine Hiobspost ist vor einer Stunde bei dem Herzoge eingetroffen — die erleuchteten Ballsäle sind leer, die französischen Confitüren stehen unangerührt, kommen Sie, wir wollen dort unser Siegesfest feiern, unsere Freunde sind einmal auf einen Ball vorbereitet!" —

— „Bei Roßbach?" — fragte Gleim, von der glücklichen Hast der Mittheilung betäubt — „ha! diese Schlacht

soll im Vaterlande wiedertönen — was wissen Sie davon? Erzählen Sie, ich bitte, sagen Sie mir von dem Könige!" — damit zog er den Domherrn in seine Stube und Dorothea folgte, das Licht in der Hand, indem sie halblaut sprach: — „Gottlob, nun kann der Grenadier wieder singen!" —

— „Wir wollen zunächst ein Lied unseres Gleim singen" — sagte der Domherr: — „liebe Tante Nichte, ein Glas guten Wein verdient Roßbach, nicht war?" — Nie war Dorothea freudiger und rascher in den Keller gegangen, als jetzt; schnell hatte sie Wein und Gläser auf den Tisch gestellt und der Domherr stimmte in seiner gewohnten und durch die Siegeskunde gesteigerten Fröhlichkeit das Gleim'sche Lied an, welches dieser sofort mitsang:

„Wen singen wir? den besten Mann,
Den Sonn' und Mond bescheint,
Den tapfersten hernach und dann
Zuletzt den besten Freund!" —

— „Nun hören Sie" — nahm Hardenberg das Wort — „als ich mich verdrießlich zum Ball rüstete, wozu auch der Graf von Wernigerode kommen sollte, schickt dieser einen Jäger zu mir, sogleich zu ihm zu eilen. Er umarmte mich und sprach: — „So eben trifft die Estafette beim Herzog Richelieu ein, daß gestern die französische Armee in die Flucht geschlagen sei und er schnell das Corps in Halberstadt retten solle; in zwei Stunden wird kein Franzose mehr

in der Stadt sein!" — Ich trauete meinen Ohren nicht, aber ehe ich das Haus des Grafen verließ, um Ihnen die frohe Nachricht zu bringen, erschollen schon die Lärmtrommeln und ich sahe die flüchtigen Ausreißer auf allen Gassen nach dem Thore laufen. Auf dem Wege zu Ihnen mußte ich Zeuge sein, wie die Großprahler den Quartiergebern noch stahlen, was sie greifen konnten, wie sie aus Groll ihre Musketen in die Fenster abschossen und sogar öffentliche Gegenstände auf den Plätzen zertrümmerten. Der Ballsaal ist nun einmal erleuchtet, noch duftet er nach Pariser Pomade, aber er soll uns dienen, ein Freudenfest zu feiern, wir werden dort unsere Freunde finden, lassen Sie uns die Bürger der Stadt zusammenrufen, um die Schlacht bei Roßbach zu begehen." —

Mit freudigem Herzen folgte Gleim dem Domherrn in das Lokal, welches der Herzog zum Balle hatte schmücken lassen — in froher Bestürzung weilten hier die vornehmen Einwohner und die hinzugeeilten und willkommen geheißenen Bürger, aber die Wandlung der Dinge war zu schnell und beglückend gekommen, um nicht erst Zeit zu bedürfen, der lauten Jubelfreude sich mit freiem Gemüthe hingeben zu können. — Ein Rittergutsbesitzer vom Edelhofe zu Roßbach, welcher in Leipzig lebte, hatte von seinem, auf dem Gute befindlichen Verwalter noch an demselben Tage die erste Nachricht von der Schlacht erhalten und sie sofort an seinen in Halberstadt beim Herrn von Spiegel lebenden Sohn berichtet; durch diesen wurde nun den Anwesenden das

Detail der Schlacht mitgetheilt. Der König war mit seinem Heere auf drei Stellen, bei Weißenfels, Halle und Merseburg über die Saale gegangen und hatte am dritten November ein Lager auf den Höhen von Braunsdorf bezogen, das er aber bald mit einer Stellung zwischen Roßbach und Bedra vertauschte. Prinz Soubise hatte Befehl gegeben, den schon als Gefangenen in Paris angemeldeten König durch Spielleute und Trompeter einzuschüchtern, da die Preußen das Kanonenfeuer nicht werth seien und am fünften November ließ der Prinz, wie zum Siege, alle Musikanten hinter dem sich scheinbar in Furcht zurückziehenden Könige hermarschiren. Im Stillen aber stellte er seine Armee klug gegen 20,000 Franzosen und 27,000 Mann der Reichsarmee des Prinzen Hildburghausen auf, schickte Seidlitz fort, um die vorrückenden Franzosen zu umgehen und so wie die tapfern preußischen Cürassiere in die feindliche Armee eingedrungen waren und ihre Reiterei in Unordnung gebracht hatten, eröffnete Obrist Möller von einer Anhöhe herab ein vernichtendes Kanonenfeuer. Um 8 Uhr Morgens war der König, welcher die Nacht auf dem Rittergute geschlafen hatte, auf den Boden des Hauses gestiegen, um durch eine Oeffnung im Dache die französische und die Reichsarmee zu beobachten. Bei dem ersten Kanonenschusse nahm die Reichsarmee Reißaus, die Franzosen folgten, von der preußischen Infanterie angegriffen und als der König um Mittag zwei Uhr sorglos auf dem Rittergute gespeiset hatte und dann wieder auf den Boden gestiegen war, um den Kampf zu

übersehen, befahl er plötzlich den Aufbruch und verfolgte die Feinde bis zum Abend, während die Flüchtigen meilenweit nach allen Seiten hin versprengt wurden. —

Solche Mittheilungen konnten nur dazu dienen, die patriotische Freude Gleim's zur Begeisterung zu steigern. Seine dichterische Phantasie erblickte das Schlachtfeld, den Heldenkönig, die fliehenden Prahler der französischen und der Reichsarmee, er sahe den Untergang von 10,000 Franzosen, welche das Feld als Leichen deckten, die Demüthigung von 7000 Gefangenen, es strahlte der muthige Reitergeneral durch das Siegesgemälde seiner kühnen, erregten Einbildungskraft; er hatte keine Ruhe mehr, in der Gesellschaft zu weilen, seine patriotische, militairische Begeisterung trieb ihn zu einer That, um den Ruhm der preußischen Waffen dem Volke zu verkündigen. Heimlich entfernte er sich aus dem Kreise der Fröhlichen und kehrte in sein stilles Haus zurück. Dorothea hörte mit sanfter, schweigender Bewunderung die lebhafte Schilderung der Schlacht an und ging dann auf ihre Kammer, um im Gesangbuche ein frommes Danklied zu lesen. Gleim suchte den Schlaf nicht — bis Mitternacht saß er in seiner Stube, an einem Siegesliede dichtend. Er hatte eben geendet, als ein fröhliches, schmetterndes Trompeten-Fanfare aus der Ferne durch die Nacht erscholl; auf den schon stillen Straßen wurde es unruhig, Reitermarsch und Pferdegeräusch kamen näher und die Nachtluft führte das „Hurrah!“ vieler Stimmen weit über die Stadt weg. Preußische Reiter waren in Halberstadt eingerückt, um die

von den Franzosen verlassene Stadt vor dem Ueberfall umherstreifender, versprengter Horden zu schützen; sie waren auf die Nachricht von der Schlacht bei Roßbach von Magdeburg aufgebrochen und gewährten nunmehr den Bürgern die Sicherheit ihrer einstweiligen Freiheit.

Aber schon nach wenigen Tagen lief das neue Siegeslied eines preußischen Grenadiers von Stadt zu Stadt; Soldaten, Bürger und Bauern sangen mit patriotischem Muthe:

„„Erschalle, hohes Siegeslied — Erschalle weit umher!
Daß dich der Feind, wohin er flieht, — Vernehme hinterher.

Den Feind, der Preußen's Untergang — Im bösen Herzen trug,
Ihn schlage muthiger Gesang — Wie unser Fritz ihn schlug.

Der große Morgen brach heran — Und brachte großen Tag,
Den Morgengruß in unser Ohr — Trug mancher Donnerschlag.

Schon meint ein witziger Franzos — Unrühmlich sei die Schlacht,
Denn Ludwig's Heer sei viel zu groß — Zu klein sei Friedrich's Macht.

Aus unser Aller Augen stieg — Ein rechter Freudenstrahl,
Wir wurden Alle lauter Sieg — Und lachten ihrer Zahl.

Hervor mit seiner Reiterzahl — Brach Seidlitz mörderlich;
Welch' ein Gemetzel, welch' Geschrei: — „Wer kann, der rette sich!“ —

Da lief denn, was nur laufen kann — Franzos und Reichsarmee
Der Schwab' und Baier, Mann für Mann — Sie schmolzen wie der Schnee.

Wir folgen Friedrich, kühn vereint — Den Blick gekehrt nach
Wien,
Zu schlagen einen andern Feind — Und lassen diesen ziehen.““

An der allgemeinen Freude am Siege über eine übermüthige, aber unwürdige Armee nahm wol keiner lebhafteren Antheil als Kleist, welcher in Leipzig die Lazarethdirection hatte. Er schrieb voll Siegeslust an Gleim ausführlicher über die Schlacht und deren nächsten Erfolg. — „Wahrlich“ — so lautete sein Brief — „der französische General Graf St. Germain hat Recht, wenn er an den gefangenen, verwundeten und hier in Leipzig liegenden General Custine schreibt, daß seine Soldaten nur eine Bande von Dieben und Straßenräubern gewesen wären, welche beim ersten Flintenschusse davon liefen und zur Meuterei weit bereitwilliger seien. Die Offiziere waren lauter Pariser Salon- und Antichambre-Herren, welche einmal, der Abwechselung wegen, einen Feldzug machen wollten und sich wie Theaterritter geberdeten. Von der auseinandergelaufenen Armee finden sich allmälig die für todt gehaltenen Ausreißer wieder ein; ein Fähnrich ist mit seiner Fahne und sechs Mann sogar in Göttingen eingetroffen und zwei Pauken ebenfalls. Das Feld ist auf vierzig Meilen in die Runde von den Flüchtigen bedeckt, wo sie rauben und plündern. Mitten auf dem Schlachtfelde bot ein französischer Officier dem Könige das komische Schauspiel dar, sich wegen Kanonenfieber-Kolik unter lautem Geschrei ein Lavement geben zu lassen. Es gab aber auch einzelne tapfere Leute darunter; so fand der

König einen französischen Grenadier, welcher sich mit den Bajonet gegen drei preußische Reiter mit großer Tapferkeit wehrte. — „Bist du unüberwindlich?“ — rief ihm der König französisch zu, und er antwortere: — „Ja, Sire, unter Ihren Fahnen!“ — Der König ließ ihn freigeben und der Grenadier trat in preußischen Dienst. Die Rücksicht, welche unser großer König gegen die Gefangenen und Verwundeten nimmt, hat ihn bereits in Paris große Anerkennung erworben. Am 11. d. M. besuchte er den schwer verwundeten Custine hier in Leipzig, sprach ihm Muth ein und befahl mir die beste Sorge für dessen Pflege. Er läßt alle Briefe der Gefangenen versiegelt und unerbrochen nach Frankreich abgehen, da er sie nicht als Feinde behandeln will. Gestern erzählte mir Custine, daß man in Paris plötzlich ganz preußisch gesinnt sei und in Schauspielhäusern, Gesellschaften und auf Promenaden für den König Friedrich schwärme, auch ein Spottlied auf den Ausreißer Soubise singe, das ungefähr heißt:

„„Zu Friedrich mitten in der Schlacht
Ward voller Jubel die Nachricht gebracht;
Wir haben ihn gefangen,
Trotz seiner schnellen Füße.
Nun, wenn denn? Mich soll doch verlangen,
Wer ist's denn? — Ei, Monsieur Soubise. —
Soubise gefangen? Fürwahr das wär'
Den Sieg zu theuer erkaufen,
Dann macht er ja keine Dummheit mehr,
D'rum laßt ihn gleich wieder laufen.““ —

„Auch die verlaufene Reichsarmee“ — berichtete Kleist — „darf für Spott nicht sorgen — schon singt man in Nürnberger Mundart ein Lied auf die „Reißaus-Armee“ und der König ist in ganz Süddeutschland populair geworden. — Noch Eins, lieber Gleim“ — schloß Kleist seinen Brief — „seit drei Tagen singt man in Leipzig ein Lied des preußischen Grenadiers, ein neues Siegeslied, wieder und auch in Berlin ertönt es überall. — Dieser Grenadier wird mir immer räthselhafter, da ich ganz bestimmte Kunde erhalten habe, daß der Grenadier Menke als Feldwebel im Prinz Heinrich-Regimente bei Kollin gefallen ist. Da aber das neue Lied auf Roßbach denselben Geist und Charakter athmet, wie die früheren, so muß es ein anderer Grenadier sein und mein Herz schlägt höher, wenn ich mir sage, er ist's — derselbe, welcher mir am Nächsten steht — mein Gleim! Auch in Berlin fängt man an, dies zu glauben — Lessing schrieb mir heute: „„Sagen Sie dem Grenadier, daß ich ihn von Tag zu Tag mehr bewundere und er alle meine Erwartungen so zu übertreffen weiß, daß ich das Neueste, was er gemacht hat, immer für das Beste halten muß, ein Bekenntniß, wozu mir noch kein einziger Dichter Gelegenheit gegeben hat.““ — Wie glücklich würde ich sein, wenn mein Gleim es wäre, der als Grenadier für unsern König kämpft; indem er die Kriegerherzen mit erhöhter Begeisterung füllt.“ —

Gleim fühlte, daß ihm das Blut auf die Wangen stieg; ein zweifelhaftes Lächeln umspielte seinen heiteren

Mund. Es war ihm Bedürfniß, wenn er lebhaft empfand oder mit sich zu Rathe ging, in die freie Luft zu eilen und im Klima und Blicke einer freien, die Brust erweiternden Landschaft sich zu sammeln oder zu entschließen. Es hatte ihn Kleist's Brief angeregt, den Patriotismus der Grenadierlieder sich selbst zur Ehre gereichen zu lassen, aber die Frage: — „was hat die Welt davon, wenn sie den Grenadier kennt?“ mäßigte seine Gedanken über das lobende Wort Lessing's, das den Grenadier aus seinem bescheidenen Versteck herauslocken sollte. Auf der Straße begegnete ihm der Domdechant von Spiegel, welcher von dem Major der Reiterabtheilung begleitet war, welche zu Halberstadt's Schutze, von Magdeburg aus, die Stadt besetzt hatte.

— „Na!“ — rief Spiegel — „da kommt ein Sachverständiger, unser Secretair Gleim — den wollen wir einmal darüber hören — der Herr Major und ich sind nämlich in einem lebhaften Streite begriffen und zwar über die Grenadierlieder.“ —

Gleim stutzte und die Wangen rötheten sich wieder.

— „Wir kamen vorhin an einem Hause vorbei, aus dem der Gesang des Siegesliedes bei Roßbach erscholl — ich bin ein Freund dieses geheimnißvollen Grenadiers und erkenne den Werth seiner Lieder in der schnellen Popularität, die sie bei Militair und Bürgern finden, da tauchen sie plötzlich auf, in allen Städten zugleich, in Berlin und im Lager und Niemand weiß woher?“ —

— „Ja, ja“ — fiel der Major ein — „und ich wiederhole, was ich vorhin behauptet habe, es sind keine Productionen, die man einem Dichter zuschreiben kann, sie sind roh, ohne Witz, Form und Grazie. Das müssen Sie selbst sagen, Herr Secretair, da Sie ein Dichter sind.“ —

Gleim war so betroffen, daß er den Major mit erhitzten Wangen starr anblickte.

— „Ich weiß nicht“ — fuhr der Major fort — „was Sie von einem guten Gedichte halten; nur die Franzosen sind fähig, eine geschmackvolle Poesie zu schreiben, worin der Geist blitzt und mag der Grenadier auch so viel singen, wie er will, so wird er des Königs, an bessere Klänge gewöhntes Ohr nie erreichen.“ —

— „Aber es sind ja auch nur Lieder eines preußischen Grenadiers“ — versetzte Gleim mit gezwungenem Lächeln — „ist nicht schon ihr Zweck erreicht, wenn die Grenadiere sie im Lager mit Begeisterung, die Bürgersleute sie in ihren Häusern mit Patriotismus singen?“ —

— „Ganz recht, solche Lieder muß man mit dem Stabe in der Hand, etwa vor einem Holzschnitt und dergleichen absingen und ich ehre ihre Absicht, weil sie ein gewöhnlicher Grenadier gemacht hat.“ —

— „Herr Major“ — versetzte der Domdechant — „ich versichere Ihnen, daß auch viele Officiere sie singen und ein Componist in Berlin sagte mir einst, daß die größte Anerkennung, welche er kenne, die sei, daß man seine Lieder auf dem Leyerkasten spiele.“ —

— „Ei ja, die Franzosen haben auch volksthümliche Verse, aber sie goutiren nichts, was nicht Esprit, Witz, Geschmack hat. Diese Grenadierlieder würden sie du pain noir oder Kommißbrot nennen, was sie bekanntlich für eine Barbarenspeise halten.“ —

— „Der Herr Major scheint durch seine französische Bildung ganz und gar gegen die deutsche Liederweise verschlossen zu sein“ — sagte Gleim etwas empfindlich.

— „Das ist derselbe Tadel, den sie unserem Könige machen könnten“ — antwortete der Major; — „aber auch die Urtheile der deutschen Gelehrten sind sehr verschieden über diese Grenadierlieder, welche nur der allgemeinen Begeisterung der Zeit ihr Glück zu danken haben — ohne diese würden sie poetisch ganz werthlos sein.“ —

— „Das mag sein, das will ich zugeben“ — sagte von Spiegel, ohne zu bemerken, daß ihm ein trauriger Blick Gleim's traf — „aber das muß mir unser poetischer Secretair bestätigen, es sollen ja nur Kinder der Zeit sein und ihren Zweck der Zeit erfüllen.“ —

— „Das sind und thuen sie“ — sagte Gleim mit Bestimmtheit; — „sie sind nicht von einem Curtius des neuen Alexander's geschrieben, aber sie enthalten Kriegsgeschichte genug, um dem Grenadier die Ehre zu lassen, ein Homer unserer Helden des Vaterlandes zu sein.“ —

— „Und ich weiß, daß viele deutsche Gelehrte einen absonderlichen Aerger darüber haben, zum Beispiel Ramler in Berlin“ — versetzte der Major.

— „Ramler?“ — rief Gleim sichtlich erschrocken und mit einer so zweifelhaften Miene, als habe er sich im Worte geirrt.

— „Ich brachte kürzlich meinen Sohn in das Kadettenhaus nach Berlin und hatte das Vergnügen, Herrn Professor Ramler kennen zu lernen, dem ich meinen Sohn empfahl. Die Rede kam auf das neue Roßbacher und damit auch auf das Prager, Lowositzer und erste Kriegslied des Grenadiers. Ramler fand keinen Geschmack daran, ein junger Mann, Namens Lessing, der zugegen war, behauptete, der Grenadier sei in seiner Vaterlandsliebe zu einseitig, nicht genug Weltbürger.“ —

— „Das sagten Ramler — Lessing?“ — flüsterte Gleim bestürzt und in seinem Seelengrunde ertönte still innerlich die Frage: — „So wäre Lessing's Lob gegen Kleist nur Ironie gewesen? So könnte Ramler anders fühlen, als der Grenadier?“ — Eine innere Aufregung hatte sich seiner bemächtigt, welche Spiegel bald bemerkte und, indem er ihm auf die Schulter klopfte, mit den Worten zu beschwichtigen suchte: — „Lieber Secretair — Sie sind ein zu begeisterter Preuße, um dem Grenadier nicht zu folgen in Schlacht und Sieg — was das Weltbürgerthum betrifft, so glaube ich, würde König Friedrich mit Weltbürgern weniger, als mit gut preußisch gesinnten Grenadieren ausrichten können.“ —

— „Wie kann man als Patriot ein Weltbürger sein?“ — nahm Gleim feuerig das Wort — „ein Weltbürger

wünscht, daß es der ganzen Welt gut gehe, aber wenn die ganze Welt will, daß es seinem Vaterlande übel gehen soll, so ist er so lange gegen die ganze Welt, bis sie auf bessere Gedanken gebracht ist! Ueberzeugt, daß nicht sowol der König, als vielmehr die preußische Nation den allergerechtesten Vertheidigungskrieg führt, kann, nach meiner Denkungsart kein Preuße ein allzueifriger Patriot sein. Ein König ist seinem Volke, was ein Vater seinen Kindern ist; je reicher, mächtiger ein Vater, desto glückseliger können seine Kinder sein. Dürfen sie also gleichgültig zusehen, wenn man ihm das Seinige nehmen will? Und wenn sie es thäten, würden sie recht thun, zumal wenn sie nicht den reichsten, sondern auch den besten Vater hätten? Gehört es wol nicht hierher, wenn mir dabei einfällt, daß der König in allen Kriegen, die er bisher geführt hat, auch keinen Pfennig, außer den im Frieden gewöhnlichen Abgaben, von seinem Volke weder empfangen, noch verlangt, sondern vielmehr große Summen geschenkt hat?" —

— „Herr! schreiben Sie einmal Grenadierlieder, Sie haben das rechte Zeug dazu" — rief der Major, welcher unwillkürlich in patriotische Erhebung gerathen war — „schreiben Sie einmal etwas für die Soldaten, was Esprit hat." —

— „Ich zweifle, ob ich es dem Grenadier nachthun könnte, Lieder zu schreiben, welche Adlige und Bürgerliche, Soldaten und Bürger auswendig gelernt haben" — antwortete Gleim sanft.

— „Weiß man denn gar noch nicht, wo der Grenadier steckt? ob es ein Gemeiner oder Officier ist, woher die Lieder plötzlich über Nacht kommen und wie der Wind durch das Land fliegen?" Diese Frage des Domdechanten beantwortete Gleim mit Achselzucken.

— „Mein lieber Herr" — sagte der Major, ihm zum Abschiede die Hand reichend: — „Lesen Sie einmal die französischen Dichter und nehmen Sie ein Muster daran — Sie haben Ruf, wie ich höre, meine Frau liest Ihre Fabeln; dichten Sie einmal was für den König, wählen Sie aber die französische Sprache, sonst hört er es nicht an. — Adieu!" —

Gleim warf einen stilltraurigen Bick auf den Domdechanten .und ging nachdenklich vor das Thor, um den freien Blick der Landschaft zu suchen und mit dem Horizonte zugleich das Gemüth zu erweitern. Er hatte aber kaum das Freie erreicht, als sein Name gerufen wurde und der Domdechant hinter ihn hereilte, — „Da es ein so schöner Novembertag ist, so will ich Sie eine Strecke begleiten" — sprach er, Gleim mit freundlich prüfenden Blicken ansehend; — „ich bemerkte außerdem, daß Sie mit einer stillen Betrübniß von mir schieden und glaube nicht zu irren, wenn ich Ihren Patriotismus gekränkt sehe. Kommen Sie, wir wollen uns von unserem Könige unterhalten." —

— „Es betrübt mich immer, wenn ich die französische Bildung in preußischer Uniform erblicke" — versetzte Gleim; — „wann wird der Deutsche erst einmal deutsch werden

wollen und aufhören, ein Nachahmer anderer Nationen zu sein und mit fremder Münze zu prunken, während er selbst ein Goldbergwerk voll geistiger Schätze unbekannt liegen läßt? — Besitzen wir nicht in unserer Muttersprache ein fruchtbares Feld, auf welchem sogar die lieblichsten Blumen der Poesie wild wachsen? Welche Phrasendressur hat dagegen der Franzose, wie opfert er der witzigen Tändelei den Ernst der tieferen Bildung und wie ist es möglich, daß unsere Nation so wenig den eigenen Reichthum im Mutterhause kennt?" —

— „Die Schlacht bei Roßbach wird das Volk über die leichtfertigen Franzosen aufklären — vielleicht auch unseren König umstimmen." —

— „Er hat es in seinem Gedichte an Gottsched nicht hoffen lassen" — seufzte Gleim und theilte dem Domdechanten den Vorfall mit.

— „Ein Wort im Vertrauen, lieber Freund" — hub der Dechant plötzlich an — „sagen Sie mir, kennen Sie den Grenadier nicht?" — Gleim schüttelte mit dem Kopfe. — „Ich will Ihnen nur eingestehen, als Sie uns vorhin verlassen hatten, bemerkte der Major, daß man Sie dafür halte, der Herr Lessing in Berlin habe es mit großer Bestimmtheit behauptet und der Major gestand mir, durch seine Kritik versucht zu haben, Sie zum Selbstverrathe zu bringen." —

— „Mein verrehrter Herr Dechant" — antwortete Gleim — „glauben Sie mir, daß diese Lieder um so mehr wirken und Aufsehen erregen, als sie geheimnißvoll in das

Volk treten — wenn man mich für den Grenadier halten möchte, so erweiset man nur meinem Patriotismus eine Ehre, die ich gern verdienen möchte — ich würde aber den Dichter am Allerwenigsten verrathen.“ — Spiegel lächelte den Begleiter an und schien die Frage nach dem Grenadier nicht weiter verfolgen zu wollen, da er, nach einem flüchtigen Blicke auf die nahen Harzgebirge, schnell ablenkend fortfuhr: — „Ich war heute Morgen in Blankenburg und sahe von den Harzbewohnern mehre französische Gefangene einbringen. Den zersprengten Heereshaufen ist es überhaupt schlecht ergangen, die Bauern im Thüringischen haben sie theils erschlagen, theils festgenommen, um sich an der Entweihung ihrer lutherischen Kirchen und den geschehenen Plünderungen zu rächen. Fünf Generale und dreihundert Officiere sind allein bei Roßbach gefangen genommen.“ —

— „Mein Kleist hätte nur nach Halberstadt geschickt werden sollen, er hätte mit einer halben Compagnie alle Franzosen zu Gefangenen gemacht. Aber noch haben wir Gott zu bitten, dem Könige die schwerere Arbeit gelingen zu lassen, denn die Franzosen braucht er am Wenigsten zu fürchten. Aber in Böhmen und Schlesien, dort stehen Prinz Karl und Feldmarschall Daun mit großen Heeren und vor einigen Tagen ist unser König mit seiner kleinen Armee durch die Lausitz nach Schlesien aufgebrochen; Schweidnitz ist von den Oesterreichern genommen, Herzog von Bevern geschlagen und zum Rückzuge über die Oder genöthigt worden und Breslau kann sich kaum mehr halten.“ —

— „Ach ja! wir gehen doch einem traurigen Winter entgegen!“ — seufzte der Domdechant — „das schöne, sauer erkämpfte Schlesien ist verloren!“ —

— „Nimmermehr!“ — rief Gleim laut und stellte sich hochaufgerichtet vor dem nachdenklichen und überraschten Begleiter auf — „Nichts ist verloren, denn unser Friedrich eilt persönlich auf den Kampfplatz, um die Verluste seiner Generäle wieder gut zu machen — ein neues Siegeslied wollen wir zum Weihnachtsfeste singen!“ —

— „Bravo! das ist die Sprache des Grenadiers!“ — erwiderte der Dechant — „sorgen Sie für das Lied, wir werden es mit Jubel empfangen.“ —

Elftes Kapitel.

Die Armee, welche bei Roßbach gefochten hatte, eilte, 14000 Mann stark, in Eilmärschen vom Könige angeführt, durch das verarmte Sachsen, die verödete Lausitz, in der rauhesten Novemberluft dem neuen, mächtigeren Feinde entgegen und hatte in vierzehn Tagen 41 Meilen zurückgelegt. Das Roßbacher Siegeslied des Grenadiers begleitete sie mit seinem ermunternden Jubel. Der alte General Zieten hatte sich an der Oder mit dem Könige vereinigt, war ihm an der Spitze der Husaren verdrießlich entgegen geritten und auf Handdruck und Anrede Friedrich's: — „Zieten, wir wollen's nun besser angreifen!" — geantwortet: — „Ich hab's ja immer gesagt, Majestät, wir beide müssen zusammenhalten, sonst geht es nicht vorwärts!" —

Aber unangreifbar stand die österreichische Armee unter Prinz Karl von Lothringen und Daun im Lager hinter der Lohe; Breslau hatte capitulirt, alle schlesischen Kriegsvorräthe waren verloren gegangen. Es war bereits

der December hereingebrochen. — Der Uebermacht und festen Stellung gewiß, erwartete der Feind die preußischen Angriffe. Eine Estafette kam aus der nahen Stadt Neumarkt in das Lager und meldete, daß am 4. December die Zieten'schen Husaren in die Stadt eingedrungen und mit schwerer Beute aus der Feldbäckerei und dem reichen Proviantmagazine zurückgeritten wären. —

— „Was warten wir noch auf den Angriff?" — rief der ungeduldige Prinz Karl — „wir wollen den Raubstreifereien der Preußen ein Ende machen, die Truppen des Königs sind ohnhin muthlos und haben, wie unsere Spione berichten, mit Wein und Vorspiegelung von Patriotismus künstlich ermuntert werden müssen — auf! lasset uns die Preußen suchen und vernichten!" —

Der Feldmarschall Daun rieth zur Vorsicht und wollte lieber die Preußen im befestigten Lager erwarten.

— „Feldmarschall!" — rief der General der Cavallerie, Graf Luchesi — „wenn Sie es vorziehen, hier stehen zu bleiben, so überlassen Sie es wenigstens dem Prinzen Karl, die Potsdam'sche Wachtparade abzufertigen." —

— „Meine Herren" — setzte ein anderer General hinzu — „wir dürfen das Spiel nicht verpassen, denn wir haben die fünf Matadors in Händen." —

— „Wohlan!" — sagte Prinz Karl — „so befehle ich den Aufbruch — wir haben sechzigtausend Mann Kerntruppen und der König kaum die Hälfte und schlecht beschaffen — wir wollen ihn in seinem Lager bei Parchwitz

angreifen — führen Sie Ihre Colonnen über das Schweidnitzer Wasser und stellen Sie dieselben zwischen Nypern und Leuthen in Schlachtordnung — " —

So lautete der Befehl des österreichischen Heerführers; eine gerüstete, patriotische Kriegsschaar, die man spöttisch die Potsdam'sche Wachtparade nannte, sollte vernichtet werden.

In derselben Stunde, wo König Friedrich den Ausmarsch der Oesterreicher erfuhr, versammelte er auf offenem Felde seine Generäle und höheren Officiere um sich und redete sie an: — „Ich vertraue auf Ihren Muth, Ihre Standhaftigkeit und Vaterlandsliebe; es ist keiner unter Ihnen, der sich nicht durch eine große Handlung bereits ausgezeichnet hätte; der Zeitpunkt rückt heran, wo der Staat nochmals Ihre Tapferkeit zu fordern berechtigt ist. Ich würde glauben, nichts gethan zu haben, ließe ich die Oesterreicher im Besitze Schlesien's; ich werde gegen alle Kriegskunst den Feind, in dreifach größerer Zahl als wir, angreifen, wo ich ihn finde — wir müssen ihn schlagen oder uns Alle vor seinen Batterieen begraben lassen. Ist aber Einer hier, der sich fürchtet, so kann er noch heute seinen Abschied ohne Vorwurf erhalten!" —

— „Wir folgen Eurer Majestät in den Tod! Gut und Blut für unseren König!" — riefen die versammelten Officiere und der König sprach: — „Gehen Sie nun in das Lager, wiederholen Sie es Ihren Regimentern — leben Sie wohl! in Kurzem haben wir den Feind geschlagen oder — wir sehen uns nie wieder!" —

Der andere Morgen — der fünfte December — grauete. — Ehe noch der Tag anbrach, stellten sich die Streiter in vier Colonnen auf und die Feldprediger beteten für sie zu Gott. Auf dem freien Felde hielt der König und sahe die zur Schlacht ausrückenden Truppen an sich vorüberziehen; todesmuthig stimmten sie ein Lied aus Luther's Gesangbuche an:

— „Gieb, daß ich thu' mit Fleiß, was mir zu thun gebühret,
Wozu mich dein Befehl in meinem Stande führet,
Gieb, daß ich's thue bald, zu der Zeit, da ich's soll,
Und wenn ich's thu', so gieb, daß es gerathe wohl."" —

— „Majestät" — fragte ein neben dem Könige haltender Obrist — „sollen die Soldaten das Singen auch unterlassen?" —

— „Nicht doch" — antwortete Friedrich — „lasse Er das, mit solchen Leuten wird Gott mir heute gewiß den Sieg verleihen!" —

Die Armee war mit ihren Avanttruppen schon im Nebel des frühen Morgens unsichtbar geworden, als der König fortsprengte und sich dem Vordertreffen näherte. Aus der Ferne, zwischen Borna und Lampertsdorf erscholl bereits Gewehrfeuer herüber, die preußischen Husaren waren mit den österreichischen Vorposten zusammengetroffen; nicht lange währte es, so traf die Nachricht bei dem Könige ein, daß seine Husaren 800 Gefangene gemacht hätten. — „Man führe mir Einige davon vor" — befahl Friedrich. Es ge-

schahe. Als der König sich über die Stellung der Oesterreicher bei ihnen erkundigt hatte, sahe er plötzlich einen der Gefangenen groß an und sprach: — „Ihn kenne ich — Er ist preußischer Grenadier gewesen, ist Er ein geborner Preuße?" —

— „Nein Majestät, ein Elsasser" —

— „Und Er konnte mich verlassen?" —

— „Ew. Majestät halten zu Gnaden, es stand doch gar zu schlecht mit uns; da bin ich neulich vom Regiment gelaufen und habe mich bei den Oesterreichern anwerben lassen." —

— „Laßt uns noch einmal unser Glück versuchen." — sagte der König — „läuft's schlecht ab, so wollen wir morgen Beide davon laufen." —

— „Gut, schicken Sie mich wieder zum Grenadierregimente zurück, ich will den Ausreißer vergessen machen" — Der König ließ ihn wieder in das Regiment zurückbringen und ritt auf Radaxdorf zu. Der Mittag nahete heran, die Nachricht über die Frontstellung der Feinde beschäftigte den Feldherrn ausschließlich. Da befahl er: — „der rechte Flügel soll zum Angriff vor, der linke zurückhalten — die schräge Schlachtordnung, womit Epaminondas bei Mantinäa, Alexander bei Arbela, Cäsar bei Pharsalus gesiegt haben, muß auch uns zum Ziele führen!" — und alsbald flog der Befehl von Flügel zu Flügel. Um zwei Uhr Nachmittags begann die Schlacht — mit der Kraft eines Orkans stürzten sich die preußischen Regimenter auf die Batterien

bei Fichtenbusch und erstürmten den Kirchhof des Dorfes Leuthen, unaufhaltsam trieb eine todesmuthige Begeisterung die preußischen Kämpfer in die linke Flanke der Oesterreicher, welche überflügelt wurde, und die Weichenden, denen der Rückzug über das Schweidnitzer Wasser einziger Rettungsweg blieb, wurden von Fluth und Kugeln vernichtet. Dampf, betäubender Geschützdonner, hereinbrechende Nachmittagsdämmerung beherrschten die Gegend, Fliehende stürzten von Dorf zu Dorf, Todte und Aechzende bezeichneten die verwüstenden Spuren des Vordringens der Preußen. —

Im Schlosse zu Lissa, anderthalb Stunden vom Wahlplatze entfernt, saßen in einem der Säle mehre österreichische Generäle und Stabsofficiere, welche ihre zerstreueten Truppen verlassen hatten und auf schweißtriefenden Rossen angekommen waren; sie selbst sahen erhitzt, wenn auch nicht gerade muthlos aus.

— „Für heute sind wir genug gelaufen" — sagte ein dicker, gemüthlicher General — „hier sind wir in Sicherheit, wir wollen diese Nacht hier bleiben, uns ein gutes Abendbrot anrichten lassen und dem Prinzen Karl die Rechnung schicken." —

— „Wie er auch aus dem festen Lager ziehen konnte, Daun hat's nicht gewollt, hat müssen." —

— „Mag er's in Wien ausfechten — aber wie steht's denn? Es ist schon fünf Uhr und so dunkel, wie zu Nacht — die Preußen werden das Verfolgen wol bleiben lassen, denn wir haben ihnen auch den Nachmittag sauer gemacht,

es werden ihrer nicht viel mehr übrig geblieben sein, als gerade zur Potsdamer Wachtparade nöthig sind." —

— „Unser guter Luchesi ist geblieben — schade um den guten Kameraden — aber was essen wir? Daun wird, wenn die Plänkelei mit dem Nachzuge vorüber ist, auch auf's Schloß kommen, um zu verabreden, wo wir uns wieder sammeln, denn wir haben noch genug Leute, um die Schlacht morgen wieder zu beginnen." —

— „Darum bedürfen wir eines guten Abendessens — heda — wer hat die Wirthschaft hier im Schlosse?" — So rief ein gemüthlicher General, in die Hände klatschend, aus der offenen Saalthür. Ein Voigt erschien. — „Es soll ein gutes Abendbrot gemacht, Wein aus dem Keller geholt, der Tisch anständig servirt nnd Licht gebracht werden!" — Der Schloßvogt fügte sich dem Befehle der gewaltsamen Gäste und setzte die Küche in rasche Bewegung, während die Reitknechte der Generäle für sich und die Pferde zu sorgen bestrebt waren. Nach einer Stunde, in welcher die Herren sich gemächlich unterhalten oder ein Schläfchen gemacht hatten, wurde die Tafel auf das Eleganteste servirt, silberne Leuchter warfen ihren hellen Kerzenglanz über die reichbesetzte Tafel, der Wein perlte, die Herren banden sich gemüthlich ihre Servietten vor, griffen hungrig nach den gebratenen Hühnern und wollten eben die Messer ansetzen, als Geräusch von Pferden und Menschen im Schloßhofe entstand und der ängstliche Ruf: — „die Preußen sind da!" — sie von der Tafel aufschreckte. In der Bestürzung

eilten sie, ohne die Servietten abzulegen, an die Saalfenster, aber erkannten in der Dunkelheit nur ein Gedränge von Soldaten; sie stürzten nach der Thür — da tritt ihnen König Friedrich lächelnd entgegen, nimmt höflich seinen Hut ab und ruft: — „**Bon soir, Messieurs.**" —

Die Generale, mit ihren Servietten unter dem Kinne, standen verdutzt dem Könige gegenüber; Einer und der Andere schielte, stillen Abschied nehmend, nach der wohlbestellten Tafel zurück. Der König betrachtete sie spöttisch und fuhr fort: — „Ich bitte Sie meine Herren, mir zu erlauben, daß ich Ihr Gast sein darf — setzen Sie Sich." — Die Bestürzten sahen sich an, wußten nicht, wie ihnen geschahe, zögerten und traten zurück. Der Gedanke an eine Flucht aus der Thür wurde durch den Anblick preußischer Grenadiere und Husaren erstickt, welche an der Saalthür sichtbar wurden. — „Setzen Sie Sich, ich bitte" — sagte der König mit ironischer Artigkeit und nahm am Tische Platz. Die österreichischen Generäle gehorchten; dem Beispiele des Königs folgend, ließen sie es sich allmälig gutschmecken und fingen an, zutraulich zu werden.

— „Nun kann ich Sie, meine freundlichen Wirthe, auch zugleich über den Ausgang unserer heutigen Affaire benachrichtigen" — begann der König in bester Laune — „wenn Sie auf Ihren Feldmarschall hier lauern, so rechnen Sie nicht mehr darauf, denn meine Cavallerie hat ihn schon bis Sara gejagt." —

Die Oesterreicher machten lange Gesichter, der Bissen blieb ihnen zwischen den Zähnen stecken, sie sahen sich unruhig an. —

— „Fürchten Sie nichts, meine Herren, wir wollen gute Freunde sein. Sie bewirthen mich ja so unerwartet gut und das verdient Rücksicht. Trinken Sie, auf das Wohl meiner erlauchten Cousine, der Kaiserin!“ —

Solche Sprache machte die gemüthlichen Oesterreicher schnell zutraulich, sie tranken und wurden heiter. Plötzlich erhob sich der König und alsbald traten preußische Husaren in den Saal. — „Meine Herren“ — sprach der König zu der munteren Tischgesellschaft — „ich bedauere sehr, daß ich so unhöflich sein muß, Ihnen Ihre Degen abzufordern, und meine freundlichen Wirthe für Kriegsgefangene zu erklären. — Von nun an betrachte ich mich als Ihren Wirth.“ —

Die Oesterreicher wußten nun erst recht nicht, wie Ihnen geschehen war, verwirrt gaben Sie den hinzutretenden Husaren ihre Degen und ließen sich ruhig als Gefangene abführen.

Der König nahm im Schlosse sein Nachtquartier; er war so guter Laune, daß er sich Schreibzeug bringen ließ und in seinem Schlafzimmer einen lustigen „Abschied“ in französischen Versen schrieb, um ihn am andern Morgen dem Feldmarschall Daun nachzuschicken.

Und während der König in der mitternächtigen Stunde seine Siegesfreude in humoristischen Versen sprudeln ließ,

lagerte seine treue Armee die Nacht über auf dem von Leichen bedeckten Schlachtfelde — und als die Wachtfeuer loderten und ihr unheimlicher Schein den Boden und die dicke Luft mit röthlicher Färbung erleuchtete, da erscholl in feierlicher Weise von Regiment zu Regiment der Gesang: — „Nun danket alle Gott!“ —

Am anderen Morgen ritt der König über das Schlachtfeld, um für die Beerdigung der Todten und die Pflege der Blessirten zu sorgen. Sein Humor war verschwunden, er hielt sein Roß an und die Thränen rollten ihm unwillkürlich über die Backen. Die von der Nachtkälte halberstarrten Verwundeten und Verstümmelten, die Klagetöne des Schmerzes hatten sein Auge und Ohr gefesselt und sein Herz tief erschüttert. — „Wie viel verloren wir?“ — fragte er einen neben ihm haltenden alten General. — „Sechstausend Mann, Majestät“ — war die Antwort. — „Ach! wann werden meine Leiden enden?“ — rief der König aus und hielt die Hand vor die Stirn. —

— „Majestät“ — hub ein General an, welcher den König ermuntern wollte — „ich gratulire zur gewonnenen Bataille, ich kann Ihre schöne Schlachtordnung nicht genug rühmen.“ —

— „Das hat ein Höherer gethan“ — antwortete Friedrich schnell und zeigte zum Himmel.

— „Ja, der Herr oben und Eurer Majestät vortreffliche Dispositionen“ — sagte General von Rezow. —

— „Die allein helfen nicht — indessen kommt wol

Eins zum Andern" — erwiderte der König und lenkte sein Roß. In demselben Augenblicke zog eine Truppe vorüber, welche munter sang:

„„Es lebe durch des Höchsten Gnade
Der König, der uns schützen kann;
So schlägt er mit der Wachtparade
Noch einmal sechszigtausend Mann!"" —

Der König sahe wieder heiter aus und fragte: — „Wo ist Prinz Moritz von Dessau?" — Man zeigte in die Gegend, wo der Genannte mit seinem Stabe weilte. Der König gallopirte sofort dahin, ritt, als er den Prinzen gewahrte, auf ihn zu, gab ihm die Hand mit großer Freundlichkeit und sprach: — „ich gratulire zum Siege, Herr Feldmarschall." —

Prinz Moritz, mit dem der König seit der unglücklichen Schlacht bei Kollin, deren Verlust er ihm vornehmlich zuschrieb, fast nur in kalter, kurzer Dienstweise geredet hatte, war von der Freundlichkeit des Königs so betroffen, daß er die Erhebung zum Feldmarschall überhörte. — „Ich gratulire zur gewonnenen Bataille, Herr Feldmarschall" — wiederholte der König lauter und setzte, damit es die umgebenden Officiere hören sollten, mit vernehmlicher Stimme hinzu: — „Sie haben mir gestern so geholfen und Alles so vollzogen, wie mir noch nie Einer geholfen hat." —

— „Wie steht's mit den Oesterreichern?" — fragte er, die dankbare Antwort des Prinzen unterbrechend.

— „Majestät, Zieten verfolgt sie und wird sie bis nach Böhmen jagen; sie haben an 27000 Mann verloren, 15 Generäle und 700 Officiere befinden sich unter den Gefangenen; so weit mir bis jetzt gemeldet ist, sind 116 Kanonen, 51 Fahnen und 4000 Bagagewagen in unsere Hände gefallen.“ —

— „Das ist ein gutes Stück Arbeit in drei Stunden gewesen“ — versetzte der König zufrieden. — „Wir fingen um zwei Uhr an und waren mit einbrechender Dunkelheit um Fünf fertig. Nun müssen wir aber rasch auf Breslau vorrücken, um dort, wenn auch erst spät, das Winterquartier zu genießen. Schicken Sie die Feldjäger fort nach Berlin, den kriegsgefangenen Fürsten Lobkowitz will ich selbst mit einem Briefe an seine Kaiserin zurückschicken.“ —

Friedrich gönnte sich keine Zeit, länger in der Gegend von Leuthen zu ruhen; — er führte seine Truppen auf Breslau zu, welches sich am 19. December ergab und wo er ihnen bald sichere Winterquartiere anwies. Mit der Armee und durch das preußische Volk zog aber plötzlich ein neuer Siegesgesang des preußischen Grenadiers, der, wie vom Winde getragen, in Berlin, Schlesien, Sachsen bis nach den entferntesten Grenzen des Reiches ertönte; der geheimnißvolle, patriotische Soldat sang:

„„Im allerhöchsten Siegeston — Erschalle Schlachtgesang,
Der stolze Feind, er ist entfloh'n — Bei uns'rer Waffen Klang.

Zu feiern großes Siegesfest — Beschlossen sie in Wien,
Sie meinten: halt! der kleine Rest — Ist unser morgenfrüh.

Zehntausend Donner brachen los — Zehntausend folgten nach,
Groß war des Todes Erndte, groß — Bei tausend Weh' und Ach!

Uns drohte fürchterlich Geschütz — Du führtest uns darauf!
Nicht Donnerschlag, nicht rother Blitz — Hielt Deine Helden auf.

Und wie der Himmel feuerroth — Entbrannt auch unser Herz,
Wir waren Alle lauter Tod — Und Tod war unser Scherz.

Der Todesengel schwarze Schaar — Flog über das Gefild,
Und Leuthen's weite Feldflur war — Mit Leichen überfüllt.

Und Keinem gaben wir Pardon — Wie sie auch ängstlich fleh'n,
Pandur! hier hast du deinen Lohn — Und kannst nach Hause geh'n.

Wir aber singen Siegsgesang — Der stolze Feind entwich,
Heil! dreimal Heil beim Waffenklang — Heil unser'm Friedrich!""

Der Winter war in stiller Quartierruhe für die preußischen Armee-Colonnen vorübergegangen, das Jahr 1758 hatte begonnen und der König, obgleich er sich nach Frieden sehnte und auch in diesem Sinne einen Brief an die öster-

reichische Kaiserin geschrieben hatte, war nicht unthätig gewesen, seine Regimenter wieder vollzählig zu machen; aus ganz Deutschland eilten kampffähige Leute unter seine Fahne, der Name Friedrich erklang selbst in England, Frankreich und den süddeutschen Staaten mit Ruhm und seine Partei in jenen Ländern wurde immer populärer. Eine Partei der Bewegung, welche in Friedrich den Helden und Philosophen, und damit den Fackelträger neuer Zeitideen und Schöpfer neuer Zustände erblickte, gewann in ganz Europa einen Anhang in der öffentlichen Meinung. England stürzte den preußenfeindlichen Minister und setzte Pitt an dessen Stelle, man feierte in London Siegs- und Geburtstag des preußischen Königs, hob die für Friedrich nachtheilige Convention vom Kloster Zeven auf, eröffnete sogar englische Geldsubscriptionen für ihn und selbst einzelne reiche Lords und Lady's schenkten ihm ansehnliche Geldsummen für die Armee. Die ganze protestantische Schweiz war preußisch gesinnt, Frankreich war, trotz der Schlacht bei Roßbach, für Friedrich begeistert und sang Spottlieder auf Soubise und die Reichsarmee.

Daß der patriotische Enthusiasmus auch in Leipzig seine bereitwilligen Herzen fand, war vorauszusehen. Kleist, welcher noch immer in Leipzig als Director des Feldlazareths gefesselt wurde, empfing die Nachricht von dem Siege bei Leuthen mit der schmerzvollen Begeisterung, welche im Jubel der gewonnenen Schlacht nur beklagt, nicht selbst am Ruhme mit betheiligt gewesen zu sein. Seine einzige und liebste Erholung war der Briefwechsel mit Gleim, den er um diese

Zeit mit großem Eifer unterhielt, da der tägliche Dienst ihm keine Stimmung und Muse zu dichterischen Arbeiten vergönnte. Da der König den Prinzen Heinrich beauftragt hatte, mit seinem Corps Sachsen gegen feindliche Einfälle zu schützen, so war die Nähe dieses Prinzen, welcher abwechselnd in Dresden und Leipzig sein Quartier nahm, für Kleist eine Beruhigung, in sofern er hoffte, daß der Prinz ein ihm, bei gelegentlichem Besuche des Lazarethes gegebenes Versprechen, ihn bald zu bevorstehenden Kriegsthaten verwenden zu wollen, verwirklichen werde.

Es war in der ersten Woche des Maies, als der Obrist von Tauenzien dem Major von Kleist begegnete. — „Lieber Camerad" — rief er ihm in seiner gewöhnlichen Munterkeit entgegen — „machen Sie Sich nur reisefertig, heute Morgen habe ich den Befehl beim General gesehen, wodurch Sie von der Lazarethdirection entbunden werden — Sie müssen aufbrechen!" —

Kleist's Antlitz leuchtete in muthiger Freude und glücklicher Ueberraschung. — „Wir werden Alle was zu thun bekommen" — fuhr der Obrist fort — „es sieht schlimm aus, die Russen kommen uns auch über den Hals, die Oesterreicher unter Daun ziehen sich zusammen und nun führt der Teufel die Franzosen wieder nach Westphalen und Herzog Ferdinand von Braunschweig hat schon über die Weser zurückweichen müssen." —

— „Welche Nachrichten haben Sie vom Könige?" — fragte Kleist besorglich.

— „Nur die besten — nachdem er vor drei Wochen die Festung Schweidnitz mit Sturm genommen hat, dringt er in Mähren ein, wo unser Feldmarschall Keith Olmütz belagern und um jeden Preis nehmen soll. — Ich will hoffen, daß es bald geschieht, denn ein schlimmerer Feind ruft den König und seine Armee nach der Neumark. Die Russen unter dem Grafen Fermor haben Königsberg in Besitz genommen und machen Miene, in Posen einzurücken — unser Berlin ist in großer Gefahr, es ist eine desparate Zeit, denn wenn der König seine Kräfte aus Schlesien wegzieht, wo er Daun und Laudon beobachten muß, und gegen die Russen führt, dann machen sich die Oesterreicher mausig und obenein hat Graf Dohna in Pommern genug mit den Schweden zu thun, um den Russen in Frankfurt an der Oder auf eigene Hand begegnen zu können.“ —

— „Und ist ganz Europa gegen uns, so wird der König schon damit fertig werden, so lange es Soldaten giebt, wie bei Leuthen — ganz Europa wird keine Streusandbüchse voll Erde von unserem preußischen Boden bekommen!“ — rief Kleist im Eifer mit kühn lodernden Blicken.

— „So lange der König seinen guten Humor nicht verliert, ist mir nicht bange“ — erwiderte Tauenzien — „er soll vor ein paar Tagen in Littau, wo er sein Hauptquartier hatte, laute Späße gemacht haben, als ein Brief vom Marquis d'Argens aus Berlin eingelaufen war. — „Der Brief riecht nach Cassia und Sennesblättern, daß man

schon beim Oeffnen das Abweichen bekommt“ — hat er zu seiner Umgebung gesagt — „der gute Freund macht aus seinem armen Körper eine Apotheke und sein Brief behält auf sechzig deutsche Meilen noch medicinische Kraft, um nach acht Tagen auf mich zu wirken. Am Ende wird man noch durch mittheilende Kraft der Mittel, welche Andere genommen haben, durch bloße Briefe purgiren und von einem Ende der Welt zum andern Abführungsbriefe schicken, wie Wechselbriefe die zahlbar au porteur sind.“ —

— „Aber hat er nicht auch sein politisches Testament gemacht, weil der Feldzug gegen die Russen alle möglichen Zufälle über ihn verhängen könnte?“ —

— „Ja, ja, man sagt's, er hätte von Grüssau aus unserem Prinzen Heinrich seine letztwillige Verordnung zugeschickt — aber er muß dabei nicht sonderlich besorgt gewesen sein, denn der Feldjäger, den ich selbst gesprochen habe, erzählte, der König mache Verse, läse im Lucrez und auf seinem Tische habe ein unvollendeter Brief an Algerotti gelegen, worin er schreibt: „es ist schwerer, böse Frauen, als tapfere Männer zu besiegen — ein neues Triumvirat will die Freiheit Europa's, für die ich kämpfe, unterjochen — zwei Weiber und die Franzosen obenein plagen mich, aber ich muß damit fertig zu werden suchen.“ —

— „Gott gebe es!“ — sprach Kleist nachdenklich — plötzlich aber richtete er sich stolz empor, blickte edel und entschlossen den Obristen an und rief: — „Preußen ist be-

stimmt, Europa zu besiegen — nicht ein Sandkorn wird es an die Feinde verlieren!" —

Die vorläufige Mittheilung des Obristen ging schon nach wenigen Tagen in Erfüllung. Ein Befehl des Prinzen Heinrich entband Kleist von seiner Lazarethdirection und gab ihm auf, am 11. Mai mit einem Commando vorläufig nach Bernburg aufzubrechen. — „Mir ist, als ob ich im Himmel wäre!" — schrieb er an Gleim — „morgen geht es wirklich vorwärts — o! wenn ich Sie doch noch einmal sehen, noch einmal in Bernburg umarmen könnte, um Ihnen meine Freude, meine Hoffnung zu zeigen!" —

Kleist war in Bernburg angelangt; aber der geträumte schnelle Aufbruch gegen den drohenden Feind verzögerte sich auch hier wieder, weil Prinz Heinrich immer noch nicht Sachsen verlassen durfte. Die Franzosen waren aus Westphalen wieder vorgedrungen und hatten plündernd und sengend das unglückliche Halberstadt abermals besetzt, wo sie ärger als zuvor hauseten. Diesesmal hatte auch Gleim viele Mißhandlungen und Verluste zu erdulden, im Ingrimme klagte er in Briefen seine Noth an Kleist und dieser wünschte nichts mehr, als das Glück zu erleben, zur Befreiung Halberstadt's abgesendet zu werden. — „Und hätten die Feinde Tigerkrallen" — schrieb er an Gleim — „ich wollte sie in einer Stunde vernichten!" —

Ungeduldig erwartete er die Nachrichten von Halberstadt's Entsetzung und von dem Kriegsschauplatze, dem seine Seele sehnsüchtig zustrebte, zumal er hörte, daß der König

die Belagerung von Olmütz am zweiten Juli hatte aufgeben müssen, um einen gewagten, von Daun's Zögern unterstützten Rückzug nach Böhmen zu machen; er hörte, daß die Russen unter Grafen Fermor Posen genommen und Cüstrin bombardirt hatten, wo König Friedrich ihm in großer Eile entgegen marschirt war. Graf Dohna hatte ihm sein Corps in Paradeaufzug zugeführt und der König ihm gesagt: — „Seine Leute haben sich außerordentlich geputzt, ich bringe welche mit, die bei Roßbach und Leuthen gewesen sind, die aussehen, wie die Grasteufel, aber beißen." —

Schon war der August zu Ende; Gleim hatte schon längst seinem Kleist die frohe Kunde gemeldet, daß die Franzosen in aller Hast das gebrandschatzte Halberstadt wieder verlassen hätten und wol nicht wiederkommen würden, da Herzog Ferdinand von Braunschweig die französische Armee bei Crefeld geschlagen und über den Rhein zurückgetrieben hatte; — eine andere, nicht minder wichtige Kunde lief aber mit lautem Jubel durch das Preußenland; eine neue Schlacht hatte Friedrich bei Zorndorf geschlagen! — Die Russen, mit ihrer heiligen, von Popen begleiteten Fahne und in der Begeisterung, welche der von den Popen bei dem Segen ausgetheilte Branntwein hervorgelockt hatte, waren von dem halb so großen, aber von ächtem Muthe beseelten Heere Friedrich's furchtbar geschlagen, selbst die hinter der Schlachtordnung aufgestellten Bagagewagen und Branntweinvorräthe konnten die flüchtigen Russen nicht wieder zum Stehen bringen und, obgleich noch einmal bei dem

nahen Wilkersdorf einige russische Generäle den Platz behaupten und noch in eingebrochener Nacht den Kampf, in dem Friedrich selbst in das dichteste Gefecht gerieth, wieder aufnehmen wollten, so trieb doch Seidlitz mit seiner Reiterei den Feind zurück und machte den König zum Sieger des Tages.

In der glücklichsten Stimmung dieser Siegesnachricht erhielt Kleist ganz unerwartet Befehl, sich zum Anschlusse an die Armee des Prinzen Heinrich zu rüsten, da dieser das sächsische Land verlassen und gegen Hof vorrücken wolle, während General Fink die Behütung Dresden's übernehmen sollte.

— „Gottlob!" — rief Kleist — „endlich! — nun heißt's, die stete Klage über Unthätigkeit zu Ehren bringen, damit sie nicht eine sentimentale Beschönigung wird — Gott! führe mich in den Kampf, damit ich sterbe —" .. Hier verstummte er plötzlich, blickte glühend durch's Fenster in die schöne, grüne Landschaft und setzte sanft, feierlich, voll Inbrunst hinzu: — „damit ich den Frieden verdiene, nach dem die tiefste Sehnsucht meiner Natur lechzt." —

Als ob die Vorsehung noch einmal das Herz des tief fühlenden Dichters mit aller Seligkeit der Freundschaft und Hoffnung füllen wollte, führte sie ihm noch die Erfüllung des langgenährten Wunsches zu; — ein heiterer Septembermorgen, der letzte Tag vor dem Aufbruche, weckte ihn früh durch ein fröhliches Postillonhorn, welches aus der Ferne ertönte. Es blies die Melodie eines Grenadierliedes

das Jedermann kannte. Wie groß war aber sein Erstaunen, als eine Postchaise vor seinem Quartier hielt und ein suchendes Antlitz hervorlächelte, als ein weißes Tuch ihm, der an's Fenster getreten war, winkend entgegen wehete. Gleim war es — sein Gleim, dem er freudetrunken in die Arme eilte.

Dieser hatte die Nähe des Freundes nicht versäumen und vor dem ihm gemeldeten Abmarsche noch einmal das Glück des Wiedersehens, des unmittelbaren Austausches erleben wollen. — Mit Heiterkeit und froher Aufregung waren sie sich in die Arme gefallen, hatten stumm, Auge in Auge, die seligsten Empfindungen geschöpft, aber unwillkürlich war das Herz beklommen, der Blick ernst, die Bewegung der Seele zu einer bangen Ahnung geworden; sie löseten ihre Arme, sahen schweigend einander mit zärtlicher Wehmuth an, als hätten sie ein träumerisches Schreckbild geschaut — Gleim's feuchter Blick ruhete flehend, wie im stillen Gebete, auf dem ernsten, sanft und mitleidig, aber voll feierlicher Ruhe in das Freundesauge blickenden Kleist. —

— „O! mein Gott!“ — seufzte Gleim — „ich muß daran denken, wann wir uns wiedersehen, sobald heute die Trennungsstunde geschlagen haben wird!“ —

— „Lieber Gleim“ — antwortete Kleist mit einer Feierlichkeit, die fast wie prophetische Ahnung klang — „der Schluß meiner Ode an die preußische Armee wird wahr werden, Ehre oder Tod, ohne eines von beiden werden wir entweder hier oder jenseits uns wieder vereinigen.“ —

— „Denken Sie nicht an den Tod“ — erwiderte Gleim mit gewaltsamer Selbstbeherrschung, da er von der schweren Ahnung plötzlich befallen war, als sähe er seinen theuersten Freund heute zum letzten Male. — „Lassen Sie uns davon reden, wie wir uns des Lebens freuen wollen, wenn der Krieg, welcher ja nicht immer fortdauern kann, beendigt, mein Kleist mit dem Bewußtsein großer Thaten heimgekehrt sein und dann die Poesie unseren, von Friedrich erkämpften, ewigen Frieden verherrlichen wird.“ —

— „Ja, Freund — ich sinne und freue mich auf Krieg, aber es ist keine Lust am Kriege, sondern nur der lebhafte Drang, Theil am Kampfe um den Frieden zu nehmen, um denselben einst nicht ohne Beschämung einer Verdienstlosigkeit genießen zu können. — Immer inniger sehe ich nach dem goldenen Friedenshorizonte jenseits des Krieges hinaus.“ —

— „O! wie entzückt mich der idyllische Hintergrund Ihrer kriegerischen Bahn“ — rief Gleim dankbar — „wie glücklich wollen wir dann Friedenslieder singen und ich werde Ihnen folgen in das Sommergemälde Ihrer ländlichen Gesänge.“ —

— „Ich werde ein Landmann werden“ — sagte Kleist mit großer Bestimmtheit; — „gleich nach beendigtem Kriege fordert es meine Ehre, daß ich den Abschied von der Armee nehme.“ —

— „Ihre Ehre?“ —

— „Seit Anfang dieses Jahres sind mir allerdings manche Aufträge zu Theil geworden, welche mir das Ver-

trauen des Königs beweisen, wenn sie auch solche Aufträge waren, die nicht den mindesten Abglanz rühmlicher Gefahr herbeiführen konnten. Aber es ist meine Ehre dennoch gekränkt — funfzig andere, im Kampfe ausgezeichnete Majors sind mir im Avançement vorgezogen — das gerade machte mir mein Garnisonleben so drückend und diese Zurücksetzung verträgt sich nicht mit den militairischen Begriffen der äußeren Ehre.“ —

— „O! mein Kleist — und doch danke ich Gott, daß Sie nicht in Gefahr gekommen sind, da ich Ihren tapfern Heldenmuth kenne.“ —

— „Mit ganzer Seele will ich dem Könige so lange dienen, als er der getreuen Männer bedarf, will freudig für ihn bluten und sterben, aber ich leide durch ihn auch nicht den leisesten Makel auf meiner Ehre. Bleibe ich leben und habe ich mit gesichertem Frieden meinen Abschied genommen, dann werde ich auf mein kleines Gut Ruschitz ziehen, das mich wol ernähren kann. Mein Feld und meine Gärten sollen mir Unterhalt geben, dann will ich Kohl pflanzen und Alleen, Hecken und Blumen — und die friedliche Landschaft wird mich vielleicht in die Dichterträume des glücklichen Idyll's zurückführen.“ —

Gleim umarmte den Freund, um seine Rührung und die feuchten Augen zu verbergen, da ihm eine, nicht zu überwindende Beklommenheit auf der Seele lastete. Auch in der Hoffnung der idyllischen Zukunft Kleist's lag ein feierlicher Ernst, ein schmerzliches, unausgesprochenes Gefühl. Gleim

suchte, um die kurzen Stunden seines Aufenthaltes mit heiteren Eindrücken zu füllen, das Gespräch auf andere Freunde, auf Literatur und das Leben in Halberstadt zu leiten; er erzählte von der letzten französischen Occupation, von der Plünderung und Verwüstung des Privateigenthums, von der Brandschatzung der armen Stadt, welche 200,000 Thaler hatte zahlen müssen — er erzählte von Uz, Sulzer, Lessing, Klopstock und Ramler. — Plötzlich erhob sich Kleist, trat an einen Pulten und nahm ein leinenes Beutelchen heraus. — — „Sehen Sie, Gleim, hier habe ich mir zweihundert Thaler gespart, bewahren Sie mir dieselben auf, wären Sie nicht gekommen, so hätte ich sie Ihnen heute noch nach Halberstadt geschickt. Sie sollen ein Vermächtniß sein für den Fall meines Todes an Freunde, welche das Geld brauchen. Wenn Sie hören, daß ich im Felde geblieben bin, dann vertheilen Sie das Geld zu zwei Hälften an Lessing und Ramler — sie mögen sich meiner dabei erinnern.“ —

Diese Aeußerung öffnete plötzlich das beklommene Herz Gleim's, der Gedanke des ewigen Abschiedes entlockte seinen Augen Thränen. — „O! Kleist, sprechen Sie nicht von dem Tode, das Geld werde ich Ihnen bewahren und einst mit heiterem Sinne zurückgeben.“ —

Mit feierlichem, wehmüthigem Lächeln betrachtete Kleist seinen, mit dem Ueberquellen der Rührung kämpfenden Freund. — „Nein“ — sprach er in plötzlichem Eifer — „geben Sie den beiden Freunden diese zweihundert Thaler

gleich, sie sollen sie mir einmal, im Falle ich lebe, wiedergeben, wenn sie recht reich geworden sind." —

Gleim hatte keine Worte, er legte das Geld in seinen Hut auf den Tisch, trat an das Fenster und betete inbrünstig für die Erhaltung seines Freundes. Dann strengte er sich an, die resignirende Stimmung desselben für eine hypochondrische Laune zu halten, aber das eigene beklommene Herz widersprach lautlos diesem erzwungenen, nach Trost ringenden Vorwande. — Kleist war gerade heute so feierlich froh, so ruhig, so verklärt, ernst und mild.

Der Abend und damit die immer schwerer auf dem Gemüthe lastende Trennungsstunde rückte heran — Gleim weinte innerlich. Kleist wurde stiller, aber von sanfter Zärtlichkeit und männlicher Festigkeit beseelt. Der Postillon blies bereits, um sich anzumelden, unter dem Fenster — die Freunde tranken zum Abschiede auf ungewisse Zeit das letzte Glas Wein.

— „Nun noch eine letzte Frage" — rief Kleist, dem zögernd aufstehenden Gleim folgend und vertraulich die Hand desselben ergreifend — „wird der preußische Grenadier auch ferner die kommenden Schlachten besingen? Darf ich, wenn der Siegeston einst meine Lagerruhe umklingt, oder auf dem Marsche von meinen Soldaten angestimmt wird, darf ich dann dem Gedanken mich hingeben, daß mein Gleim mir nahe ist, daß er mich begleitet?" —

Gleim blickte ihn wehmüthig lächelnd an. — Dann nickte er vertraulich und sprach: — „Ich lebe alle Schlach-

ten des Königs mit, ich begleite Sie, erkennen Sie mich im Jubel der patriotischen Soldaten wieder." —

— „Ha! so hat meine Ahnung mich nicht getäuscht — Gleim, Sie sind der singende preußische Grenadier?" —

— „Ja, Freund — Ihnen gestehe ich's ein, bewahren Sie das Geheimniß, empfinden Sie meine Nähe, wenn das Grenadierlied gesungen wird." —

— „Sie haben wie ein ächter Grenadier Schlachten mit gewinnen helfen, Gleim — die Begeisterung erhielten Sie frisch im preußischen Herzen — o! Freund! wie froh werde ich nun mit einstimmen!" —

Sie umarmten sich stumm; das weiche Gefühl Gleim's blutete, Kleist sahe leuchtend, ermunternd dem Freunde in die nassen Augen. Sie nahmen Abschied; — aber von Neuem, als wäre es eine Trennung auf ewig, fielen sie sich in die Arme und hefteten Auge in Auge. — „O! mein Gott!" — schluchzte Gleim und riß sich los; Kleist folgte an den Wagen, Keiner konnte reden, ihre Arme strebten zu einander, da zogen die Rosse an, das Posthorn schmetterte fröhlich! — Gleim bog sich aus dem Wagen und glaubte, den Freund mit der Hand durch die dunkle Luft winken zu sehen, dann bedeckte er das heiße Gesicht und weinte. —

— „Lebe wohl!" — flüsterte Kleist, als der Wagen in der Abenddunkelheit verschwand; — „ob wir uns wiedersehen?" —

Am andern frühen Morgen brach er mit seinem Corps auf. Die Soldaten zogen vor die Stadt auf die Landstraße, Kleist ritt neben ihnen in stillen Gedanken. Wie es bei den preußischen Soldaten Gewohnheit war, stimmten sie auch jetzt, ehe sie Lieder vom König sangen, ein geistliches Lied an, womit sie den Morgen begrüßten. Kleist horchte danach, er vernahm die Worte, daß Gott den Menschen viel Gutes erweise, ihnen Freude gebe und man ihn loben müsse. Eine tiefe Rührung trat in seine Seele, er schauete mit feuchten Augen in den Morgenhimmel, ritt dann, um unbeachtet zu bleiben, voraus und in seiner Dichterseele sammelten sich Gedanken und Gefühle zu einem rhythmischen Ausdrucke; fromme Andacht, muthige Verehrung des Schöpfers und bildsame Phantasie gestalteten sich zu einer Hymne an Gott — er zog seine Schreibtafel hervor und schrieb:

„„Groß ist der Herr! Die Himmel ohne Zahl
Sind seine Wohnungen,
Sein Wagen sind die donnernden Gewölk',
Und Blitze sein Gespann.
Die Morgenröth' ist nur ein Wiederschein
Von seiner Kleider Sonne,
Und gegen seinen Glanz ist alles Licht
Der Sonne Dämmerung.““

Und voll Lob des Höchsten fühlte er auch den Dank für Leben und Wohlthat, indem er dichtete:

„„Und o! wie liebreich sorgt er auch für mich!
Er gab, statt Gold's und Ruhm's,

Vermögen mir, die Wahrheit einzusehen,
Und Freund und Saitenspiel.
Erhalte mir o Herr, was Du verliehest!
Mehr brauch' ich nicht zum Glück,
Durch heil'gen Schauer, will ich, ohnmächtig sonst,
Dich preisen ewiglich!"" —

— „Diese Hymne will ich zum Abschiede meinem Gleim senden" — dachte er — „ist es doch das Erste, was ich wieder dichtete nach langer Ruhe. Meine Soldaten haben mir den Stoff dazu gegeben, vielleicht danke ich ihnen noch mehr!" —

Das Jahr 1758 war vorübergegangen: Frühling und Sommer des folgenden Jahres 1759 hatten mancherlei Ereignisse gebracht, das preußische Volk lebte noch in den Stürmen der Weltgeschichte, die sein großer König mit dem Schwerte dictirte.

— Die erste Hälfte des Augustmonats war verstrichen, als Gleim an einem warmen Tage auf dem Schlosse zu Wernigerode ein gerngesehener Gastfreund des Grafen war, dessen Familie ihn „Onkel" nannte und ihn schon oft im Wagen nach dem schöngelegenen Bergschlosse abgeholt hatte. Der leutselige Graf hatte nach der Mittagstafel mit Gleim eine Promenade in den Garten gemacht und ihn dann im Kreise

der Kinder zurückgelassen, welche gern mit dem heiteren „Onkel Gleim" spielten und denen er immer etwas Neues darzubieten vermochte. Als der Graf in sein Zimmer gehen wollte, um ein Schläfchen zu machen, begegnete ihm die Gemahlin und ihre besorgliche Miene haftete fragend auf dem sinnend erscheinenden Gatten.

— „Hast Du ihm etwas gesagt? Ich sahe Dich mit ihm allein im Garten" — sprach die Gräfin.

— „Nein, ich kann ihm den Kummer noch nicht machen, er ist so heiter und es drückt mich, ihm in meinem Hause Schmerzen zu bereiten." —

— „Aber von der Schlacht weiß er doch schon?" —

— „Nur so viel, wie andere Leute hier in der Gegend — ich möchte mit meiner Nachricht, welche ich direct aus Berlin erhielt, so lange warten, bis er von der unglücklichen Affaire bei Kunersdorf erfährt; das kann heute Abend schon überall hier bekannt sein, dann habe ich Gelegenheit ihn auf das Schlimmste vorzubereiten." —

— „Ach!" — seufzte die Gräfin — „was steht uns noch bevor — eben sagt mir ein Jäger, die Königsfamilie sei von Berlin geflohen und in Magdeburg angekommen — das preußische Heer zertrümmert, das Land den Oesterreichern und Russen preisgegeben." —

— „So schlimm kann es nicht sein, denn ich hörte heute Morgen, daß in Magdeburg russische Kriegsgefangene angemeldet wären." —

— „Ach! lieber Mann, suche unserem Gleim nur be-

hutsam die Nachricht, welche ihn persönlich betrifft, zu überbringen, Du weißt ja, wie er an Kleist hängt." —

— „Nachher — Unangenehmes hört man immer früh genug." —

Der Graf ging in sein Zimmer, um seine gewohnte Sieste zu halten, die Gräfin entfernte sich in den Garten.

Der Abend rückte heran; Gleim stand gegen acht Uhr vor einem der hohen Schloßfenster im alten Rittersaale, wo er so gerne weilte, und blickte in den Purpurglanz der scheidenden Sonne. Unten die Stadt Wernigerode lag bereits im Schlagschatten der westlichen Gebirge, rechts erweiterte sich eine liebliche Landschaft der Ebene im röthlichen Wiederscheine des Himmels, während links der Brocken sein hohes Haupt noch in den vollen Sonnenschein des Tages tauchte. Ringsum ein Bild des Friedens; die Gluth der Abendröthe fiel heiter auf Gleim's Antlitz und in die Fenster des Rittersaals; mit offener Seele genoß Gleim diesen herrlichen, landschaftlichen Eindruck und seine Blicke suchten rechts in der Ebene den Dom von Halberstadt, seine liebgewonnene, neue Heimath.

Da nahete der Graf langsam, nachdenklich und mit beobachtendem Blicke; er trat mit an das Fenster, folgte der Hinweisung Gleim's auf den prächtigen Abendhimmel und rückte sich dann einen der Sessel näher. — „Setzen wir uns hier ein wenig" — sprach er — „ein schöner Abend sollte einen guten Tag verkünden." —

— „Haben Sie Nachrichten von der Schlacht?" —

fragte Gleim plötzlich unruhig, als er bemerkte, daß der Graf mit sichtbar abwesenden Gedanken in die schattige Stadt niedersahe.

— „Sie soll nicht zu den glücklichsten unseres Königs gehören" — antwortete er nach kurzem Besinnen — „indessen hoffen wir, hat doch Kollin auch seine baldige Vergeltung gefunden. — Was haben Sie denn in diesem Jahre mit der Feder gearbeitet?" —

— „Ein anonym erschienenes Trauerspiel, Namens Philotes, gefiel mir so wohl, daß ich es in Verse brachte und nun endlich gewahr werde, daß Lessing der Verfasser ist. Da er nun meine Arbeit lobte, habe ich ihm neulich ein Fäßchen Wein hingesandt." —

— „So?" — sagte der Graf zerstreuet — „wie lange ist's her, daß Sie Kleist nicht gesehen haben, daß er Ihnen geschrieben hat?" —

Gleim sprach viel zu gern von seinem Kleist, um nicht sofort gesprächig zu werden. — „Ach!" — erwiderte er — „gesehen habe ich ihn zuletzt im Herbste vorigen Jahres zu Bernburg, aber geschrieben hat er mir schon oft wieder und sein letzter Brief war vom 23. Juli, also vor drei Wochen bei mir eingetroffen. Gott erhalte ihn." —

— „Also er schrieb zuletzt vor drei Wochen?" — wiederholte der Graf gedankenvoll — „wo war er damals?" —

— „Auf der Verfolgung des österreichischen Generals Haddik nach Zittau. Schon wenige Tage nach unserer Trennung in Bernburg sendete er mir eine schöne Hymne an

Gott, welche er zu Pferde, dem Bataillon voraufreitend, in andächtigem Anblicke des Morgens, gedichtet hatte. Er kam Ende October in das Lager bei Maxen, schrieb mir sogleich nach dem unglücklichen, nächtlichen Ueberfalle bei Hochkirch, daß die Verluste unseres Königs nicht so groß seien, als die Oesterreicher verbreiteten, ergoß sich in Begeisterung über die beiden Officiere von Lange und von Merwitz, welche mit ihrer kleinen, spartanischen Schaar den Kirchhof bis zum Tode vertheidigt hatten, beklagte den Tod des tapfern Feldmarschall Keith und vergaß darüber sein eigenes Unglück, das er mir nur mit wenigen Worten als Postscriptum meldete, obgleich ich weiß, wie schmerzlich es ihn getroffen hat." —

— „Was für ein Unglück?" — fragte der Graf.

— „Die Russen haben ihm sein kleines Gut Ruschwitz rein ausgeplündert und ihm dadurch alle Hoffnung auf ein selbstständiges Dasein im Alter geraubt; aber Friedrich's Unglück bei Hochkirch ging ihm über Alles und nur mit wenigen Zeilen bemerkte er am Rande des Briefes: „„Die Russen sind auf meinem kleinen Gute gewesen und haben mir Alles genommen. Nun bin ich mit meinen armen Bauern und Geschwistern ganz ruinirt. Ich habe immer gedacht, noch einmal zu Hause zu sterben, wenn ich's im Kriege nicht würde, aber nun . . ."" — Ach! diese abgebrochene Zeile zeugt von dem edlen Schmerze meines Kleist hinreichend — aber er soll keine Noth haben, so lange ich lebe." —

— „Nun, nun" — versetzte der Graf zerstreuet und unruhig in die Abendröthe blickend — „der Landmann pflegt zu sagen, daß der liebe Gott warmen Wind schicke, wenn das Lamm geschoren ist. Ihrem Freunde wird es auch nicht fehlen — aber . . . " Hier brach der Graf plötzlich ab, da er den Muth nicht hatte, Das, was er auf dem Herzen trug, jetzt mitzutheilen, zumal er Gleim's wehmüthiges Sinnen bemerkte. Um ihn auf andere Gedanken zu leiten, sprach er: — „der Ueberfall bei Hochkirch ist immer ein großes Unglück für die Armee gewesen, da der Feldmarschall Keith bleiben mußte." —

— „Aber" — fiel Gleim ein, welcher bei Erwähnung der Affaire schnell in sein patriotisches Feuer gerieth — „es war eine neue Gelegenheit, unseren König und unsere Armee zu bewundern. Als Daun bei Nacht und Nebel seine besten Grenadierregimenter dicht vor das preußische Lager rücken ließ, um es zu überfallen, saßen unsere Officiere noch bei Wein und Spiel in den Zelten und erst, als Alles schlief und die Thurmuhr von Hochkirch Vier schlug, brachen die versteckten Feinde aus dem Gehölze hervor und nahmen im ersten Anlaufe die ganze, auf den Höhen befindliche Artillerie weg. Nun erst wurde Lärm geblasen, mancher Grenadier lief ohne Schuh, Kamaschen, Rock und Hut in seine Compagnie und lud sein Gewehr; der König, in seinem Hauptquartier bei Rockwitz, glaubt, es seien die Croaten, wirft sich auf's Pferd, sieht aber bereits Hochkirch in hellen Flammen stehen und ruft dem Feldmarschall Keith im Fluge

zu: — „das soll uns der Leuchtthurm sein, um unsere Dispositionen zu machen — Hochkirch soll bis auf den letzten Mann vertheidigt werden!“ — Eine kleine Heldenschaar auf dem Kirchhofe verhinderte das Eindringen in das Dorf, das sie wie Leonidas die Thermopylen vertheidigte, zwei Male wurde Keith zurückgeworfen, da stieg er vom Pferde, hielt einen Tambour fest und ließ so lange Sturm schlagen, bis sich wieder eine kleine Truppe um ihn gesammelt hatte, mit dieser drang er vor bis zum Kirchhofe, wo eine feindliche Kugel ihn durchbohrte. Die Feinde begruben ihn am nächsten Tage feierlich in der Kirche, wo er bis zum Februar dieses Jahres geruhet hat, bis ihn der König, der ihn als Freund liebte, in die Garnisonkirche nach Berlin bringen ließ. — Der Ueberfall kostete viel, es fiel auch der Prinz Franz von Braunschweig; — der König, Prinz Moritz von Anhalt wurden verwundet und die Generäle von Geist, von Retzow und von Krockow starben an ihren Wunden. Hochkirch konnte nicht gehalten werden, der König sammelte die Trümmer seiner Armee eine halbe Stunde von dem Orte, aber es fehlten an 9000 Mann, 28 Fahnen, 101 Geschütze und alle Lagerzelte. Alles schien verloren, nur die Ehre nicht. Und an demselben Tage starb Friedrich's zärtlich geliebte Schwester, die Markgräfin von Baireuth.“ —

— „Ja, es giebt Unglückstage, aber man muß am Könige ein Beispiel nehmen und durch festen, philosophischen Muth dem Unglück Trotz bieten. Denken Sie an den König; er verlor in derselben Stunde seinen Freund und seine

Schwester. Sagen Sie mir, lieber Gleim, war Ihr Kleist mit bei Hochkirch?" —

— „Nein, er lag im Lager bei Maxen, dann aber mußte er mit gegen Dresden aufbrechen, wo die Oesterreicher unter Daun den General Fink vertrieben und die pirnaische Vorstadt zum Theil eingeäschert hatten. Kleist hatte die Ehre, mit seinem Bataillon, unterstützt von den Meinekschen Dragonern, das Vordringen der österreichischen Macht über den Plauen'schen Grund zu verwehren. Seine Besonnenheit und innere Kraft wirkten begeisternd auf die Truppen; anfangs ließ er das Feuer der österreichischen Geschütze, ihrer großen Uebermacht wegen, unerwidert, da trat ein alter Kanonier zu ihm und sprach: — „soll uns der Feind auf der Nase spielen? Lassen Sie uns feuern!" — Kleist wußte, daß sich dann das Feuer der Feinde auf diesen Punkt concentriren würde, er gab aber dem alten Kanonier nach, stellte sein Bataillon günstig auf und alsbald sprüheten die Kugeln um ihn her. Aber Gottes Schutz war über ihm, er hielt sich gegen das Feuer, schlug einen Versuch der Husaren, durch den Grund zu setzen, heldenmüthig zurück und erhielt dann Befehl, sich dem General Itzenplitz anzuschließen, um Dresden zu schützen. — Unter Fink machte er dann gegen Ende des Jahres mehre kühne Postirungsgefechte mit, bezog das Winterquartier bei Zwickau und mußte noch die furchtbare Nachricht hören, daß die Russen auf das Rittergut seines Mutterbruders, von Manteuffel gedrun-

gen und den ehrwürdigen Greis mit dreißig Wunden ermordet hatten.“ —

— „Und dennoch behielt er Seelenstärke und Muth“ — sagte der Graf — „er ist seinen Freunden ein Beispiel, wie man in solchen Fällen selbst fühlen soll.“ —

— „Ich bewundere ihn darin“ — erwiederte Gleim — „denken Sie Sich, trotz Krieg und Seelentrauer, beschäftigte er sich während der letzten Winterruhe mit literarischen Arbeiten, bereitete eine neue Auflage seiner Gedichte vor, schrieb an seine Freunde, um ein Wochenblatt im Sinne des „Zuschauers“ zu gründen, das er den „Sittenrichter“ nennen wollte und dichtete die schöne Hymne, welche ich Ihnen im Februar vorlas und beginnt:

„„Nicht nied're Lust, auch nicht Eroberer,
Noch Gold und Schätze will ich singen,
Mein Geist soll sich dem Tand der Erde kühn entschwingen,
Der Himmel sei mein Lied! Mein Lied der Herr!““ —

— „Schickte er Ihnen nicht auch aus dem Felde sein Portrait, welches Sie uns im Frühlinge zeigten? Alles deutet darauf hin, daß er, wie in heiliger Ahnung, an eine mögliche Trennung denkt.“ —

— „O! wie glücklich hat er mir noch in Bernburg das Idyll geschildert, das er nach beendigtem Kriege leben möchte. Sollte ihm die Vorsehung nicht für das lange Sehnen und Ringen nach Ruhe endlich das Friedensglück

dieser Erde gönnen? Das Portrait schickte er mir im Frühlinge aus Hof in Franken, von wo er im Juni nicht nach Sachsen mit dem Heere zurückkehrte, sondern vom Prinzen Heinrich ein Recognoscirungs-Commando nach der böhmischen Grenze bekam. Im vorigen Monate, wo er mir den letzten Brief aus Zittau schrieb, folgte sein Regiment dem zehntausend Mann starken Corps, welches General von Fink dem Könige nach Frankfurt an der Oder zuführte — ich brenne vor Ungeduld, einen Brief von ihm zu erhalten, vielleicht hat er an der Schlacht bei Kunersdorf, von der heute Morgen die ersten beunruhigenden Gerüchte hier bekannt geworden sind, Theil genommen — Gott und mein Gebet werden ihn geschützt haben!" —

Die Sonne war im Begriff, am Bergrande mit rother Feuerpracht niederzutauchen. Beide sahen einen Augenblick schweigend, besonderen Gefühlen hingegeben, in die glühende Landschaft. — „Mein lieber Secretair" — hub der Graf aufstehend an — „der Mensch denkt und Gott lenkt — unsere Hoffnung rudert wol dem geträumten Ziele entgegen, aber das düstere, stumme Schicksal lenkt das Steuer; — man sprach davon, daß viele preußische Officiere in Gefangenschaft gerathen seien, wenn ich nicht irre, so nannte man auch Kleist." —

Gleim erschrack und starrte den Grafen betroffen an, aber er hatte noch nicht Zeit und Kraft zur weiteren Frage gefunden, als die Thür des Rittersaales geöffnet wurde und der Domdechant von Spiegel aufgeregt und athemlos her-

eineilte, den Grafen und dann Gleim flüchtig, aber schmerzlich umarmte und alsdann, die Hände zusammenschlagend, ausrief: — „Gott sei uns gnädig! Was soll aus unserem König, aus unserem Lande werden? Die Schlacht ist furchtbar gewesen, aber verloren — verloren!“ —

Der Schreck bannte den Grafen und Gleim fest — die Gräfin erschien angstvoll erregt im Saale und rief: — „Barmherziger Himmel! was für Nachrichten bringen Sie? Haben wir feindlichen Ueberfall zu fürchten?“ —

— „Ich komme von Berlin“ — erzählte der Domdechant in großer Bewegung — „ich habe die Königin nach Magdeburg begleitet, vielleicht sind die Russen jetzt schon in Berlin — o! unglückliches Land! Beklagenswerther König!“ —

— „Weiter! Weiter!“ — rief der Graf — aber Gleim blickte mit schmerzlichem Muthe der Zuversicht zum Himmel und sprach: — „Friedrich wird dennoch siegen, so hast Du es beschlossen, Gott! Aber mein Kleist! Mein theurer Kleist!“ —

— „Hören Sie“ — fuhr Spiegel fort: — „die Russen standen unter Soltikof schon am 11. August in Schlachtordnung bei Kunersdorf, an seinen linken Flügel am Judenberge schloßen sich die Oesterreicher unter Laudon an. König Friedrich griff den linken russischen Flügel an, umging in drückender Hitze, da die Russen ihre Frontstellung änderten, den linken Flügel auf dem Judenberge, erreichte den Saum

des Waldes an der Heide, ließ Batterien aufwerfen und den General Schenkendorf vorgehen; der linke, russische Flügel wich bis auf den Kirchhof von Kunersdorf zurück, die gesammte Infanterie drang jetzt darauf ein, die Russen wurden geworfen, Mauern, Gräben, Verschanzungen genommen, 180 Kanonen erobert, der Kirchhof war Abends 6 Uhr im Besitze der Preußen; der König fertigte Couriere mit der Siegesnachricht nach Berlin und Breslau ab, da nur noch die letzte Verschanzung auf dem Judenberge zu nehmen war. Seidlitz sollte mit seiner Reiterei über sumpfigen Wiesenboden den Angriff machen, er stellte dem Könige die Gefahr vor, Friedrich wiederholte seinen Befehl zornig, Seidlitz gehorchte, der Sumpfboden zog Mann und Pferd hinab; — da brechen die Oesterreicher mit ihren frischen Truppen hervor und stürzen sich auf die ermatteten Preußen, sie weichen; mehremale sammelt sie der König wieder, er setzt sich selbst der Gefahr aus, sein Leibroß wird schwer verwundet, er besteigt ein Campagnepferd, das unter ihm erschossen wird; sein schnell bestiegenes Lieblingsroß wurde wild, er mußte den Schimmel des Flügeladjutanten von Götzen besteigen, während zwei Adjutanten an seiner Seite fallen; er fühlte sich selbst getroffen, eine Gewehrkugel hatte ein kleines, goldenes Etui in seiner Westentasche zusammengedrückt — die schon gewonnene Schlacht ging verloren, in Verwirrung flohen die gesprengten Regimenter, von den Feinden verfolgt, die niederhaueten, was sie erreichen konnten; selbst der König gerieth mitten unter die Kosacken, wo ihn der Rittmeister von

Prittwitz, ein Ziethen'scher Husar, heraushieb. Zum Glück hatte der Feind die Schiffsbrücke bei Reitwen abzubrechen versäumt und auf diesem einzigen Uebergangspunkte retteten sich die Trümmer der Armee. Der König ist in Verzweiflung bei Nacht in das Dorf Oetscher gekommen und hat alle Kräfte gesammelt, um dem Minister Finkenstein in Berlin das Unglück zu melden. Gestern Abend traf der Brief dort ein, nebst vielen anderen Nachrichten — der König schließt seinen Brief mit den Worten: — „Ich habe keine Hülfsquellen mehr, ich halte Alles für verloren! Ich werde das Verderben meines Vaterlandes nicht überleben. Adieu, auf ewig!" —

— „O! Gott! Gott!" — meinte Gleim die gefalteten Hände emporhaltend — „mein König! Mein Kleist!" —

— „Wir haben Alle zu trauern" — sagte Spiegel — „mit den Grenadierliedern ist's vorbei — der König ist krank und hat das Commando dem General Fink übergeben — auch Sie, lieber Gleim, haben mit tausend Andern, einen doppelten Schmerz zu ertragen, Sie wissen, daß Kleist . . .

— „In Gefangenschaft gerathen ist — in Gefangenschaft" — fiel der Graf schnell ein und Spiegel, welcher ihn fragend ansahe, verstand ihn, reichte Gleim die Hand und sprach: — „trösten Sie Sich, lieber Freund — wo ganz Preußen weint, da fließt der Schmerz des Einzelnen trostreich mit in das allgemeine Leid; — wie viele Tausende weinen heute!" —

Die Sonne war untergegangen, ein blutiger Schein drang noch über das Gebirge. Man verließ den Rittersaal, um in die Wohnzimmer zu gehen. Gleim hatte keine Ruhe, ehe er nicht genauere Kunde von Kleist's Schicksale bekommen hatte; die Gefangenschaft schien ihm entsetzlich für des Freundes Gemüth. Spiegel hatte im ferneren Laufe des Gespräches mitgetheilt, daß in Magdeburg russische Kriegsgefangene eintreffen würden und sie erwartete Gleim mit quälender Ungeduld, um sie über Kleist zu befragen. Als am späten Abend der Mond aufgestiegen war, schritt Gleim einsam im Garten des Schlosses umher; seine bewegte Seele verkehrte mit Kleist, seine Blicke weilten am Sternenhimmel.

Oben im Schlosse fragte unterdessen der Domdechant von Spiegel den Grafen: — „Weiß unser Freund nicht, daß Kleist schwer und ohne Zweifel tödtlich verwundet ist?“ —

— „Mir ist geschrieben, er sei todt und diese Nachricht mochte ich ihm nicht zuerst und ohne Vorbereitung bringen,“ — sagte der Graf.

— „Nein, von seinem Tod habe ich in Berlin nichts erfahren, wol aber wurde er unter den Verwundeten und Vermißten genannt, es kann sein, daß er in Gefangenschaft gerathen und dort gestorben ist, in der allgemeinen Verwirrung kann über den Einzelnen keine Rechenschaft gegeben werden.“ —

Beide Männer redeten noch bis spät hin über die Bedrängniß des heimgesuchten, den rachsüchtigen Feinden preisgegebenen Landes, während Gleim über seinen Kleist und den König im einsamen Schloßgarten weinte.

Am anderen Tage hielt ihn die Unruhe nicht länger auf dem Schlosse des Grafen zurück; er fuhr nach Halberstadt, um von dort nach Magdeburg aufzubrechen und sich zu bemühen, nähere Kunde über den vermißten Freund einzuziehen. Die Vorstellung, daß derselbe schwer verwundet in russische Gefangenschaft gerathen sei, erschütterte sein Herz um so mehr, da die Nachricht von der verlorenen Schlacht des Königs obenein damit zusammen hing. In Magdeburg wartete er, da die trauernde, königliche Familie unzugänglich war, die Ankunft der russischen Gefangenen ab, welche endlich nach mehren, quälenden Tagen eintrafen und die er aufsuchte, um sie nach einer Gelegenheit auszufragen, wie er dem Freunde Hülfe zusenden oder seine Freiheit vermitteln könne. Die Aussagen dieser Leute spendeten ihm aber wenig Trost; es vergingen vierzehn Tage in Angst und Erwartung, ohne Antwort waren seine Briefe geblieben, welche er nach Berlin, sowie an verschiedene Officiere im Heere gerichtet hatte, da die allgemeine Landesgefahr nicht Zeit ließ, für den Einzelnen sich zu interessiren. Die erwartete Ankunft der Feinde in Berlin regte alle Gemüther auf. Der kranke König hatte in einer Bauerhütte zu Oetscher auf Strohlager seine letzten Nothinstructionen an General von Fink niedergeschrieben, dann das alte Lager bei Reitwen wieder aufge-

sucht, wo sich die zerstreueten Regimenter wieder sammelten, aber schon nach einigen Tagen den Oberbefehl wieder übernommen, da ein Hülfscorps aus Pommern unter dem General Kleist zu ihm gestoßen war. Nur von diesem General Kleist war die Rede, der Major von Kleist, Gleim's treuer Freund, blieb verschollen. — Allmälig trat wieder Hoffnung und damit Besonnenheit in die Gemüther, als die Nachrichten einliefen, daß geschickte Wendungen des Königs den Zug der Feinde auf Berlin verhinderten und der König wieder an Muth wachse. Endlich gegen Ende August gewann das Publikum mehr Einsicht in die Schicksale der Einzelnen und Gleim bemühete sich, eine Audienz bei der Königsfamilie zu erreichen, um sie zu beschwören, dem gefangenen Kleist durch eine Verwendung beim russischen Befehlshaber Erleichterung oder Freiheit zu ermitteln. Er meldete sich eines Morgens bei einer Kammerfrau der Königin, welche ihm bekannt und erst am Tage vorher aus Berlin wieder zurückgekehrt war. — „Lieber Herr Domsecretair" — redete sie ihn mitleidig an — „ich kann mir Ihre Trauer denken, aber lassen Sie es Sich zum Troste gereichen, daß der ganze Hof den Tod des rühmlich gestorbenen Dichters betrauert." —

— „Den Tod?" — stammelte Gleim bestürzt und erblassend. — „Wen meinen Sie? Kleist?" . . .

— „Wissen Sie es denn nicht?" — sprach die Frau, über Gleim's Bestürzung erschrocken — „ach! vorgestern erfuhr ich's in Berlin von Herrn Sulzer und als ich es gestern Abend der Königin erzählte, beklagte sie den edlen

Dichter und widmete ihm mit der versammelten Familie ein recht ehrendes Andenken." —

Gleim athmete tief, sahe die Kammerfrau starr an und konnte kein Wort hervorbringen, — die erschrockene Frau glaubte durch Darstellung der näheren Umstände den betäubten Mann zur Besonnenheit zu bringen und fuhr fort: — „Er ist in Frankfurt gestorben, der Professor Nicolai hat den Tod beim General angezeigt, der Major ist ehrenvoll begraben." —

Jetzt erhielt Gleim wieder Sprache und Thränen. — In laute Klagen ausbrechend hatte er nicht Geduld genug, um die allgemeinen Angaben der Frau anzuhören, seine weinende Seele drängte hin nach dem Grabe des Freundes, ohne daran zu denken, daß der Weg dahin von Feindesmacht versperrt war, — sein Trostbedürfniß verlangte die unmittelbare Vergegenwärtigung aller, das Bild der letzten Lebensstunden Kleist's darbietenden Umstände. In dem Schmerze des unersetzlichen Verlustes eilte er nach Halberstadt zurück, um an seine Freunde in Berlin zu schreiben und sie um Trost anzurufen. — Besorgt kam ihm seine Nichte an der Hausthür entgegen, in seinem Antlitze das Unglück erkennend, das ihn so lange in Magdeburg zurückgehalten hatte. — „Er ist todt!" — jammerte er, als er der Nichte trauernde Blicke sahe — „O! mein Kleist! — mein treuester Freund für alle Ewigkeit!" — Dann floh er vor das Portrait des Geliebten und weinte ihm heiße Thränen nach. — Erst spät wagte Dorothea einen Brief

vorzuzeigen, den ein durchreisender Kaufmann schon gestern Abend abgegeben hatte. Gleim erkannte Ramler's Hand und erbrach das Schreiben mit angstvoller Erwartung.

— „Jetzt heißt es stark sein, wie ein Grenadier“ — schrieb Ramler — „unser Freund hat vollendet; — im Leben geliebt, im Tode geehrt — er ist unter treuer Pflege eines Freundes gestorben. Lesen Sie diesen Brief des Professors Nicolai — er ist an Sie gerichtet — Gott helfe Ihnen im Schmerze! Lessing, Sulzer und ich beweinen ihn, wie einen Bruder!“ —

Und der Brief Nicolai's enthüllte vor Gleim's Seele das düstere Bild der letzten Lebenstage Kleist's, in das der Tod die sanften, verklärenden Strahlen des Himmels geworfen hatte. —

Mit Hoffnung auf Sieg und Ruhm war Kleist, muthig und leuchtenden Blick's, der Avantgarde nach, gegen den Feind aufgebrochen, als gegen Mittag am verhängnißvollem 12. August das Fink'sche Corps auf dem rechten Flügel vorrückte, um die Russen durch einen Bajonetangriff aus den Verschanzungen am Mühlberge zu vertreiben, Er war als zweiter Stabsofficier des Regimentes verpflichtet, zu Pferde hinter der Front zu bleiben, um die Ordnung des zweiten Gliedes zu erhalten und das Zurückweichen der einzelnen Soldaten zu verhindern. Der Commandeur des Regimentes führte dasselbe gegen eine russische Batterie und sie wurde, nebst einer zweiten und dritten erobert, schon hatte

Kleist zwölf Schüsse von matt gewordenen Kugeln erhalten, welche durch ihre Dröhnung ihn schwächten, schon waren ihm die beiden ersten Finger der rechten Hand zerschossen und der Dichter zum künftigen Führen der Feder unfähig gemacht, da nahm er den Degen in seine Linke, um die Soldaten zu ermuntern, das gefällte Bajonet gegen die österreichischen Grenadiere zu richten. In diesem Momente stürzte der Commandeur; Kleist sahe ihn fallen, sprengte um den Flügel herum vor die Fronte und führte seine Leute vor die vierte Batterie. Einer der Fahnenjunker trug neben seiner eigenen noch zwei andere, von gefallenen Waffenbrüdern, Kleist unterstützte ihn, die Fahnen hoch empor flattern zu lassen, da fuhr eine Gewehrkugel in seinen ausgestreckten linken Arm; er faßte Degen und Zügel wieder mit der verwundeten Rechten und drang vorwärts gegen die Batterie. Dreißig Schritte noch war er von ihr entfernt, als die schon im Weichen begriffenen Kanoniere noch eine Kartätschenladung gaben — Kleist sank vom Pferde herab, drei Kartätschenkugeln hatten ihm das rechte Bein zerschmettert. Seine Soldaten stutzten und blieben halten; — „helft mir auf's Pferd!" — rief er und zweimale wurde es versucht, aber er sank jedesmal ermattet wieder herab. — „Kinder!" — rief er — „verlaßt Euren König nicht!" — und mit neuer Begeisterung stürmten die Soldaten vorwärts, den Schwerverwundeten zurücklassend, um selbst vor der Batterie den Tod zu empfangen. In ohnmächtiger Schlummersucht sahe Kleist noch, wie im Traume, seine Soldaten kämpfen,

fallen, aber durch eine nachrückende frische Schaar ersetzt werden. — Zwei Soldaten trugen ihn hinter die Fronte — ein dritter gesellte sich hinzu, da er seinen ehemaligen Hauptmann im Prinz-Heinrich-Regimente wiedererkannte und ihn nicht eher verlassen wollte, bis er ihn in den Händen des Chirurgen wußte. Ein solcher wurde gerufen. Die Schmerzen des Verbandes weckten Kleist aus seiner Ohnmacht, er schlug die matten Augen auf, sahe den Chirurgen neben sich knieen, aber auch in demselben Momente von einer in den Kopf fahrenden Kugel todt niedersinken. So lag der Hülflose neben einer Leiche. — Da brauseten Kosacken heran, um die Preußen rücklings zu überfallen, einige von ihnen sahen den Stabsofficier liegen, warfen sich über ihn her, plünderten ihn aus, nahmen dem Ohnmächtigen mit roher Grausamkeit Kleider und Geldwerth, warfen ihn nackend in einen nahen Sumpf und jagten davon. — Verlassen und mit furchtbaren Schmerzen lag er hier bis zur anbrechenden Nacht, wo gänzliche Bewußtlosigkeit seine Qualen linderte. Da sprengten russische Husaren herbei, stiegen ab und machten ein Wachtfeuer an; sie bemerkten den Röchelnden, zogen ihn mitleidig aus dem feuchten Graben auf's Trockene, legten ihn neben ihrem Wachtfeuer auf ein Strohlager, hüllten ihn in einen Mantel und setzten ihm einen Hut auf, theilten mit dem zum Bewußtsein Zurückkehrenden Brot und einen Trunk frischen Wassers und der heiße Durst des Wundfiebernden wurde weniger qualvoll. Kleist lächelte ihnen Dank zu. Ein Husar bot ihm ein

Achtgroschenstück an, aber Kleist schüttelte mit dem Kopfe, der Husar warf es ihm dennoch mitleidig auf den Mantel und nach kurzer Rast sprengten sie sämmtlich wieder davon. Das glimmende Wachtfeuer lockte nach einiger Zeit einen herumstreifenden Schwarm Kosacken herbei, sie fanden den Schlummernden, raubten ihm Geld, Mantel und Hut wieder und ließen ihn ohne weitere Mißhandlung liegen. Das Hin- und Herreißen der rohen Plünderer hatte ihn wieder zum schmerzvollen Bewußtsein gebracht, seine Wunden brannten, die furchtbare Nacht ging endlich in einen dämmernden Morgen über, dem Kleist zugleich mit dem Tode entgegenharrte. Erst gegen zehn Uhr sahe er einen russischen Stabsofficier über das Schlachtfeld reiten. Kleist rief ihn mit letzter Kraft an; der Officier, ein Herr von Stackelberg, näherte sich ihm, übte Barmherzigkeit und ließ ihn auf einen Wagen legen und nach Frankfurt fahren, wo er gegen Abend ankam und jetzt erst der erste Verband seiner Wunden vollendet wurde, woran der Chirurg am gestrigen Tage durch raschen Tod unterbrochen worden war. — Aber Mißhandlung, Nässe, Nachtkälte und Verbandlosigkeit hatten die Wunden in einen tödtlichen Zustand gebracht. Professor Nicolai, den Kleist schon vor der Schlacht gesprochen und den er einst in Berlin durch Ramler kennen gelernt hatte, war kaum von dem Unglück und der Anwesenheit des Freundes benachrichtigt worden, als er alle Mittel ergriff, um von dem russischen Commandeur die Erlaubniß zu erhalten, den Verwundeten in seine Wohnung aufzunehmen,

was auch geschahe und wo er unter der Pflege freundschaftlicher Gastlichkeit einigermaßen Linderung seiner Schmerzen empfand. Seine Gedanken weilten bei dem Könige und die verlorene Schlacht, von der er jetzt Kenntniß erhielt, konnte ihn zwar betrüben, aber seine Zuversicht auf Preußen's endlichen Sieg nicht erschüttern; seine Gedanken eilten zu Gleim und er verlangte, daß man dem gefühlvollen Freunde sein Schicksal noch verheimliche. Russische Officiere und die Gelehrten Frankfurt's suchten sein Lager auf, um ihm Theilnahme und Trost zu spenden, er fühlte wieder Lebenslust, Hoffnung auf Genesung, muntere Freude an der Unterhaltung, er freuete sich auf die Tage, wo er, seinem Gleim die Angst ersparend, von seiner Rettung selbst Nachricht geben und als kampfunfähiger Mann, mit ihm der Natur und Landfreude leben würde. — — Die zersplitterten Knochen seines Schenkels fingen an, sich aus der Wunde zu scheiden, da entstand in der Nacht zum dreiundzwanzigsten August eine heftige Blutung und er rief dem besorgten Arzte heiter zu: — „solche Blutung hat mir schon einmal wohlgethan, als mein Gleim mich in Potsdam pflegte und das anakreontische Lied vorlas.“ — Aber die letzten Kräfte des erschöpften Mannes verrannen mit dem fließenden Blute, er verfiel in einen Schlummer, in welchem er träumerisch mit Gleim und der Erinnerung an die schönen Stunden von Sanssouci verkehrte — mit Schreck erkannten die herbeieilenden Freunde am andern Morgen die plötzliche Veränderung in den Zügen des heldenmüthigen Dichters. Aber der Tag ver-

ging, die Nacht zum vierundzwanzigsten August begann; nach der zwölften Stunde verfiel er in den bewußtlosen Zustand eines Sterbenden. Nicolai saß an seinem Lager und betete und um zwei Uhr war die verklärte Seele des Leidenden aus der sterblichen Hülle entflohen, um im höheren Lichte zu schauen, was der Dichter geahnt hatte. Er war einige Monate über 43 Jahre alt geworden.

Nicolai hatte für ein ehrendes Begräbniß gesorgt, wobei die russischen Officiere ihm kameradschaftlich Hülfe leisteten. — „Wo ist sein Degen?“ — fragte Herr von Stackelberg, als er den Sarg ohne militairische Attribute erblickte; und als er hörte, daß der Degen auf dem Schlachtfelde verloren gegangen sei, da legte er ritterlich seine eigene Waffe auf den Sarg mit den Worten: — „Ein solcher Krieger darf nicht ohne dies Ehrenzeichen begraben werden!“ — Dem Sarge folgten viele russische Officiere, Gelehrte und Studenten. Als der Sarg versenkt war, trat Nicolai in feierlicher Stimmung an die Gruft und sprach: — „Er hat sich selbst die Grabschrift gegeben, als er seinem Waffengenossen, Major von Blumenthal, die Worte nachsang:

„„Ihr Winde, wehet sanft! Die heil'ge Asche ruht!““ —

Gleim war in tiefe Trauer versunken — sein Herz blutete, der hereinbrechende Herbst mit seinen herniederfallenden Blättern mahnte ihn an den Tod, die verlorene Schlacht hatte den Muth des Grenadier-Sängers gebrochen, zumal die betäubende Nachricht im November eintraf, daß General von Fink mit seinem ganzen Corps bei Maxen das Gewehr vor dem überlegenen Feinde niedergelegt und sich kriegsgefangen übergeben habe. Gleim verlebte einen einsamen, stillen Winter und empfand seine Trauer um so tiefer, als alle preußischen Patrioten den Nothstand des Königs und die ungewisse Zukunft im bevorstehenden Frühlingsfeldzuge mit Sorge betrachteten. Er rang mit sich selbst, um die feinfühlende Dichterseele allmälig mit Gott und Natur in Einklang zu bringen.

Und als der Frühling kam, die Nachtigall sang und Gleim die Lockungen der Natur zur Freude vernahm, da strömte sein Schmerz im ersten Liede aus, womit er der sonst so freudig begrüßten Nachtigall antwortete:

„„Ich denk' an meinen Kleist, o liebe Philomele,
Vergebens singest Du!
Du singst ihn nicht hinweg, den Gram aus meiner Seele,
Ich höre Dir nicht zu!
Kein Kleist ist auf der Welt, die Welt ist mir zu enge,
Vergebens singest Du!
Wenn mir ein Engel jetzt, wenn mir Eloa sänge,
So hört' ich ihm nicht zu."" —

Um so offener war aber sein Ohr und Herz für alle Klänge, welche ihn an Kleist erinnerten. Mit Rührung vernahm er die Kunde, daß eine Jungfrau in Frankfurt das Grab des Helden und Dichters mit Frühlingskränzen geschmückt hatte. Mit dankbarer Begeisterung horchte er auf, als in den Berliner und Frankfurter Zeitungen ein Gedicht erklang, welches eine Frau, Anna Louise Karschin, „an den Mai" gerichtet und am Grabe Kleist's empfunden hatte.

„„Von dem größten Künstler, der aus Steinen
Bilder machet, die wie Menschen weinen,
Werdest Du gebildet auf Sein Grab!
In Gestalt des Mädchens, die ihn dachte,
Mit dem Schooß voll Blumen, die sie brachte,
Bilde Dich des Künstler's Meißel ab.
Wenn alsdann in spät gekomm'nen Tagen
Wand'rer nach des Grabes Namen fragen,
Nenn' ein Marmorschild den sanften Kleist,
Und berichte, wie das Mädchen heißt,
Das, gereizet von des Helden Ruhme,
Seinem Staube, diesem Heiligthume,
Tausend Frühlingskinder opferte.
Schöner Mai, ach komme oft noch wieder,
Streu' aus Deinem Schooße Blumen nieder
Vor dem Mädchen, daß es sanfter geh'! —""

— „Das sang eine mir verwandte Seele!" — rief Gleim mit dankbarer Wehmuth — „wer bist Du, Frau, die mir theuer ist, weil sie meinen Kleist verehrt?" —

Und aus Berlin erfuhr er, daß sie eines armen Schneiders verlassene, umherirrende Frau, ein ehemaliges Dorfmädchen sei, die zur Zeit in Glogau lebe und, von der Begeisterung über Friedrich's Größe entzündet, ihr poetisches Talent in patriotischen Gesängen ausströmen lasse.

— „Sie hat Friedrich und meinen Kleist besungen" — sprach Gleim voll Gluth der Empfindungen — „das ist genug, um sie zu meiner besten Freundin zu machen. Wo finde ich ihre Lieder, wie danke ich ihr?" — —

Ende des zweiten Bandes.

Druck von Paul Schettler in Cöthen.

Klencke, Hermann,

Gleim historischer Roman in drei Büchern

Bd.: 2

Cöthen 1855